



Erinnerungen an Odrau



Erinnerungen an Odrau

Erlebnisse in einer kleinen Stadt im Sudetenland
vor und nach dem Zweiten Weltkrieg

Band I

Digitale Ausgabe 2013

17.07.2013

Zusammengestellt und herausgegeben von

Walther Mann, Darmstadt

Mit Berichten von: Helmut Bella; Josef Christ; Emilie Czerny; Gerlinde Dumm; Franz Ehler; Hugo Ehler; Lotte Gäng; Margarete Hauser; Rudolfine Heneka; Helga Hofmann; Josefine Joksch; Johann König; Helmut Kotsch; Othmar Krumpholz; Gertrud Loistl; Walther Mann; Gerda Nepf; Hermine Neubach; Erika Neumann; Clemens Richter; Ria Sandner; Ute Schinagel; August Schmied; Adolf Schneider; Emanuel Schneider; Ilse Schober; Fridolin Scholz; Karl Sommer; Guido Stanovsky; Alfred Tammel; Walter Teltschik; Walter Türk; Brunhilde Weiß; Valerie Wiesinger.

Erinnerungen an Odrau

Erlebnisse in einer kleinen Stadt im Sudetenland
vor und nach dem Zweiten Weltkrieg

Band I

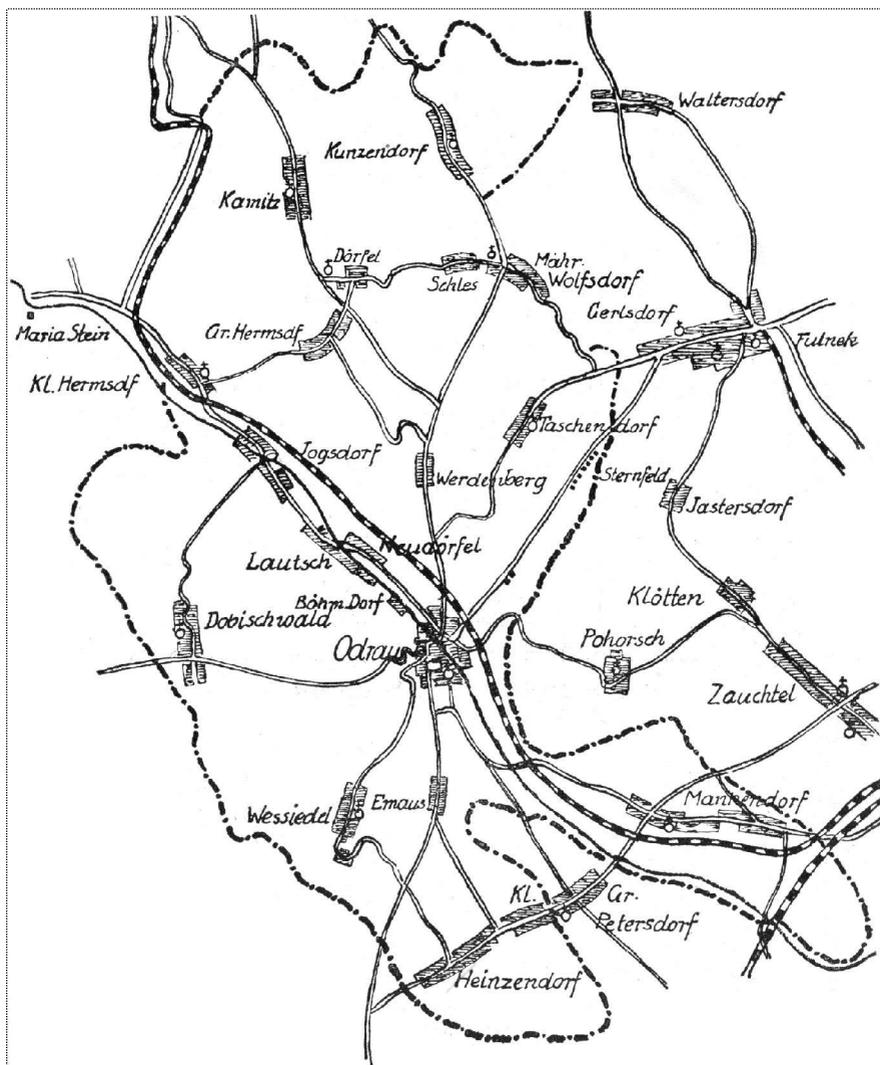
Digitale Ausgabe 2013

- Band I:** 1. Auflage 1999
2. Auflage 2007
Digitale Ausgabe 2013
- Band II:** 1. Auflage 2002
- Band III: Odrauer Wege
nach der Vertreibung**
1. Auflage 2005

Anschrift des Herausgebers:

Prof. Dr.-Ing. Walther Mann †
Claudiusweg 19 B
64285 Darmstadt
Tel. + Fax 06151-47275

ISBN 3 - 00 - 006401 - X



Gerichtsbezirk Odrau

Aus: Heimatbrief der Stadt Odrau Februar 1950

Inhalt

Vorwort	13
Einige historische Daten und Ereignisse aus unserer Heimat	15
Auszug aus den Benes-Dekreten und Gesetzen 1945/46	19
Stadt und Gerichtsbezirk Odrau im Jahre 1900	20

Berichte:

Teil 1: Odrau, seine Umgebung, und die Zeit vor dem Krieg

Helga Hofmann: Odrau - unvergessene Heimat	23
Erika Neumann: In den dreißiger Jahren in Odrau	25
Guido Stanovsky: An der Oder und am Odrauer Mühlgraben	28
Helmut Kotsch: Meine Kindheit in Odrau zwischen den Kriegen	29
Adolf Schneider: Gefahr für unsere Dorfschule in Heinzendorf durch die tschechische Schulpolitik	32
Walter Türk und Ilse Schober: Bürgersinn und Bürgerleid	34
Walter Teltschik: Der Erbrichterhof Teltschik in Kunzendorf	36
Helga Hofmann: Die „Banklen“ an der Oder	39
Lotte Gäng: Die Reise nach Amerika	41
Valerie Wiesinger: Im Rückblick auf acht Lebensjahrzehnte	42

Teil 2: Odrau im Jahr 1938

Helmut Kotsch: Odrau im Umbruch des Jahres 1938	43
Adolf Schneider: Als Deutscher während der General-Mobilmachung 1938	45
Walther Mann: Die deutsche Wehrmacht rückt 1938 in Odrau ein	47
Fridolin Scholz: Jogsdorf im Jahr 1938	49
September 1938: Das Münchner Abkommen	50

Teil 3: Odrau im Zweiten Weltkrieg

Gerda Nepf: Brief einer Großmutter an ihre Enkelin <i>(nicht enthalten)</i>	51
Walther Mann: Mit Fahrtenmesser und Koppelschloß	53
Walther Mann: Als Fahrschüler ins Gymnasium nach Neutitschein	55
Helmut Kotsch: In Odrau am Anfang des Krieges	58
Emanuel Schneider: Segelflieger über dem Taschenberg	59
Erika Neumann: Die Odrauer Schule als Lazarett	61
Gertrud Loistl: Fliegerangriff auf die Eisenbahn	62
Josef Christ: Soldaten in Mankendorf	64
Walther Mann: Die Tragödie einer Odrauer Familie	66

Teil 4: Kriegsende, Flucht, die Russen kommen, Gefangenschaft

Ute Schinagel: Der Verlorene Sohn	69
-----------------------------------	----

Gerlinde Dumm: Die Flucht vor den Russen	73
Walther Mann: Vor dem Massaker in Prerau	75
Das Massaker in Prerau am 18. Juni 1945	78
Erika Neumann: Flucht und Zwangsarbeit	79
Ilse Schober: Flucht, Kriegsende, Rückkehr	83
Fridolin Scholz: Im Treck von Jogsdorf Richtung Westen	84
Guido Stanovsky: Das Kriegsende in der Odrauer Mühle	86
August Schmied: Einnahme der Stadt Odrau durch die Rote Armee	89
Margarete Hauser: Die letzten Kriegstage in Odrau	91
Walter Teltschik: Heimwärts durchs Odertal	94
Josef Christ: Die Russen erobern Mankendorf	96
Helga Hofmann: Eine unvergeßliche Begegnung	99
Emanuel Schneider: Kriegsende, russische Gefangenschaft, Flucht und Heimkehr	100
Adolf Schneider: Vier Silbermünzen als Talisman	103
Hermine Neubach: „Du wirst es brauchen, Towarisch!“	105
Rudolfine Heneka: Vergessenes	108
 Teil 5: Odrau unter tschechischer Herrschaft 1945/46	
Franz Ehler: Mißhandlung und Tod im „Hanke-Lager“ in Mährisch-Ostrau	110
Ergänzung: Das Hankelager in Mährisch-Ostrau	113

Maria Sandner: Erlebnisse als Hilfsschwester im Krankenhaus in Odrau	115
Karl Sommer: Unschuldig im Gefängnis in Odrau und Troppau	118
Guido Stanovsky: Zwangsarbeit im Ostrauer Kohlenrevier	122
Hugo Ehler: Mißhandlung und Verschleppung in die Kohlengruben	124
Helmut Bella: Zur Zwangsarbeit in den Kohlengruben von Radvanice	125
August Schmied: Schwere Tage im Arbeitslager	129
Brunhilde Weiß: Flucht und Heimkehr nach Odrau	133
Ilse Schober: Mai 1945 bis April 1946 - die schrecklichste Zeit meines Lebens	136
Gerlinde Dumm: Im Internierungslager in Odrau	139
Gerlinde Dumm: Zwangsarbeit im Lager Friedland	141
Rudolfine Heneka: Das Internierungslager für Kinder in Odrau	142
Othmar Krumpholz: 1946 - mein Schicksalsjahr	144
Walther Mann: Außerhalb des Internierungslagers in Odrau	147
P. Clemens Richter: Vor Lynchjustiz in Groß Petersdorf gerettet	150
Josef Christ: „Ich erinnere mich an meine Angst“	153
Rudolfine Heneka: Ein Fräulein im Kuhstall	156
Fridolin Scholz: Tschechischer Terror in Jogsdorf	160
Emilie Czerny: Zu Besuch bei meinem Vater im Zuchthaus Müräu	163
Johann König: Nach fast zehnjähriger Trennung wieder vereint	164
Alfred Tammel: Fünf Jahre politischer Gefangener	165

Teil 6: Die Vertreibung 1946

August 1945: Das Potsdamer Abkommen	169
Walther Mann: „Nemci ven! - Deutsche raus!“	171
Vertreibung: Die zehn Transporte aus Odrau 1946	174

Teil 7: Die Odrauer nach der Vertreibung

Helga Hofmann: Die Odrauer nach der Vertreibung	177
Josefine Joksch: Der „Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung“	179
Adolf Schneider: Ein Kastanienbaum von Gregor Mendel	181
Walther Mann: Mendel's Manuskript	182
Walter Türk: Gedenkstätte an der Friedhofsmauer in Odrau	184

Ein Schlußwort 186**Anhang:** Bilder aus der Heimat 187**Verzeichnis der Verfasser** 195

Buchseite	72.01	verlegt auf Seite	198
Buchseite	72.02	verlegt auf Seite	199
Buchseite	183.01	verlegt auf Seite	200
Buchseite	183.02	verlegt auf Seite	201

An der Erstellung der digitalen Ausgabe waren beteiligt 202

[leer]

Vorwort

Das deutsche Gemeinwesen Odrau besteht nicht mehr, es lebt nur noch in unserer Erinnerung. Viele Odrauer, wie auch ich, erinnern sich an Erlebnisse in unserer Stadt. Am stärksten sind die Erinnerungen an das Kriegsende und an die folgenden schrecklichen Monate unter tschechischer Herrschaft. Sie schlummern tief in uns, sind eingebrannt, auch wenn kaum darüber gesprochen wird.

Plötzlich wurden diese Erinnerungen wieder lebendig. Auf dem Balkan flammten blutige Kämpfe auf, in Bosnien, im Kosovo, und wieder wurden Menschen in schlimmster Weise mißhandelt, vertrieben, ermordet. Anders als bei unserer Vertreibung 1945/46, die damals von der Welt kaum zur Kenntnis genommen, kaum dokumentiert worden war, übertrug jetzt das Fernsehen täglich die grauenvollen Bilder aus diesem Land: Verzweifelte Frauen mit Kindern auf dem Arm; Gräber, in denen die Erschlagenen verscharrt worden waren; Eisenbahnzüge, mit denen die Menschen wie Vieh an die Grenze gekarrt und ins Nachbarland getrieben wurden, ohne Mitleid, ohne Sorge, was dort aus ihnen würde. Wer von uns erinnerte sich da nicht an das eigene Erleben! Wer spürte nicht die Brutalität der Stärkeren gegenüber den Schwächeren! Waren es doch die gleichen Bilder, das gleiche Geschehen, die gleiche Unmenschlichkeit, mit der wir in einem Augenblick der Schwäche mißhandelt, beraubt und von Haus und Hof vertrieben worden waren. Einziger Unterschied: Diesmal fand die Brutalität auf dem Balkan statt, waren die Vertrieber keine Tschechen, die Vertriebenen keine Deutschen. Und wir waren damals sehr viel mehr Betroffene - mehr als drei Millionen Sudetendeutsche.

Soll man nach mehr als einem halben Jahrhundert Erinnerungen an seine verlorene Heimat niederschreiben? Soll man auch all das Schreckliche, das in der Kriegs- und Nachkriegszeit geschah, festhalten? Oder ist es besser, die Unmenschlichkeiten jener Zeit ruhen zu lassen? Bewältigung der Vergangenheit durch Vergessen?

Natürlich habe ich mir diese Fragen gestellt. Viele der heute noch lebenden Zeitzeugen aus Odrau haben sie mit ihren Berichten beantwortet. Sie haben aufgeschrieben, was sie für wichtig hielten und was sie immer noch bewegte. Jeder Verfasser hat durch seine Unterschrift bestätigt, daß sein Bericht nach seiner Erinnerung in allen Details den Tatsachen entspricht und daß er mit der Veröffentlichung einverstanden ist.

Das Buch erhebt nicht den Anspruch einer wissenschaftlich fundierten Chronik. Keiner von uns ist Historiker oder Schriftsteller oder auf andere Weise in der Darstellung solcher Ereignisse erfahren. Es leben nur noch wenige Jahrgänge als Zeitzeugen. Ihre Erinnerung mag nach so langer Zeit nicht mehr vollständig sein, manches mag sich verklärt haben, anderes heute schärfer gesehen werden. Vielen Verfassern ist es schwer gefallen, ihre Berichte zu Papier zu bringen. Die intensive Erinnerung an schreckliche Erfahrungen war extrem belastend. Einzelne mußten sogar abbrechen, sie ertrugen die Konfrontation mit ihren Erinnerungen nicht mehr. Dennoch bin ich überzeugt, daß die Vielzahl der Verfasser und der Berichte ausgleichend wirkt und in der Summe ein zutreffendes Bild der Ereignisse in unserer Stadt vor und nach dem Zweiten Weltkrieg vermittelt. Und ich hoffe, daß die Berichte für viele Verfasser eine Möglichkeit darstellten, sich ihre Erinnerungen sozusagen von der Seele zu schreiben.

Ich danke allen, die zu diesem Buch beigetragen haben, sei es durch Berichte oder Hinweise. Insbesondere danke ich Frau Helga Hofmann, der Ortsbetreuerin der sudetendeutschen Heimatgruppe Odrau. Sie hat mich in meiner Absicht ermuntert und mich stets mit Hinweisen und Ratschlägen unterstützt. Allen mein Dank für diese großartige Gemeinschaftsleistung!

Dieses Buch stellt in zweifacher Weise eine wertvolle Dokumentation dar: Es dokumentiert, was damals geschah, und es vermittelt, was uns heute noch bewegt. Vielleicht hilft es anderen, die jene Zeit nicht selbst erlebt haben, die damaligen Ereignisse besser zu begreifen. Und ich hoffe, daß es ihnen auch hilft, unsere Generation und manche unserer Verhaltensweisen besser zu verstehen.

Walther Mann

Darmstadt, im Dezember 1999.

Einige historische Daten und Ereignisse aus unserer Heimat

Urbevölkerung Kelten vom Stamm der Bojer. Von ihnen wird der Name Böhmen = Bohemia = Land der Bojer abgeleitet. (1)

Seit etwa 200 v. Chr. wandern **germanische Stämme** ein (1), vor allem Markomannen, Sueben, Quaden, Wandalen und Silingen. Von ihnen wird der Name Schlesien = Silesia = Land der Silingen abgeleitet.

Völkerwanderung: Seit etwa 550 n.Ch. wandern **slawische Stämme** ein (1)
1100 - 1300: **Deutsche Siedler** zur Kultivierung des Landes gerufen.

Vom Grundherrn beauftragte „**Locatoren**“ gründen Städte und Dörfer (z.B. Troppau 1195, Stadtrecht 1224). Sie verteilen das Land auf angeworbene Siedler und erwerben selbst größere Grundstücke. Sie übernehmen besondere Rechte und Pflichten: Das vererbbare Richteramt (Erbrichter), Vorsitz im Dorfgericht, Polizeiaufsicht, verschiedene Rechte wie Betrieb von Brauerei, Ausschank, Schmied, usw. Viele Dörfer werden nach ihren Gründern benannt: Heinz - Heinzendorf, Wolf - Wolfsdorf, Peter - Petersdorf, Hermann - Hermsdorf. (1), (2).

1301: Urkunde zur Gründung von Kunzendorf, siehe Bericht W. Teltschik.

1346 - 1378: Der deutsche **Kaiser Karl IV.** aus dem Haus der Luxemburger residiert in Prag. Bau der Karlsbrücke, Gründung der Universität in Prag, der ersten Universität im Deutschen Reich.
1356 Goldene Bulle als Gesetzbuch des Deutschen Reiches.

1526 - 1918: Böhmen, Mähren und Schlesien Bestandteil der **Habsburger Monarchie.**

1740 - 1763: Die drei **Schlesischen Kriege.** Friedrich II. (der Große) von Preußen beansprucht Schlesien und führt Krieg mit Maria-Theresia.

1763: Friede von Hubertusburg. Ein Großteil Schlesiens fällt an Preußen. Nur ein kleiner südlicher Teil um Troppau, Jägemdorf und Teschen bleibt als Österreichisch-Schlesien bei Maria-Theresia. Sie klagt: „Den Garten hat er mir genommen, den Zaun gelassen.“ Odrau gehörte zum „Zaun“, blieb also österreichisch.

1918: **Ende des 1. Weltkriegs.** Zerschlagung der Habsburger Monarchie.

Das „Selbstbestimmungsrecht der Völker“ nach den 14 Punkten von Wilson: „...Den Völkern Österreich-Ungarns, deren Platz wir im Kreis der Nationen gefestigt und gesichert sehen wollen, ist die Möglichkeit zu unbehinderter autonomer Entwicklung einzuräumen...“ (3)

1918/1919 **Gründung der Tschechoslowakei.**

Die Forderung der Tschechen nach einem eigenen Nationalstaat ist unbestritten, auch bei den Sudetendeutschen. Strittig sind die Grenzen. Die Tschechen verlangen die historischen Grenzen der böhmischen Länder unabhängig von der Nationalität der Bevölkerung, die Deutschen wollen die Sprachgrenzen und den Anschluß der deutschen Gebiete an Deutschland und Österreich.

Benes legt bei den Friedensverhandlungen seine 11 Memoranden vor. In Memorandum Nr. 3 begründet er, warum es auf die Rechte der Deutsche nicht ankomme. Er schreibt zu Schlesien: „... Die Tschechoslowaken verlangen ganz Österreichisch-Schlesien, weil ihr Staat eine möglichst lange Grenze mit Polen braucht und nicht zugegeben werden darf, daß die Deutschen einen Keil bilden, der die zwei slawischen Staaten nicht nur trennen, sondern sie auch durch die allzu große Annäherung an das Zentrum des tschechoslowakischen Staates bedrohen würde.“ Ähnlich argumentiert er zu Böhmen und Mähren. Sein Fazit: „Es muß auch in Erwägung gezogen werden, daß die Deutschen in Böhmen nur Kolonisten oder Abkömmlinge von Kolonisten sind.... Die jetzt deutschen Gebiete sind der letzte Rest der Stellung der deutschen Kolonisten in Böhmen. ...Die Deutschen haben sich in Böhmen künstlich festgesetzt als Kolonisten oder als Beamte und Bürokraten, als gefügiges Element einer gewalttätigen Germanisierung...“ (4). Benes fordert, den Deutschen das Selbstbestimmungsrecht zu verweigern: „Wir achten das Nationalitätenprinzip, aber wir glauben nicht, daß es dort angewandt werden dürfte, wo es die Unabhängigkeit einer anderen Nation bedroht. Da müssen Opfer gebracht werden zugunsten dessen, der es verdient“. Und Benes verspricht: „.... Die Deutschen würden in Böhmen dieselben Rechte haben wie die Tschechoslowaken. Das Regime würde ähnlich dem der Schweiz sein“. (4) Die Praxis sah danach anders aus.

Masaryk, der spätere Staatspräsident, am 23.12.1918: „Die von den Deutschen bewohnten Gebiete sind unser. Wir haben diesen Staat erkämpft. Die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen, die einst als Immigranten und Kolonisten hierher gekommen sind, ist damit ein für alle Mal festgelegt.“ Am 1.1.1919: „.... Ich anerkenne das Recht auf Selbstbestimmung. Aber unter den gegebenen Verhältnissen hat dieses Recht seine Grenzen.... Unsere Deutschen sind kein ganzes, sondern nur ein Kolonisationsvolk.“

Ende 1918: **Tschechisches Militär** besetzt die deutschen Gebiete.

4.3.1919: Sudetendeutsche Sozialdemokratische Partei und Gewerkschaften rufen zu friedlichen Kundgebungen auf, um das Selbstbestimmungs-

recht auch für die Sudetendeutschen zu verlangen. In mehreren Städten schießt tschechisches Militär wahllos auf die unbewaffnete Menge. Bilanz: 54 Tote und viele Verletzte. (3)

10.9.1919: **Friedensvertrag von Saint Germain.**

Die Tschechoslowakei in den historischen Grenzen der böhmischen Länder wird bestätigt. Die Tragödie der Sudetendeutschen beginnt.

Bevölkerung 1921 (5):	Tschechen	6,9 Mill. (50,8 %)
	Deutsche	3,2 Mill. (23,4 %)
	Slowaken	2,0 Mill. (14,7 %)
	Sonstige	1,5 Mill. (11,1 %)
	Zusammen	13,6 Mill.

1919- 1938: Intensive **Tschechisierungspolitik.** Die Tschechen treten als „Staatsvolk“ auf und erwarten, daß sich ihnen die Minderheiten unterordnen. Einige der staatlich gelenkten Maßnahmen:

Bodenreform: Im deutschen Gebiet werden 840.000 ha Land beschlagnahmt und zu 94 % an Tschechen verteilt. (5)

Staatsdienst: Deutsche Beamte werden entlassen und durch Tschechen ersetzt. Der Anteil der Deutschen im Staatsdienst (Verwaltung, Eisenbahn, Militär, Post usw.) geht **von** 1921 bis 1930 um 48,3 % zurück. (5)

Schulwesen: Innerhalb von 5 Jahren werden 4.000 deutsche Schulklassen geschlossen. (6) Gleichzeitig werden intensiv tschechische Schulen in den deutschen Gebieten errichtet, bis 1933 bereits 2.303 Schulen. (3)

Siedlungspolitik: Durch Versetzen von tschechischen Beamten anstelle der deutschen Beamten **in** die deutschen Gebiete und durch systematische Ansiedlung von Tschechen werden bis 1938 etwa 400.000 Tschechen in den deutschen Gebieten angesiedelt. (7)

Wirtschaft: Die Deutschen fühlen sich durch die Wirtschaftspolitik systematisch benachteiligt. Weltwirtschaftskrise 1929: 800.000 Arbeitslose in der CSR, davon 500.000 Sudetendeutsche.

1933: Gründung der „Sudetendeutschen Heimatfront“ (SHF) als Sammlungsbewegung unter Konrad Henlein. 1935 in „Sudetendeutsche Partei“ umbenannt. Wahl 1935 fast 70 % der deutschen Stimmen. (3)

29.9.1938: Unterzeichnung des **Münchener Abkommens.** Die sudetendeutschen Gebiete werden an Deutschland abgetreten. Die tschechische Regierung stimmt am 30.9. zu. Die deutsche Wehrmacht besetzt **ab** 1.10. das Sudetenland ohne Widerstand. Besetzung von Odrau am 10.10. Erleichterung und Jubel bei den meisten Deutschen. Schwere Verfolgung der jüdischen Bürger und der politisch Andersdenkenden.

- 15.3.1939: Errichtung des **Protektorats Böhmen und Mähren**. Bruch der internationalen Verträge. Besetzung durch die Wehrmacht. Schweres Leid über Tschechen, Juden und politisch Andersdenkende.
- 1.9.1939: Die Wehrmacht überfällt Polen. **Beginn des 2. Weltkriegs**.
- 26.5.1942: Attentat auf Heydrich in Prag. Als Vergeltung wird das Dorf Lydice zerstört, alle Männer über 16 Jahren erschossen. (7)
- 8.5.1945: Kapitulation der deutschen Wehrmacht, **Kriegsende**.

„**Wilde Vertreibung**“ der Sudetendeutschen aus den grenznahen Gebieten mit schlimmsten Grausamkeiten. Zuvor Aufrufe zur Vorbereitung. **Benes** 16.7.1944 in Schreiben an Untergrundbewegung (9): „Es ist notwendig, daß wir in den ersten Tagen nach der Befreiung vieles selbst erledigen, daß möglichst viele schuldige Nazisten vor uns in den ersten Tagen der Revolution aus Angst fliehen, und daß möglichst viele derjenigen, die sich wehren und Widerstand leisten, in der Revolution erschlagen werden.“

Ebenso der tschechische **General Ingr** am 3.11.1944 über britisches Radio an das tschechische Volk: „Wenn unser Tag kommt, dann wird die ganze Nation den alten Kampfruf der Hussiten anwenden: , **Schlagt sie, tötet sie, laßt keinen am Leben**'. Jeder sollte sich nach der geeigneten Waffe umsehen, um die Deutschen zu treffen. Wenn keine Feuerwaffen zur Hand sind, dann jede Art von Waffe, die schneidet, sticht oder trifft.“ (8)

- 2.8.1945: **Potsdamer Abkommen**. Darin Abschiebung der Deutschen „in ordnungsgemäßer und humaner Weise“ beschlossen.
- 1945/46: Inhaftierung sehr vieler Deutscher in Internierungslagern und Gefängnissen, Zwangsarbeit, schlimmste Mißhandlungen, Morde. Am Ende Abschiebung. Erster **Transport aus Odrau** am 16.4.1946.

Quellen:

- (1) Prinz, F.: Böhmen und Mähren. Siedler-Verlag 1993
- (2) Rolleder, A.: Geschichte der Stadt und des Gerichtsbezirks Odrau. 1903
- (3) Nittner, E.: Dokumente zur Sudetendeutschen Frage. Ackermann 1947
- (4) Gordon, H.: Die Benes-Denkschriften. Verlagsgemeinschaft Berg 1990
- (5) Bohmann A.: Das Sudetendeutschtum in Zahlen. SD Rat 1959
- (6) Franzei, E.: Sudetendeutsche Geschichte. Bechtermünz Verlag 1997
- (7) Hemmerle, R.: Sudetenland. Weltbild Verlag 1996
- (8) Dokumente zur Vertreibung der Sudetendeutschen. SD Rat 1992
- (9) Prinz F.: Geschichte Böhmens. Langen Müller Verlag 1988

Auszug aus den Benes-Dekreten und Gesetzen 1945/46

Dekret vom 19. Mai 1945, Slg. Nr. 5:

„ Das im Gebiet der Tschechoslowakischen Republik befindliche **Vermögen der staatlich unzuverlässigen** Personen wird gemäß den weiteren Bestimmungen dieses Dekretes unter nationale Verwaltung gestellt.
..... Als staatlich unzuverlässige Personen sind anzusehen: a) Personen deutscher oder madjarischer Nationalität.“

Dekret vom 21. Juni 1945, Slg. Nr. 12:

„ ... Mit augenblicklicher Wirksamkeit und entschädigungslos wird für die Zwecke der Bodenreform das **landwirtschaftliche Vermögen** enteignet, das im Eigentum steht: a) aller Personen deutscher und madjarischer Nationalität, ohne Rücksicht auf die Staatsangehörigkeit,“

Dekret vom 25. Oktober 1945, Slg. Nr. 108:

„ Konfisziert wird ohne Entschädigung für die Tschechoslowakische Republik das **unbewegliche und bewegliche Vermögen**, namentlich auch die Vermögensrechte (wie Forderungen, Wertpapiere, Einlagen, immaterielle Rechte), das bis zum Tag der tatsächlichen Beendigung der deutschen und madjarischen Okkupation im Eigentum stand oder noch steht: ... Physischer Personen deutscher oder madjarischer Nationalität“

Gesetz vom 8. Mai 1946, SLG. Nr. 115: (Das „Amnestiegesetz“)

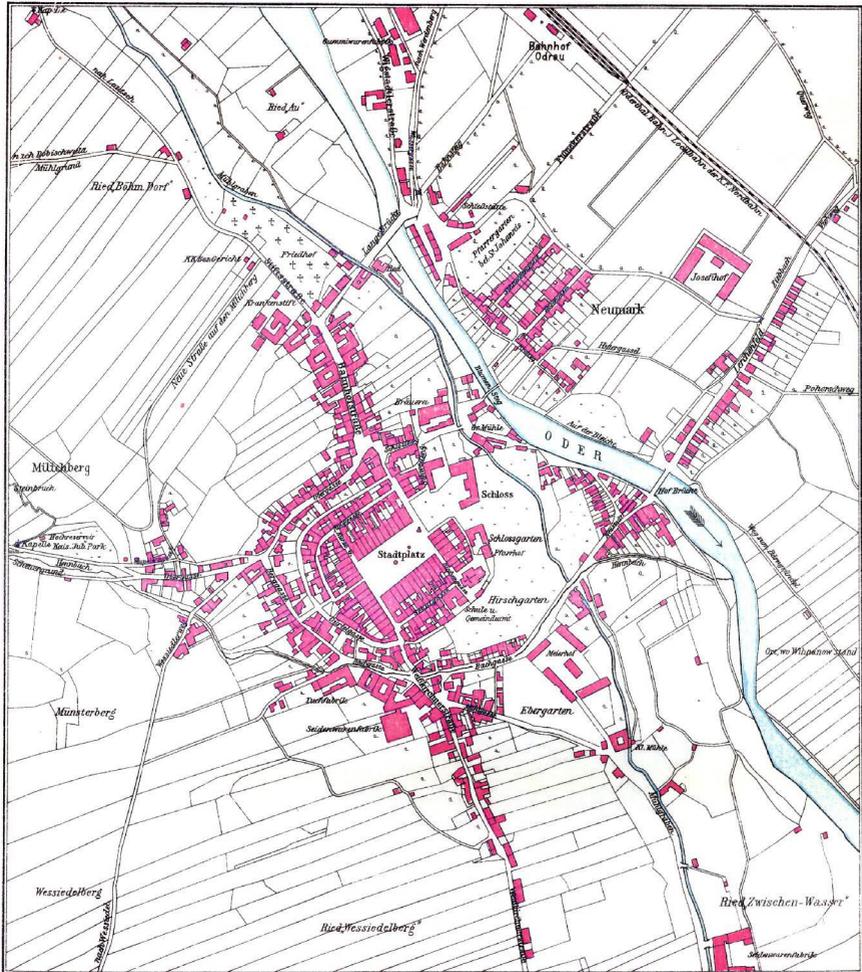
„ Eine Handlung, die in der Zeit vom 30. September 1938 bis zum 28. Oktober 1945 vorgenommen wurde und deren Zweck es war, einen Beitrag zum Kampf um Wiedergewinnung der Freiheit der Tschechen und Slowaken zu leisten, oder die eine gerechte Vergeltung für Taten der Okkupanten oder ihrer Helfershelfer zum Ziel hatte, **ist auch dann nicht widerrechtlich**, wenn sie sonst nach den geltenden Vorschriften **strafbar** gewesen wäre.“

Quelle: Dokumente zur Vertreibung der Sudetendeutschen.
Sudetendeutscher Rat 1992.

Alle Gesetze und Dekrete sind auch heute (1999) noch in Kraft.

Plan der Stadt Odrau.

Ausgeführt in der Kartogr. Anstalt von G. Freytag & Berndt, Wien,
nach einer Vorlage von Vinzenz Tomas.



Beilage zur Geschichte der Stadt und des Gerichtsbezirkes Odrau von Anton Rolleder.

(vom Original)

Stadt und Gerichtsbezirk Odrau im Jahre 1900

Auszug aus der Chronik von Anton Rolleder: Geschichte der Stadt und des Gerichtsbezirks Odrau, 1903.

Die Stadt Odrau liegt am Fluß Oder. Die Entfernung zur Oderquelle beträgt Luftlinie 23 km, dem Flußlauf entlang ungefähr das Doppelte. Der Kern der Stadt befindet sich am rechten, westlichen Ufer des Flusses, Neubauviertel, Bahnhof und die Gummifabrik Optimitt am linken Ufer.

Der Gerichtsbezirk Odrau umfaßte im Jahr 1900 außer der Stadt Odrau die folgenden 16 Gemeinden:

Dobischwald, Dörfel, Heinzendorf, Groß-Hermsdorf, Klein-Hermsdorf, Jogsdorf, Kamitz, Kunzendorf, Lautsch, Mankendorf, Neudörfel, Klein-Petersdorf, Taschendorf, Werdenberg, Wessiedel und Schles.-Wolfsdorf.

Stadtgebiet + Gemeinden = Gerichtsbezirk

Bevölkerung 1900:

Deutsche	4.178	5.768	9.946
Tschechen	11	35	46
Polen	2	5	7
Zusammen	4.191	5.808	9.999
Bodenfläche in ha:	1.086	10.023	11.109
Häuser	495	838	1.333

Die Bevölkerung war vorwiegend katholisch. Im Gerichtsbezirk galt: Katholisch 9.854, protestantisch 88, israelitisch 57.



Berichte

Teil 1: Odrau, seine Umgebung, und die Zeit vor dem Krieg

Helga Hofmann geb. Blasel:

Odrau - unvergessene Heimat

Ein Stück Stadtgeschichte

Der Ursprung der Stadt Odrau liegt im Dunkeln. Przemysl Ottokar, Markgraf von Mähren, bestätigte 1234 die Gründung der Abtei Tischnowitz bei Brünn und schenkte ihr aus besonderen Gnaden das Gebiet „Wihnanow“ zwischen dem Pohorschberg (381 m) und dem linken Oderufer. Wahrscheinlich handelte es sich dabei um das spätere Odrau. Unter den Zeugen der Schenkung erscheint auch Milich, Burggraf von Grätz. Es wird vermutet, daß die Bezeichnung „Milichberg“ (438 m) mit dem Namen dieses Grafen zusammenhängt.

Wihnanow wurde wahrscheinlich beim Einfall der Tartaren 1241 wie viele andere Orte zerstört und nicht wieder aufgebaut. Der Name blieb nur in Flurbezeichnungen erhalten. Stattdessen wurde auf der anderen Oderseite in erhöhter Lage eine neue feste Burg mit Namen Oder errichtet, an die sich die befestigte Stadt Oder anschloß. Die Ortsbezeichnung Odrau wurde nach Oder, Odra, Oderaf und Odraw erst im 17. Jahrhundert üblich.

Im Mittelalter war Odrau von einer steinernen Wehrmauer und einem Wallgraben umgürtet. Im Zentrum der Stadt lagen 50 Bürgerhäuser und 30 Gaßler. Außerhalb der Mauer entstanden später die Vorstädte: Obere Stadt, Untere Vorstadt, Neustadt (1686) und Neumark (1723). Odrau erlitt auch Katastrophen, Feuer und Hochwasser richteten Schäden an. So zerstörte

eine Feuersbrunst 1581 die ganze Stadt. Auch Kriege setzten ihr zu, wohl wegen ihrer strategischen Lage an der Oder. Während der Hussitenkriege 1428 - 1436 verwüsteten die Heerscharen die Stadt, und im Dreißigjährigen Krieg wurde sie von den Schweden völlig ausgeplündert. Die Marien- und die Schwedensäule erinnerten an diese Schreckenszeit.

Über die Entstehung der Odrauer Pfarrkirche St. Bartholomäus ist nur wenig überliefert. Eine Urkunde von einer katholischen Pfarre stammt aus dem Jahre 1373. Die Kirche wurde mehrfach umgebaut. Das gemauerte Hauptschiff des heutigen Kirchengebäudes wurde 1691 fertiggestellt.

Die erste Schule in Odrau wurde 1555 errichtet, die Schul-Chronik beginnt 1618. Die 1873 erbaute Bürgerschule war die erste in Österreichisch-Schlesien. Trotz der erdrückenden Wirtschaftskrise baute die Stadt 1930 - 1932 eine neue Volks- und Bürgerschule. 1942 galt sie als anerkannte Mittelschule, auf der die mittlere Reife erlangt werden konnte. Als große Gönnerin von Odrau hat sich Landgräfin Charlotte von Fürstenberg ein Denkmal gesetzt. 1845 bewilligte sie die Errichtung einer Apotheke. 1861 gründete sie die Mädchenschule mit Kindergarten. Wohltätige Stiftungen wie das Krankenhaus und das Siechenhaus trugen ihren Namen.

Durch Handwerk und Industrie erwarb sich Odrau weltweiten Ruf. Die Einwohner lebten überwiegend von Kleinbetrieben wie Strumpf- und Handstrickerei sowie Tuchmacher- und Weberhandwerk. Die erste Tuchfabrik eröffnete Anton Gerlich 1839. Später erlebte die Odrauer Tuchwarenindustrie einen ungeahnten Aufschwung, wobei selbst Troppau und Wagstadt überflügelt wurden. Sebastian Waschka errichtete 1856 eine Seidenfabrik in Odrau. Die Seidenwaren fanden in Österreich, Deutschland und Italien großen Absatz.

Zu einem weltweiten Unternehmen entwickelten sich die von Schneck & Kohnberger 1866 gegründeten Gummi- und Textilwerke, die späteren „Optimit-Werke Odrau“. Nach raschem Aufstieg lieferte die „Optimit“ ihre Erzeugnisse bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs bis nach Süd- und Mittelamerika (insbesondere nach Mexiko, Brasilien und Argentinien), China und Japan.

1891 wurde die Lokalbahn Zauchtel-Odrau-Wigstadt-Bautsch eröffnet. Mit ihr war Odrau an das Netz der großen Eisenbahnlinien angeschlossen.

Zum Gerichtsbezirk Odrau gehörten 16 Dörfer. Insgesamt lebten etwa 10.000 Personen im Bezirk. Die Stadt Odrau war Zentrum für Verwaltung, Handel, Gewerbe und Kultur. Es herrschte reges Leben. Von 1870 bis zur Jahrhundertwende wurden in Odrau 28 Vereine gegründet, von den Sportvereinen über den Verschönerungsverein bis zum Jungfrauenverein. Sie formten das gesellschaftliche Leben der Stadt. Für sportliche Veranstaltungen

gen dienten der Sportplatz im Jahnpark mit dem Jahnstein, der Eislaufplatz und das große neue Freibad. Es war 1935 eingeweiht worden und erfreute an heißen Sommertagen oft mehr als tausend Besucher.

Viele Jahrhunderte hindurch bildete das Odrauer Schloß ein gesellschaftliches Zentrum. Die ersten urkundlich sichergestellten Besitzer von Odrau waren die Herren von Sternberg, erstmals 1242 genannt. Ihre Burg Oder wurde später zum Schloß erweitert, das Freiherr von Lichnowsky im Jahr 1715 zu einer mächtigen Barock-Anlage umbauen ließ. Im unteren Geschoß mit seinen Gewölben befand sich das städtische Archiv, die Bibliothek und die Gemäldesammlung. Das Schloß brannte 1964 und wurde 1968 gesprengt. Ein Jahrhunderte alter Zeuge deutscher Geschichte und Kultur ist auf diese Weise für immer ausgelöscht worden.

Politische Gegensätze und Spannungen waren in Odrau auch vorhanden. Wenn es aber galt, ein großes Werk zu vollbringen, dann arbeiteten alle einmütig zusammen.

Quelle: Rolleder Chronik 1903
Odrauer Heimatbrief

Erika Neumann geb. Rabel:

In den dreißiger Jahren in Odrau

Erinnerungen an Odrau, das ist für uns, die wir noch dort geboren wurden, die Zeit der Kindheit und Jugend in einer kleinen, liebenswerten Stadt an der jungen Oder.

Bilder, Stimmungen, Geräusche, ja Gerüche werden wieder lebendig. Ich höre das Knarren der Räder der Bauernfuhrwerke, wenn sie über das Kopfsteinpflaster der Weißkirchnerstraße rollten; ich rieche den beißenden Qualm der Pferdehufe in meines Vaters Schmiedewerkstatt, wenn die glühenden Hufeisen angepaßt wurden. Nachts murmelte der Hennbach unter meinem Fenster, und manchmal rollte ein Stein mit einem kollernden Geräusch im Bachbett wieder ein Stück weiter der Oder zu. Und die Oder, unser Heimatfluß, gleichzeitig idyllisch, launisch und gefährlich; in heißen

Sommern fast ausgetrocknet, bei Hochwasser jedoch ein reißender Strom, der bis zur Ostsee fließt. Und dann der Blick von der Höhe des letzten Ausläufers der Sudeten, dem Wessiedelberg, in die Ebene des fruchtbaren Kuhländchens, bis hin zu den blauen Kuppen der Beskiden in der Ferne. Das war die Heimat unserer Jugendzeit.

In der Werkstatt meines Vaters kam es in den dreißiger Jahren immer wieder zu aufgeregten Debatten. Ich verstand als kleines Kind nur die Worte „Tschechen, Deutsche“ und spürte die Spannung. Sicher redete man auch über die neu errichtete tschechische Schule, die fast leer war und mit Zuwendungen um Kinder warb. Aber Odrau war urdeutsch, wie unsere Lehrerin einmal sagte. In der Stadt gab es damals drei Schulen, zwei deutsche und eben jene tschechische, die um 1930 im Rahmen der Tschechisierungspolitik in unsere Stadt eingepflanzt worden war. 1935 trat ich in die erste Klasse der „Landgräflin Fürstenberg'schen Volks- und Bürgerschule für Mädchen“ ein. Sie wurde kurz „Klosterschule“ genannt, da unsere Lehrerinnen Ordensschwwestern waren, Franziskanerinnen aus dem Mutterhaus Troppau. Kinder von Bauern und Handwerkern und bedürftige Kinder, aber kaum Arbeiterkinder, besuchten diese Lehranstalt, die bereits 1861 von Landgräfin Charlotte von Fürstenberg gegründet worden war.

An der Wand des Klassenzimmers hing neben dem Kreuz das Porträt des tschechischen Präsidenten Thomas Garigue Masaryk. Wir lernten die tschechische Staatshymne in deutsch: „Wo ist mein Heim, mein Vaterland? Böhmen ist mein Heimatland“. Die Atmosphäre des Hauses strahlte Ruhe und Ordnung aus, „fleißig und fromm“ sollten unsere Haupttugenden sein. In den Turnstunden hüpfen wir nach dem Tamburin der Schwestern. Den Schulweg von der Weißkirchnerstraße bis fast zur Johannisbrücke empfand ich als weit. Auf der Straße herrschte Linksverkehr. Wann dies geändert wurde, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls wechselte ich eines Tages demonstrativ auf dem Stadtplatz die Straßenseite von links nach rechts.

1937 wütete in Odrau und Umgebung eine Diphtherie- und Scharlach-Epidemie. Die oft lebensgefährlich erkrankten Kinder kamen nach Wigstadt ins Krankenhaus. Es gab noch keine Antibiotika und alle hatten große Angst vor Ansteckung. Um die gleiche Zeit ereignete sich ein böses Naturereignis: Eine Windhose fegte heran, das Dach des Kabinengebäudes im neuen Schwimmbad flog davon, das Wasser im Becken schlug Wellen wie im Meer, und die Kleidung der Badegäste wehte bis fast in die Stadt.

1938 wurden die Debatten in der Werkstatt meines Vaters seltener. Die Männer flüsterten höchstens miteinander. Ich hörte etwas vom „Verstecken im Wald“. Auch mein Vater sollte zum tschechischen Militär einrücken, aber eine Erkrankung ersparte ihm dies.

Im Oktober 1938 war diese angstvolle Zeit zu Ende, das Sudetenland wurde von deutschem Militär besetzt. Ich stand mit meinem Vater auf dem Stadtplatz mitten unter vielen Hunderten von Odrauern und spürte die Freude und Erleichterung der Menschen. Zu Hause bekamen wir Einquartierung, zwei lustige deutsche Soldaten aus Westfalen und Berlin.

In der Klosterschule gab es nun kein Masaryk-Bild mehr, aber an ein Hitlerbild kann ich mich auch nicht erinnern. Ein Jahr später wurde die Klosterschule geschlossen und wir wechselten in die staatliche Odrauer Volks- und Bürgerschule, die später den Namen Hauptschule erhielt. Nach zwei Aufbauklassen konnte man bis zur Mittleren Reife gelangen. Den Schwestern entzog man die Lehrerlaubnis. So mußten diese guten Pädagoginnen auf unterschiedliche Weise ihr Leben fristen. Einige wohnten noch in Odrau und gaben Privatunterricht, einige gingen als Pflegerinnen ins Wigstadter Krankenhaus, und die Älteren kehrten ins Troppauer Mutterhaus zurück.

Nun hatte eine neue Ära in unserem Leben begonnen. Unsere Eltern, die als österreichisch-ungarische Staatsbürger zur Welt gekommen waren, dann 1918 tschechische Staatsbürger mit deutscher Volkszugehörigkeit werden mußten, waren nun reichsdeutsche Staatsbürger geworden. Wie gut, daß wir nicht wußten, welch schwerem Schicksal wir als Sudeten-deutsche noch entgegen gingen. Die dreißiger Jahre waren durch die Nationalitätenkämpfe sicher keine leichte Zeit für unsere Eltern, wirtschaftlich wie politisch. Aber für uns Junge war es die erste Heimat, an der man sein Leben lang besonders hängt.

In unserer Schmiedewerkstatt

Kling, klang, kling, klang, Bursche, „drauf“
 heb' den Schmiedehammer auf,
 schlag' in meinem Takt dazu,
 Pferd und Wagen brauchen Schuh.

Hell der Vorschlaghammer singt,
 glühendrot der Funke springt,
 Eisen sich am Amboß biegt
 und des Meisters Wille siegt. E. N.

Guido Stanovsky

An der Oder und am Odrauer Mühlgraben

Die Oder hat unserem Heimatstädtchen den Namen gegeben. An die Oder haben wir alle irgendwelche Erinnerungen. Darum sollten wir uns auch hier an diesen Strom erinnern, der durch das Jahrhundertwasser 1997 als deutscher Fluß wiederentdeckt wurde.

Die Oder entspringt am Fiedlhübel im Mährischen Odergebirge in einer Höhe von 634m. Nach etwa 45 km erreicht sie Odrau. Nur hier fließt sie auf einer Strecke von etwa 10 km durch „Österreichisch-Schlesien“. Ihr Flußbett in Odrau liegt 290 m über dem Meeresspiegel. Bei der Mankendorfer Brücke verläßt die Oder ihr schönes Tal und schlängelt sich durch die Wiesen des Kuhländchens. Der gesamte Strom ist etwa 900 km lang.

Wenn man so über ein halbes Jahrhundert zurückdenkt und die Bilder von Odrau und von der Oder in der Erinnerung passieren läßt, so tauchen sicher die Brücken und der Mühlgraben auf. Wie oft sind wir über diese Brücken gegangen: Die Johannisbrücke mit ihren beiden Heiligenfiguren, die Blumenbrücke für Fußgänger und Kinderwagen, die Hofbrücke, die zur Neustadt führte. Wir denken auch an die Frühjahrshochwasser zurück, als die Oder zur Zeit der Schneeschmelze die Ufer überschwemmte und oft große Schäden anrichtete. Aus dem sonst kniehohen Wasser war ein reißender, gefährlicher Strom geworden.

Wir erinnern uns an den „Nebenfluß“ der Oder in Odrau: Den Mühlgraben. Unmittelbar vor der Stanovsky-Mühle führten Bretter über ihn, für die „Wäscherinnen“. Sicher keine wehmütige Erinnerung, wenn man an die damaligen Horror-Waschtage der Hausfrauen zurückdenkt, an ihre gebeugten Rücken, an das Rumpeln und Bürsten der Wäsche auf den Brettern.

Auf den Mühlgraben sollten wir noch einige Gedanken mehr verwenden. Er zweigte kurz vor Lautsch beim Stauwehr ab. Wer erinnert sich nicht an das kleine Naturereignis dort, wenn das überschießende Wasser herunterstürzte in das Unterwehr, in dem man so herrlich schwimmen konnte. Von dort floß der Mühlgraben nach Odrau hinein, am Eislaufplatz vorbei, für den er im Winter das Wasser lieferte. Der romantische Weg am Graben entlang zwischen Johannisbrücke und der Mühle ist nicht nur für Liebespaare eine Erinnerung, auch für uns Jungen, die wir nach Forellen fischten. Dann betrieb sein Wasser die Turbinen der Mühle und des Elek-

trizitätswerkes, und auf abgesenktem Niveau strömte es weiter durch den schönen Schloßgarten und füllte das neue Schwimmbad bei der Seidenfabrik Waschka am Rande der Stadt.

Unterhalb der Teichmühle floß der Mühlgraben in die Oder zurück. Ich erinnere mich noch, daß die Oder an der Mankendorfer Brücke Nebenarme hatte, die auch Forellenteiche bildeten. Zu meinen schönsten Erinnerungen an die Oder gehört das Fahren mit Waschrögen im Sommer und das Staksen auf Eisschollen im Winter, ein recht gefährliches Vergnügen für uns Jungen. Und manchmal gelang es uns sogar, einige Fische zu fangen, sei es mit den bloßen Händen oder mit einfachen Angeln.

Wir verbrachten eine unbeschwerte Kinder- und Jugendzeit an der Oder. Wer ahnte damals, daß der Name unseres Heimatflusses durch die Oder-Neiße-Linie eine so schicksalhafte Bedeutung für den deutschen Osten bekommen würde.

Helmut Kotsch:

Meine Kindheit in Odrau zwischen den Kriegen

Im Jahr 1923, meinem Geburtsjahr, kamen meine Eltern nach Odrau zurück. Mein Vater hatte seinen Arbeitsplatz im Stahlwerk in Witkowitz, wo er als Lokführer bei der Werkseisenbahn beschäftigt gewesen war, verloren. Damals wurde vielen Deutschen gekündigt, wahrscheinlich im Zuge der von der Regierung angestrebten Tschechisierung. Er fand dann Arbeit bei der Firma Optimit, der Gummifabrik in Odrau.

Im Jahr 1929 wurde meine Heimat von einem sehr strengen Winter heimgesucht. In der Schneckengasse, in der wir wohnten, reichte der Schnee bis zu den Fenstern der alten Häuser. Mein jüngster Bruder kam im Februar zur Welt und die Eltern stellten das Körbchen, in dem er gebettet war, über Nacht auf den Turm des Kachelofens zum Schutz vor der großen Kälte. 1932 zogen wir um in die Neustadt. Die Nähe des Schloßgartens und der Oder waren für uns Kinder ideal zum Herumtollen.

Das Bett der Oder unterhalb der Blumenbrücke war ein Stück weit verhältnismäßig breit, und nur zur Zeit der Schneeschmelze, oder wenn im Sommer ein Gewitter in den Oderbergen niederging, wurde es ganz

überflutet. Der etwas höher gelegene Teil am linken Ufer verwandelte sich in der Trockenheit in eine Wiese. Hier legten die Hausfrauen im Sommer die Wäsche zum Bleichen aus. Wie von einem Magneten wurden Gänse, die sich dort herumtrieben, von der weißen Wäsche angezogen. Wir Kinder mußten sie dann fernhalten, bevor ein Unglück geschah, und mußten die Wäsche regelmäßig begießen.

Solange die Gewässer nicht zugefroren waren, trugen viele Hausfrauen die Wäsche in Butten am Rücken zum Mühlgraben am Schloßberg. Er lieferte die Energie für die Mühle. Hier hatte der Besitzer der Mühle, Herr Stanovsky, Bretter anbringen lassen. Da konnte dann die Wäsche von den Frauen geschweift werden.

Vier Jahre besuchte ich noch die alte Schule in der Schulgasse. In den Klassenräumen standen große eiserne Öfen. Zur Winterzeit mußte der Schuldiener auch während des Unterrichts die Öfen nachfüllen. Dies war eine angenehme Störung des Unterrichts, aber nur für uns Kinder. Diese Unterbrechung ging verloren, als wir in die große neue Schule umzogen, sie wurde zentral geheizt. Dafür hatten wir schöne neue Schulräume.

Ein Ereignis hat sich mir eingepägt. In Odrau gab es einen jüngeren Mann, er hieß Toni. Er war der Sohn rechtschaffener Eltern, galt selber aber eher als arbeitsscheu. Es geschah in den dreißiger, vielleicht Mitte der dreißiger Jahre. Da verschwand Toni plötzlich, und mit ihm ein Junge, dessen Alter ich nicht mehr weiß. Man kann sich denken, daß dieses Ereignis Stadtgespräch in Odrau war, alles war in heller Aufregung. Nach einiger Zeit entdeckte man die Gesuchten im Schieferbruch. Hier gab es aufgelassene Stollen. Es war kein Problem, sich darin zu verbergen. Der Junge hatte die „Entführung“ aus Lust am Abenteuer mitgemacht, es war also gar keine richtige Entführung.

Hochinteressant wurde es für uns Buben, wenn tschechisches Militär in der Umgebung von Odrau Manöver abhielt. Dann versuchten wir, in die Nähe der Soldaten zu gelangen, die meistens am Milichberg oder Wessiedlerberg in Stellung gingen. Sie schossen aus Maschinengewehren, deren Lauf noch mit Wasser gekühlt wurde. Manchmal schickten uns die Soldaten weg, um Wasser zu beschaffen. Dabei kamen wir uns natürlich sehr wichtig vor.

Im Sommer streunten wir im Wald umher, suchten Pilze, pflückten Erdbeeren, später dann Himbeeren und Brombeeren. Die Bänke in den Anlagen beschädigten wir, weil auf der Sitzfläche „Messerle-Klipp“ gespielt wurde, ein Geschicklichkeitsspiel, bei dem ein geknicktes Taschenmesser so in der Luft gewirbelt wurde, daß es mit der Spitze im Brett stecken blieb. „Gassle-Rennen“ war ebenfalls sehr beliebt, und am

Schinderplan spielten wir Fußball. Manchmal traf sich die Jugend wie auf ein geheimes Zeichen am Stadtplatz, um „Klicker“ zu spielen, kleine bunte Kugeln, die mit Geschick in kleine Vertiefungen gerollt wurden. Das unregelmäßige Pflaster bot herrliche Rollbahnen und Vertiefungen. Wer war der Geschickteste und zog abends als Sieger mit den meisten Kugeln heim?

Gebadet wurde in der Oder, nämlich am Wehr, im Mädletümpel, beim Conberger oder im Steinteichle, alles natürliche Vertiefungen im steinigen Bett des Flusses. Später wurde das neue Freibad eröffnet, es war zwar schöner, aber nicht so romantisch wie der Fluß. Zur Sonnenwendfeier saß ich mit meinen Freunden, schon lange bevor es dunkelte, am Milichberg auf einem bevorzugten Platz, damit uns ja nichts entgehen konnte. Und am Andreasabend trieben wir allerhand Unfug.

Im Winter wurde auf der neuen Straße nach Wessiedel gerodelt. Sie bot eine lange, schnelle Abfahrt. Wir hatten immer viel Schnee. Auch am Schloßberg ging es steil bergab. Die meisten Winter waren bei uns so kalt, daß die Oder dick zufror. Es bildeten sich Eisschichten mit Dicken von mehreren Dezimetern. Bei der Blumenbrücke oder am Schlittschuhplatz wurde so manche Eishokeyschlacht ausgetragen, auf „Leierle-Schexen“. So nannten wir unsere Schlittschuhe, die mit einer kleinen Kurbel an den Schuhen befestigt wurden. Nicht jeder Schuhabsatz hat dies ertragen. Uns Kindern wurde es jedenfalls nie langweilig.

Das Eis wurde auch genutzt. Es wurde in Blöcken geschlagen, mit Pferden aus dem Wasser gezogen und in Kellern eingelagert. Im Sommer diente es zur Kühlung des Biers. Kühlgeräte gab es ja noch nicht. Brach der Frühling an, wurde das Eis weich; wir Kinder nannten es dann Gummi-Eis. Wir brachen Schollen ab, sprangen darauf und stakten mit Stöcken über das Wasser, indem wir uns vom Odergrund abstießen. Das „Schollenfahren“ war nicht ganz ungefährlich. Manch einer von uns Schollenfahrern brach durch und stand bis zu den Waden oder gar bis zu den Knien im eiskalten Wasser. Dieses Treiben spielte sich vor allem bei der Blumenbrücke ab. Setzte später das Tauwetter endgültig ein, verwandelte sich unser sonst so friedliches Fließchen durch die Schneeschmelze in einen reißenden Strom. Eisschollen stauten sich manchmal vor den Pfeilern der Hofbrücke, die aus Holz gebaut war. Das war eine gefährliche Situation. Doch die alte Brücke widerstand allen Belastungen erstaunlich gut. Uns Buben hätte ein Brückeneinsturz auch schmerzlich berührt, diente die Holzkonstruktion doch im Sommer für Kletterübungen.

Das Vereinsleben in Odrau war sehr rege. A. Rolleder berichtete bereits 1903 in seiner Odrauer Chronik (Seite 701) über etwa 30 Vereine, vom

Gesangsverein über Turnverein, Katholischen Jungfrauenverein bis zur Freiwilligen Feuerwehr und zur Schützengesellschaft, die schon 1813 bestand. Jährlich wurde in einem Wettschießen, dem Königschießen, der Schützenkönig bestimmt. Fasching wurde natürlich auch gefeiert und am Aschermittwoch mit dem „Baßbegraben“ beendet. Über mein Elternhaus sind mir besonders die Vereine bekannt, die von der linksgerichteten Arbeiterschaft gegründet worden waren: Der Konsumverein, eine Musikkapelle, eine Theatersektion, ein Gesangsverein, ein Arbeiter-Turn- und Sportverein (ATUS) und eine Fußballmannschaft. Sämtliche Aufführungen, Vorträge, Bälle usw. fanden im Arbeiterheim statt. Viele Odrauer waren Mitglieder der Büchergilde Gutenberg, viele gehörten dem Verein „Die Naturfreunde“ an. Sein Emblem ist noch heute an einem Felsen gleich nach dem ersten Felsenkeller zu erkennen - eine Erinnerung an das rege Leben in unserer Gemeinde.

So war immer etwas los in unserem Städtchen. Es gab noch kein Fernsehen, das die Geselligkeit einschläfert; auch das Radio steckte noch in den Kinderschuhen, und nur ganz wenige besaßen einen Empfänger. Wir formten selbst unser Leben im Freundeskreis und unter Bekannten.

Adolf Schneider:

Gefahr für unsere Dorfschule in Heinzendorf durch die tschechische Schulpolitik

Heinzendorf war ein kleines Dorf etwa 5 km südlich von Odrau. Gemäß Volkszählung im Jahr 1900 hatte es 448 Einwohner, ausnahmslos Deutsche (Rolleder-Chronik 1903, Seite 10). Seit 1796 hatten wir ein eigenes Schulgebäude für unsere Dorfschule; der kleine Johann Mendel, der spätere Augustiner-Mönch und Abt Gregor Mendel, der Entdecker der Erbgesetze, ging darin bereits zur Schule. Er war in Heinzendorf geboren und aufgewachsen. Später erhielten wir ein neues moderneres Schulgebäude, in dem ich meine ersten Schuljahre verbrachte, bevor ich auf die Bürgerschule in Odrau und danach auf die Landwirtschaftsschule in

Zauchtel ging. Diese Schule geriet in den dreißiger Jahren durch die nationalistische tschechische Schulpolitik in Gefahr.

Solange ich mich erinnern kann, bestand unsere Schule aus 2 Klassen. Unter dem Vorwand von Sparmaßnahmen ordnete die Prager Regierung die Schließung von deutschen Klassen oder Schulen an, wenn eine Mindestzahl von Schülern, die bewußt sehr hoch angesetzt war, nicht erreicht wurde. In Wirklichkeit war diese Maßnahme Bestandteil der Tschechierungs-Politik, mit der deutsche Schüler gezwungen werden sollten, neu gegründete und weitgehend leere tschechische Schulen zu besuchen. Nach E. Franzel: Sudetendeutsche Geschichte, 1997, Seite 340, wurden auf diese Weise mehr als 4.000 deutsche Schulklassen innerhalb von 5 Jahren aufgegeben. Was dies in einer Zeit, in der es noch keine Schulbusse oder Privat-Autos gab, für ein Dorf bedeutete, kann man sich vorstellen.

Da mein Vater damals Bürgermeister von Heinzendorf war und sein Amt von unserem Bauernhof aus führte, erfuhr ich frühzeitig, daß unsere Schule auf eine einzige Klasse reduziert, möglicherweise später ganz aufgelöst werden sollte.

Ich war damals Mitglied im Bund der Deutschen. Wir hörten, daß auch andere Dörfer von dieser Gefahr betroffen waren. Es gab nur eine legale Möglichkeit, sich zu wehren: Wir mußten zusätzlich deutsche Schüler gewinnen, um die Klassenstärke aufzufrischen. So organisierten wir den Schulbesuch von deutschen Kindern aus der Slowakei in unseren Dorfschulen. Nach Heinzendorf kamen mehrere Schüler im Alter von etwa 12 Jahren. Sie lebten während der Schulzeit unentgeltlich in unseren Familien, hatten vollen Familienanschluß, besuchten unsere Schule, halfen dann, wie alle Kinder, beim Hüten des Viehs oder bei anderen Arbeiten in der Landwirtschaft und spielten während der Freizeit mit der Dorfjugend. Es war eine schöne Zeit für sie. Während der großen Ferien, über Weihnachten und über Ostern wurden die Kinder mit einem Bus, den der „Bund der Deutschen“ stellte, nachhause gefahren und am Ende der Ferien wieder abgeholt. Gelegentlich aber verbrachten einige von ihnen Weihnachten in unseren Familien. Die Eltern dankten uns öfters für die gute Versorgung und Ausbildung ihrer Kinder.

Durch unseren Einsatz und durch die Hilfe vieler Dorfbewohner erreichten wir, daß unsere Schule weiterhin aus zwei Klassen bestand und nicht gesperrt wurde.

Walter Türk und Ilse Schober geb. Türk:

Bürgersinn und Bürgerleid

Die Lebendigkeit eines städtischen Gemeinwesens hängt ganz wesentlich davon ab, wie weit die einzelnen Mitglieder sich engagieren, Ideen beisteuern und Aufgaben übernehmen. Es beginnt mit den sozialen Diensten, dem Roten Kreuz, der Altenfürsorge, setzt sich fort bei Katastrophendienst, Feuerwehr, technischen Hilfsdiensten, sorgt für Geselligkeit in Vereinen und Clubs, und endet beim bürgerlichen Engagement bei der Verwaltung der Stadt.

Odrau war eine lebendige Stadt. Es gab genügend Leute, die ihre Freizeit dafür zur Verfügung stellten, die nach Möglichkeit mitmachten und halfen. Es bestand ein ausgeprägter Bürgersinn. Nichts zeigt dies deutlicher als die Tatsache, daß selbst heute noch, mehr als ein halbes Jahrhundert nach der Vertreibung, jährliche Treffen der Odrauer stattfinden, und daß diese „Erinnerungen an Odrau“ als Gemeinschaftswerk entstanden.

Am Beispiel unseres Vaters Rudolf Türk möchten wir einige dieser Tätigkeiten als engagierter Bürger aufzeigen. Wir beziehen uns dabei auf unsere eigenen Erinnerungen und auf die Aufzeichnungen unserer Mutter.

Der Einsatz im Roten Kreuz war eine sehr zeitraubende Aufgabe. Unser Vater war von Jugend auf als Sanitäter dabei, anfangs mit einer fahrbaren Trage, später mit einem neu gekauften Krankenauto. Wir erinnern uns, wie oft er zu Krankentransporten gerufen wurde, tagsüber und nachts, wenn Schwerkranke oder Verletzte oder in den Wehen liegende Frauen ins Krankenhaus mußten, bis nach Wigstadtl und Troppau. Oft kam er völlig erschöpft heim, wenn er unterwegs im Eiltempo Schneeverwehungen freischaufeln mußte, um noch rechtzeitig ins Krankenhaus zu kommen.

Ebenso engagierte er sich im Deutschen Turnverein. Jahrzehnte hindurch betreute er den Eislaufplatz dieses Vereins, war verantwortlich für das Eishäusel, die Abrechnung, das Heizmaterial und für Veranstaltungen. Viele Odrauer erinnern sich noch heute an die herrlichen Kostümfeste in der Faschingszeit. Er organisierte sogar ein Schaulaufen der berühmten Eiskunstläufer Sonja Henie, Maxie Herber und Ernst Baier in Odrau. Sie hatten 1936 olympisches Gold gewonnen. Beliebt war abends das Eislaufen der Erwachsenen bei elektrischem Licht zu den Klängen des Kuckuckswalters. Zu später Stunde dann mußte das Eis noch gepflegt

werden, mit heißem Wasser und einem großen groben Lappen wurde es wieder spiegelglatt gezogen. Auch als Schiedsrichter beim Fußball war unser Vater jahrelang im Einsatz. Außerdem war er aktiv bei der Aufsicht über das Odrauer Freibad, beim Odrauer Gesangverein und beim Gewerbeverein. Wurde ein Fest ausgerichtet, z.B. zugunsten der Anschaffung eines Krankenwagens oder eines Feuerwehrfahrzeugs, oder ging es um die Einweihung unseres neuen Schulgebäudes mit einer Gewerbeausstellung in den neuen Räumen, um die Fahrt des Gesangvereins zum Sängerbundfest nach Wien oder zur Gewerbeausstellung nach Berlin, so gehörte er zu den Initiatoren und arbeitete tatkräftig am Gelingen der Vorhaben mit.

Als Mitglied des Stadtrates erlebte er das Leid seines Engagements. In den schwierigen Tagen 1938 wurden die deutschen Gemeindevertreter der sudetendeutschen Städte per Lastauto mit unbekanntem Ziel ins Innere der CSR deportiert. Auch unser Vater wurde auf diese Weise verschleppt, zusammen mit I. Unger, Dr. Schötta und O. Gerlich. Erst nach Abschluß des Münchener Abkommens konnten sie nach Odrau zurückkehren.

Im Krieg waren alle einigermaßen tauglichen Männer an der Front und zupackende Hände fehlten überall. Für Krankentransporte war nur noch ein Sanitäter geblieben, sodaß unser Vater öfter einsprang. Die Arbeitslast wuchs, als acht Monate vor dem Ende des Krieges der hauptamtliche Odrauer Bürgermeister Bruno Boehm zum Militär ging und unser Vater die Amtsgeschäfte übernehmen mußte, weil er als Beigeordneter der Vertreter des Bürgermeisters war. Trotz einer gerade überstandenen Operation wegen eines Magengeschwür-Durchbruchs hatte er keine andere Wahl und stellte sich dieser übergroßen Herausforderung im Chaos des Kriegsendes.

Als die Russen kamen, verließ er die Stadt mit dem Fahrrad, zusammen mit Dr. Bahner und dem Apotheker Egon Hauke. In einem Arbeitslager bei Prag und im Krankenhaus Hagibor überlebte er nur knapp nach Hungerödem, Bewußtlosigkeit, Verlust der letzten Habe, selbst der Kleidungsstücke. 1946 traf er mit seiner inzwischen vertriebenen Familie im Westen zusammen, schwerkrank. Er starb 1949 im Alter von nur 50 Jahren.

Bürgersinn - leicht gesagt, oft gefordert, nicht jeder ist dazu bereit. Alle diese Tätigkeiten waren ehrenamtlich. Die aufgewendete Zeit fehlte bei der eigenen Arbeit. Warum nimmt das einer auf sich? Aus Verantwortungsbewußtsein? Aus Freude am Helfen? Aus Liebe zur Heimat und zu den Mitmenschen? In Odrau gab es solche Leute. Odrau war eben eine lebendige Stadt.

Walter Teltschik:

Der Erbrichterhof Teltschik in Kunzendorf

Die Geschichte der Erbrichterhöfe in unserer Heimat geht auf die Gründung neuer Siedlungen im 12. bis 14. Jahrhundert zurück. Auch der Erbrichterhof in Kunzendorf, wenige Kilometer nördlich von Odrau gelegen, wurde in jener Zeit gegründet. Seitdem ist seine Geschichte lückenlos durch Urkunden belegt. Sie beginnt mit dem Jahr 1301, als der Bischof von Olmütz seinen Vertrauten Chunrad als Lokator mit der Gründung einer Siedlung am Steinbach in der Nähe von Fulnek und Odrau beauftragte und ihm das erbliche Richteramt für die neue Gemeinde übertrug.

Wie kam es zu diesen Gründungen? Als Urbevölkerung des Landes gelten die Kelten. Um Christi Geburt siedelten germanische Stämme auch in unserer Gegend. Im Zuge der Völkerwanderung zogen etwa seit 550 n. Chr. slawische Stämme nach dem Westen. Sie entwickelten das Großmährische Reich, dessen Machtbereich von Westungarn bis Böhmen reichte. Durch den Einfall der Magyaren um 950 n. Chr. wurde das Land schwer verwüstet und entvölkert. Um es zu stärken, holten später die Premysliden, die über Böhmen und Mähren herrschten, deutsche Siedler ins Land. Die Premysliden waren Lehensherren des Deutschen Reiches. Mit Ottokar I erwarben sie 1198 die erbliche Königswürde.

Ottokar übergab das Gebiet, das später Kuhländchen genannt wurde, dem Grafen Arnold von Hückeswagen aus dem Bergischen Land mit dem Auftrag, es zu befestigen und zu besiedeln. Dieser erbaute 1230 bis 1235 die Burgen Alttitschein und Hochwald und holte die ersten deutschen Siedler in das fast unbewohnte Land. Unter dem Olmützer Bischof Bruno von Schaumburg erreichte die Besiedlung um 1260 bis 1280 ihren Höhepunkt, vorwiegend mit Siedlern aus Brunos Heimat an der Weser. Damals wurden im Kuhländchen 5 Städte und mehr als 50 Dörfer gegründet.

Die Gründung einer Siedlung ging so vor sich: Ein vertrauenswürdiger Ortsgründer, der „Lokator“, wurde vom Grundherrn mit der Gründung beauftragt. Er mußte die Gemarkung aufteilen und Siedler anwerben, entweder in seiner Heimat oder in bestehenden Nachbardörfern. Das Land wurde so aufgeteilt, daß eine Familie ihren Boden bewirtschaften und davon leben konnte. Die deutschen Siedler wurden mit Rechten ausgestattet, die ihre Freiheit anerkannten, die freie Verfügung über das Eigentum garan-

tierten und eine eigene Gerichtsbarkeit sicherten. Jeder Siedler durfte sein Land seinem Sohn vererben.

Der Lokator erhielt ein größeres Stück Land. Ihm wurde das Amt des Erbrichters übertragen. Das bedeutete, daß er für Recht und Ordnung in seiner Gemeinde zu sorgen hatte. Unter seinem Vorsitz traten einige Bauern als Schöffen zu einem freien Bauerngericht zusammen, das Recht sprach und wichtige Entscheidungen traf. Er erhielt zusätzliche Rechte, z.B. für den Betrieb einer Mühle oder einer Bierbrauerei, zur Beschäftigung eines Schmiedes, Schusters, Fleischers, in besonderen Fällen auch das Jagd- und Fischereirecht. Das Richteramt wurde auf den Sohn vererbt.

So begann auch die Geschichte der Gemeinde Kunzendorf mit der Ernennung von Chunrad zum Lokator. Die Gründungsurkunde von Kunzendorf aus dem Jahr 1301 war bis 1939 im Familienarchiv der Erbrichterei in Kunzendorf, danach im Schlesischen Landesmuseum in Troppau aufbewahrt. Nach 1945 blieb sie weggeschlossen, erst in den achtziger Jahren durfte sie eingesehen werden. Die Urkunde, in lateinischer Mönchsschrift auf Pergament abgefaßt, befindet sich in gutem Zustand. Sie ist im „Codex dipl. Moravia“, Band V, abgedruckt. Die „Chronik der Familie Teltschik“ aus dem Jahr 1986 enthält die Übertragung ins Deutsche. Sie beginnt:

„Im Namen des Herrn Amen. Weil das, was sich im Laufe der Zeit ereignet, zugleich mit der Zeit vergeht, wenn es nicht durch ein niedergeschriebenes Zeugnis oder durch geeignete Zeugen verewigt wird, ist es unser, Theoderich, Herrn von Füllenstein, Kanonikus der Olmützer Kirche, Wunsch, daß es sowohl den Gegenwärtigen als auch den Zukünftigen zur Kenntnis gelange, daß wir, geleitet von dem Wunsche, unsere Einkünfte zu vermehren, einen uns gehörigen Wald unserem getreuen Vasallen Chunrad und seinen gesetzlichen Erben zum Ausroden verliehen haben. Er wird dort ein Dorf, „Steinbach“ genannt, gründen, und wir geben ihm als Entlohnung seiner Arbeiten diese Besizung und das Richteramt mit allem weiter unten Beschriebenen zum erblichen und freien Besitze.....“ Nun wird der Besitz des Erbrichters aufgezählt und seine Rechte und Pflichten definiert.

Nach einer mündlichen Überlieferung hat Chunrad in der Schlacht auf dem Marchfeld 1278 als Knappe des Herrn Bertold von Füllenstein teilgenommen. Dieser wurde in der Schlacht verwundet und von Chunrad beschützt und geborgen. Nach seiner Genesung trat der Ritter in den geistlichen Stand. Er wurde Kanonikus an der Domkirche zu Olmütz und nahm den Namen „Theoderich“ an.

Chunrad ist der Urahn der Familie Teltschik. Das Erbrichteramt erlosch im Jahre 1849, als die Patrimonialgerichte in Österreich abgeschafft und durch Bezirksgerichte ersetzt wurden. Der Erbrichterhof in Kunzendorf blieb lückenlos bis zur Vertreibung 1945 im Besitz der Familie. Der letzte Besitzer war Richard Teltschik (geb. 1865). Als sich Ende April 1945 die russische Front näherte, flüchteten auch die Kunzendorfer im Treck nach Westen. Der alte Erbrichter aber wollte Haus und Hof nicht verlassen, gutes Zureden seiner Frau und seiner Töchter half nichts. Er blieb in Kunzendorf zurück. Am 2. Mai schrieb er noch in sein Tagebuch: „Ich gehe hinaus ins Feld. Artillerieeinschläge“ Acht Tage später, als die Kunzendorfer vom Treck zurückkamen, fand man ihn tot hinter seinem Hof. Russische Soldaten wollten ihm seine Uhr wegnehmen; weil er sich wehrte, wurde er erschossen.

Seit 1605 war ein Zweig der Familie Teltschik auch in Zauchtel ansässig und stellte den dortigen Erbrichter. Auch dieser Hof blieb bis zur Vertreibung 1945 in Familienbesitz. Der letzte Besitzer war Wilhelm Teltschik (geb. 1898), Dipl. Ingenieur und Chefkonstrukteur im Eisenwerk Witkowitz. 1945 wurde er von den Tschechen mißhandelt und bis zur Vertreibung im Juni 1946 in einer Kohlengrube in Mährisch Ostrau zu schwerster Arbeit eingesetzt. Seine beiden Kinder, die vierjährige Eva-Maria und der einjährige Wilhelm, starben 1945 im tschechischen Frauen-Konzentrationslager in Zauchtel.

Viele Jahrhunderte hindurch diente die Familie Teltschik unserer Heimat, machte sie urbar, pflegte und hütete sie, sorgte für Recht und Ordnung. Mit der barbarischen Vertreibung endete diese Tradition. In einem Augenblick, als wir wehrlos und ohne Freunde waren, nahmen uns Tschechen ersatzlos alles weg und vertrieben uns aus unserer Heimat.

Obwohl die Familie in alle Winde verstreut war, blieb die Verbindung erhalten. Zu unserem Familientag 1996 in Wien kamen 240 Familienangehörige aus aller Welt zusammen. Bei dieser Gelegenheit besuchten wir noch einmal die alte Heimat. Es war ein erregendes und erschütterndes Erlebnis. An der Stelle, wo einst die Erbrichterei in Kunzendorf stand, wuchert Waldgestrüpp wie vor 700 Jahren. Die Erbrichterei in Zauchtel ist Ruine. Die Hälfte der 44 einst stolzen Bauernhöfe ist niedergefallen, die noch stehenden zum Teil verfallen. Tief ergriffen sahen alle die Auswirkungen der Vertreibung im Heimatort ihrer Väter.

Im Jahre 2001 sind es 700 Jahre seit der Gründung von Kunzendorf durch Chunrad. Dieses Jubiläum wird die Familie Teltschik in Deutschland und auch mit ihrem Familienzweig in den USA würdig begehen.

Helga Hofmann geb. Blasel:

Die „Banklen“ an der Oder

Jugenderinnerungen 1940/1944

Dort, wo die junge Oder unser Oderstadtle verläßt und zwischen Weidengebüsch in die fruchtbaren Gefilde des Kuhländchens weiterplätschert, standen zwei Bänke: Die „Banklen“ nannten wir sie liebevoll, stumme Gefährten der Jugendzeit. Hier trafen wir uns täglich zum Spielen und Lärmen, hier stritten wir uns und versöhnten uns wieder.

Im Winter schnallten wir uns die Schlittschuhe an, liefen Wettrennen auf der zugefrorenen Oder von der Hofbrücke zum Steinteichle hinunter, lieferten uns knallharte Schneeballschlachten oder bauten lustige Schneemänner rund um die „Banklen“. Trieben Eisschollen auf der Oder, schwangen sich mutige Burschen mit einer Stakete darauf, ließen sich treiben, sprangen dann irgendwo an einer günstigen Stelle ans Ufer zurück. Trug die Oder Hochwasser, drängten wir uns dicht ans Geländer der Hofbrücke, sahen in die brodelnden Fluten und es war uns, als würden wir mit samt der Brücke davonschwimmen.

„Banklemannschaft“ nannten wir uns stolz. Mitunter kam es zum Kräftemessen mit der Mannschaft aus der oberen Stadt, die am rechten Ufer der Oder herrschte. Unser Revier lag am linken Ufer. Wir hatten einen Jungen in unserer Mannschaft, der war gefürchtet weit und breit. Wir nannten ihn „Ringer“. Machte der mit, war die Schlacht für uns schon gewonnen.

Unsere schönsten Jugendjahre verlebten wir in der Sommerzeit. Wir spielten im Pohorschwald „Räuber und Gendarm“ oder gingen auf Schnitzeljagd. Verschwitzt und hungrig, oft mit zerrissenen Kleidern und blutigen Knien, liefen wir über „Silzes Burg“ wieder zu den „Banklen“ zurück.

Um unseren Heißhunger nach den kräfteaubenden Spielen zu stillen, boten sich die nahegelegenen Felder an. Der Kleinste von uns mußte sich zwischen den Feldzeilen ans Gehöft heranrobben, wo sich Möhren, Kohlrabi und Zuckererbsen zum „Ernten“ anboten. Größer als der Hunger war der Reiz der Gefahr, unbehelligt aus dem „Feldzug“ wieder zurückzukommen. Der Bauer kannte uns und unsere Gelüste, war auf der Hut. Dann galt es, flink wie ein Wiesel im Weidengebüsch am Ufer der Oder unterzutauchen. Im Extremfall mußte der Betroffene durch die Oder waten, zum

Schinderplan hinüber, um der sicheren Tracht Prügel zu entkommen. Meistens kamen wir mit leeren Händen von der Pirsch zurück.

Wurde in den frühen Abendstunden das Lärmen bei den „Banklen“ für die Anwohner unerträglich, drohten sie uns im schönsten Odrauerisch: „Wenn etz nie bald a Ruh wird, hol mer die Schandarme!“ Dann wurde es still bei den „Banklen“. Mein Heimweg führte mich über die Hofbrücke. Hier stand ich dann noch, bis sich am Abendhimmel die ersten Sterne zeigten und der aufgehende Mond Silber streute ins Oderwasser.

Eines Tages fehlte der Kurt. Uns wurde gesagt, er sei zur Wehrmacht eingezogen worden. Es vergingen Wochen, bis wir ein Lebenszeichen von ihm erhielten, einen Feldpostbrief aus Rußland. Sogleich schrieben wir ihm auf den „Banklen“ einen lieben, langen Brief. Bald darauf kam dieser Brief zurück mit dem Vermerk: „Vermißt“. Da faßten wir uns an den Händen, bildeten eine Kette um die „Banklen“ und gelobten, unseren Kurt niemals zu vergessen - er war doch erst siebzehn Jahre alt gewesen!

Es war im letzten Kriegssommer, als Inge verstört angerannt kam und berichtete, daß sie nur noch mit viel Glück lebe! Seit die Schule in Odrau zum Lazarett umfunktioniert war, traf man auf allen Straßen verwundete Soldaten. Einer von ihnen hatte Inge angesprochen und zu einem Abendspaziergang eingeladen. Inge, lieb und nett, traf sich mit ihm am Bahnsteig und sie gingen zu einer Bank. Der Soldat wollte sich mit ihr setzen, sie aber wollte weitergehen. Da drückte der Soldat sie an einen Zaun, wollte sie küssen und noch mehr von ihr. Inge, nicht schüchtern, wehrte sich und sagte, er solle seinen Mut besser an der Front beweisen, nicht an wehrlosen Mädchen. Daraufhin zog der Soldat seine Pistole und drohte ihr, sie sofort zu erschießen, denn sie habe seine Soldatenehre verletzt. Er zwang sie, zur Bank zurückzugehen, doch inzwischen war diese mit einem Liebespärenchen besetzt. Ehe der Soldat begriff, rannte Inge davon - zu den „Banklen“.

Ausgeträumt waren plötzlich die unbeschwerten Jugendjahre. Der Krieg ging verloren, die Kinder wurden erwachsen und leben heute in alle Winde zerstreut. Nur die Oder blieb so jung wie sie damals war, doch die Trauerweiden sind gewachsen Jahr für Jahr. Die wuchtigen Zweige hängen tief im Gewässer, ein Murmeln und Gurgeln, ewiges Geplätscher erzählt von Kindern, die einst hier glücklich waren.

Lotte Gäng geb. Ulrich:

Die Reise nach Amerika

Die neue Volks- und Bürgerschule in Odrau war 1932 eingeweiht worden. Wir waren der erste Jahrgang, der in die 1. Klasse eingeschult wurde. Zehn Jahre lang bezog ich dort meine Bildung von den besten Lehrern weit und breit. Ich denke heute noch mit großer Dankbarkeit an sie.

Unser Schuldirektor Johann Böhm erzählte uns, mit welchem Einfallsreichtum die Stadtväter den Bau der neuen Schule und des herrlichen Schwimmbades betrieben hatten. Die Schweiz war Vorbild. Schon im vorigen Jahrhundert waren Bullen aus der Schweiz zur Blutauffrischung der Rinder ins Kuhländchen geholt worden. Diesmal, während der Notzeit nach dem Weltbörsenkrach 1929, holte man bei den Eidgenossen Rat für ein Notgeldprogramm. Die Stadt bezahlte die Arbeiter mit selbstgedrucktem Notgeld, mit dem man bei den Geschäftsleuten einkaufen konnte. Das brachte den Menschen Arbeit - und wir alle konnten zwei wunderbare neue Bauwerke nutzen.

Mein Schulweg war nicht weit. Er war aber weit genug, um am Heimweg mit meiner Mitschülerin Hermi Pläne auszuhecken. Die Sorge unserer Eltern ums tägliche Brot beherrschte auch die Gedanken von uns Sechsjährigen. Wir wollten doch so gerne helfen. Aber wie? Hermi hatte bei Erwachsenen gelauscht und gehört, daß man in Amerika reich werden könnte. Also auf nach Amerika! Eines war uns klar: Zum Reisen braucht man Geld. Wir beschlossen deshalb, betteln zu gehen.

Unser erstes Opfer sollte der Zahnarzt Kolovrat sein. Die Leute erzählten sich nämlich, daß er reich sei. Also auf zum Kolovrat! Wir drückten die Haustür auf und standen im Gang. Unsere Herzen klopfen laut. Links an der Wand stand ein alter Schrank, gegenüber war die Tür zur Praxis. Das wußten wir, auch wenn wir es nicht lesen konnten, denn bis zu diesem Buchstaben waren wir im Alphabet noch nicht gekommen. Auf einmal fiel uns ein, daß ja arme Kinder keine Radiomützen besaßen. Also schoben wir die verräterischen Utensilien unter den Schrank. Ein Sprüchli hatten wir uns zurechtgelegt. Und da niemand kam, drückten wir zaghaft die Türklinke herunter. Oh Schreck! Eine Klingel - ich höre sie heute noch rasseln - zerriß die Stille und auch unsere Pläne. Vor Entsetzen liefen wir zur Haustür hinaus und rannten, was wir konnten. Hinter einer Pumpe versteckten wir uns, lauerten und sahen, wie der Zahnarzt im weißen Kittel aus der

Haustür trat. Über den Rand seines goldenen Zwickers schaute er auf die zur Mittagszeit leere Gasse und ging wieder zurück.

Und wir beide? Um es mit Christian Morgenstern zu sagen:

„Wir verzichteten weise auf unsere Amerikareise!“

Jahre später erfaßte mich noch einmal die Sehnsucht, möglichst weit wegzukommen. Nach dem Ende des Krieges sperren die Tschechen auch mich in das Internierungslager in Odrau. Es war schlimm. Eines Tages verschleppten sie viele von uns in ein Arbeitslager in Friedland bei Mähr. Ostrau. Monatlang waren wir dort eingesperrt, mußten hart arbeiten und waren von unseren Familien getrennt. Wie oft stand ich mit anderen Gefangenen am Stacheldrahtzaun, blickte in die Ferne zu den Bergen und träumte davon, fliehen zu können, weit, weit weg. Auch dieser Traum ging nicht in Erfüllung, wir waren Gefangene. Ein Fluchtversuch hätte tödlich enden können. Erst die Vertreibung im Sommer 1946 brachte uns nach dem Westen. Wir kamen nicht nach Amerika, aber wir kamen in die Freiheit. Und wir fanden eine zweite Heimat.

Valerie Wiesinger geb. Smita:

Im Rückblick auf acht Lebensjahrzehnte

Bei meiner Rückschau auf acht Lebensjahrzehnte wird mir bewußt, was ich der schulischen Bildung in meiner Heimatstadt Odrau zu verdanken habe. Heute denke ich oft daran, was aus mir wohl geworden wäre ohne dieses geistige Rüstzeug fürs Leben. Es half mir in dem so schlimmen Jahr nach dem Krieg und es bildete die Grundlage bei unserem neuen Anfang nach der Vertreibung aus unserer Heimat. Sowohl in der Volksschule als auch in der Bürgerschule hatte ich Lehrer, die mir nicht nur das Einmaleins und das Lesen und Schreiben beibrachten, sondern mich in vielfältiger Form für das Leben vorbereiteten. Unsere Lehrer waren ideale Pädagogen, also Erzieher im wahrsten Sinne des Wortes. Umgekehrt habe ich dabei den Ehrgeiz entwickelt, die gestellte Aufgabe - so gut ich konnte - zu erfüllen. Schon im Kindesalter bildeten Respekt und Dankbarkeit in mir die geistige Hilfestellung für mein Leben. Damit trage ich trotz der Vertreibung immer noch ein Stück Heimat in mir.

Teil 2 : Odrau im Jahr 1938

Helmut Kotsch:

Odrau im Umbruch des Jahres 1938

Irgendwie waren diese Wochen und Monate vor dem Einzug der deutschen Truppen anders als sonst. Vielleicht spannungsgeladener, es war zu spüren, einfach ganz anders. Auch ich als Fünfzehnjähriger spürte es. Das Wort Krieg kam in den Gesprächen der Erwachsenen oft vor. Von ihm wußte ich nur aus den Erzählungen meiner Eltern und Nachbarn. Mein Vater war im ersten Weltkrieg bei der Festungsartillerie in der Festung Przemysl in Galizien gewesen, auch meine Mutter mußte dort arbeiten, beide wußten also, was Krieg bedeutet. Ich ahnte nicht, daß ich den Krieg bald selber in seiner ganzen Schrecklichkeit erleben würde.

Die politischen Gegensätze zwischen den Menschen traten bei Debatten immer schärfer hervor. Ich erinnere mich an eine sozialdemokratische Kundgebung in jenen Tagen in Wigstadtl, auf der Wenzel Jaksch, der Führer der sudetendeutschen Sozialdemokraten, sprach. Von den politischen Themen verstand ich nicht viel, nur einmal horchte ich auf, als Jaksch sagte, Hitler bedeute Krieg. Wie recht hatte er, leider. Wenzel Jaksch emigrierte später nach London, wo er Benes traf. Vergeblich versuchte er, diesen umzustimmen und die Pläne für die Vertreibung der Deutschen fallen zu lassen. Nur die Verantwortlichen sollten zur Rechenschaft gezogen werden. Benes aber war und blieb ein Deutschenhasser. Als wir von der Kundgebung in Wigstadtl nachhause kamen, hörten wir am Abend Nachrichten vom Sender Breslau. Der Sprecher sagte, daß die letzten Reste der roten Horden in Wigstadtl noch einmal aufmarschiert seien. So also stellte es die NS-Propaganda dar.

Wie weit sich tschechisches Militär in dieser kritischen Zeit in der Umgebung von Odrau aufhielt, ist mir nicht bekannt. Ich erinnere mich aber an eine Attrappe aus Holz und Pappe, die außen wie ein Panzer aussah und in der Nähe der sogenannten Biberbar stand. Kurz vor der Besetzung von Odrau durch deutsche Truppen muß es im Odrauer Schloß noch Verhandlungen zwischen tschechischen und deutschen Offizieren gegeben haben. Ich stand damals mit Fried Kurt am Fenster des Hauses von Frau Plessnik. Sie war die Witwe eines Offiziers der ehemaligen österreichisch-ungarischen Armee und die Großmutter von Kurt. Von hier aus hatten wir einen guten Überblick auf den Stadtplatz und das Schloß. Die tschechischen Offiziere verließen dann Odrau, in langsamer Gangart ihrer Pferde über den Stadtplatz reitend. Mir war bei diesem Anblick ein wenig feierlich zu Mute, ich wußte nicht, warum.

Die deutsche Wehrmacht wurde vom größten Teil der deutschen Bevölkerung mit Begeisterung empfangen. Zum Teil war dies verständlich, und die Verantwortlichen in Staat und Regierung trugen Mitschuld daran. Seit der Gründung der tschechischen Republik war vieles geschehen, was dem Zusammenleben von Deutschen und Tschechen nicht dienlich sein konnte. Die von der Regierung in Prag in allen Bereichen betriebene Tschechisierung weckte Ängste bei den Deutschen; die Schulpolitik, die Wirtschaftspolitik, die Besetzung von Staatsstellen vorzugsweise durch Tschechen wurden als Diskriminierung empfunden, die Arbeitslosigkeit war in den deutschen Teilen des Landes besonders groß. In Deutschland hingegen gab es in diesen Jahren kaum Arbeitslose. Es wurden Autobahnen gebaut und für die Rüstung gearbeitet. Kaum jemand ahnte, daß dies im Hinblick auf den zu erwartenden Krieg geschah. Die deutschen Truppen waren gut motorisiert, auch Panzer fuhren durch die Stadt, die deutsche Armee imponierte.

Aber auch Nachteile der Entwicklung wurden langsam spürbar. Die Tschechenkronen wurde 1 : 10 abgewertet, also zehn Kronen für eine Reichsmark. Bei diesem Kurs blieb es nicht aus, daß die Soldaten kauften, solange noch Ware vorhanden war. So stand ich enttäuscht im Laden von Kaufmann Milli. Bei ihr kaufte ich mir immer die wöchentliche Tafel Schokolade. Es gab keine mehr, die Regale waren leer, alles aufgekauft von den Soldaten. Ähnlich war es auch mit anderen Waren.

Mit der Eingliederung des Sudetenlandes in das deutsche Reich änderte sich nicht nur die Währung. Wir waren nun Bestandteil des deutschen Reiches geworden, und immer stärker setzte sich auch die NS-Gedankenwelt und Politik durch. Der letzte demokratisch gewählte Bürgermeister von Odrau wurde abgesetzt. Parteien und Vereine wurden entweder

geschlossen in die NS-Gliederungen überführt oder aufgelöst bzw. verboten, unter anderen auch die Gewerkschaft und der Konsumverein; ihr Vermögen wurde eingezogen. Das Arbeiterheim, der Stolz der organisierten Arbeiterschaft, mit großen Opfern errichtet, wurde enteignet und erhielt einen anderen Namen. Andersdenkende, soweit sie verdächtig schienen, brachte man nach Neutitschein ins Gefängnis. Wurden sie dort von der Gestapo verhört, geschah oft Schlimmes. Einige gefährdete Bürger von Odrau emigrierten noch kurz vor der Besetzung in ein Land, in dem sie sich sicher fühlen konnten.

Manch anderen Gefährdeten gelang dies nicht, sie bekamen bald die Unmenschlichkeit des Systems zu spüren. Und dann der Krieg und die schreckliche Zeit danach. Wohl nur sehr wenige hatten eine Ahnung davon im Jubel des Jahres 1938.

Adolf Schneider:

Als Deutscher während der General-Mobilmachung 1938

Am 23. September 1938, auf dem Höhepunkt der Sudetenkrise, ordnete Präsident Benes die General-Mobilmachung der tschechischen Armee an. Ich war Deutscher, aber auch Staatsbürger der Tschechoslowakei, und war deshalb wehrpflichtig. Bereits im Frühjahr 1938 war ich gemustert worden und hatte im August 1938 meine Einberufung zum 1.10. zur Artillerie nach Pilsen erhalten. Ich wollte aber nicht zu Militär und erst recht nicht als Deutscher gegen die Deutsche Wehrmacht kämpfen. Ich ignorierte daher die Einberufung.

Ich arbeitete an jenem Tag mit einem Pferdegespann auf dem Feld, als gegen 15 Uhr meine Schwester zu mir kam und mir sagte, daß soeben die Polizei da gewesen wäre und nach mir gefragt hätte. Ich mußte mich sofort auf den Weg machen und beim Militär in Pilsen melden. Ich beschloß, den Befehl zu verweigern und mich im Wessiedler Wald zu verstecken.

Mutter packte mir ein Brot und ein großes Stück geräucherten Speck ein. Ich nahm Schreibmaterial für Nachrichten mit und schlich mich hinter den Bauernhäusern zu meinem zukünftigen Schwager Robert Schenk, der

schon auf mich wartete und auch im Wald verschwinden wollte. In den Abendstunden schlichen wir in der Deckung von Sträuchern bis gegen das Eiserne Tor. Es herrschte eine sehr gespannte Stimmung. Überall auf den Feldern liefen Männer davon, nur wenige waren bereit, einzurücken. Mit großer Vorsicht überquerten wir die Straßen, auf denen immer wieder tschechische Militär-Kolonnen marschierten.

Der Wald war mir vertraut, da er zum Jagdrevier meines Vaters gehörte. Wir krochen etwa 20 Meter in eine Fichtenschonung hinein, schnitten Äste ab und bereiteten unser Nachtlager. Mit meinem Vater hatte ich vereinbart, daß wir unter einem Stein am Eingang zu einem Fuchsbau in der Nähe von einem unserer Felder Nachrichten austauschen wollten. Das klappte gut. Nach drei Tagen hörten meine Eltern, daß die tschechische Polizei die Wälder mit Hunden nach versteckten Deutschen durchkämmen wollte. Unsere Familie bat uns deshalb dringend, den Wald zu verlassen. So wechselten wir in ein Versteck innerhalb unseres großen Hofes, in einen kleinen Raum hinter dem Hühnerstall, dessen Zugang gut getarnt werden konnte. Wir trafen da auf einen unserer Nachbarn, Heinrich Urban. Er besaß ein Gasthaus in Odrau und war ein Jagdfreund meines Vaters. Auch er hatte sich hinter dem Hühnerstall versteckt, um nicht einrücken zu müssen.

Wir gehörten zu den wenigen, die Nachrichten empfangen konnten. Alle Deutschen mußten nämlich Anfang September 1938 ihr Radio-Gerät auf dem Postamt in Groß Petersdorf abgeben und waren dadurch ohne Nachrichten. Meine Eltern hatten aber kurz vorher ein neues Gerät gekauft. Wir gaben das alte Gerät ab und versteckten das neue Gerät im Pferdestall bei einem besonders bissigen Pferd. Von Zeit zu Zeit hörten meine Eltern daraus Nachrichten und informierten uns in unserem Versteck.

Bald darauf einigten sich die Staatsmänner im Münchner Abkommen auf den Anschluß des Sudetenlandes an das Deutsche Reich. Dadurch war auch für uns die Zeit der Gefahr vorüber. Anfang Oktober kehrte auch mein älterer Bruder Alois nachhause zurück. Er leistete gerade den Wehrdienst in der tschechischen Armee ab und hatte zu diesem Zeitpunkt schon zwei Jahre hinter sich. Er wäre in eine schwierige Lage gekommen, hätte die Krise nicht friedlich geendet. Wir ahnten beide nicht, daß wir sehr bald in einen großen Krieg ziehen mußten.

Walther Mann:

Die deutsche Wehrmacht rückt 1938 in Odrau ein

Es war das erste ganz große Ereignis meines Lebens: Als Siebenjähriger erlebte ich den Einzug der deutschen Wehrmacht in Odrau am 10. Oktober des Jahres 1938. Ich erinnere mich daran, als wäre es gestern gewesen.

Schon Wochen zuvor herrschten bei uns Sorge und Angst. Meine Eltern befanden sich auf einer langen Reise im Ausland. Meine ältere Schwester und ich blieben in der Obhut unserer langjährigen Hausgehilfin daheim. Überall wurde mit besorgten Gesichtern diskutiert. Tschechisches Militär zog am Haus vorbei. Radios mußten abgeliefert werden. Mehrere Stadtverordnete waren verhaftet worden. Eines Tages erschien auch bei uns tschechische Polizei, um meinen Vater zu verhaften. Sie glaubten nicht, daß er verreist sei und wollten unser Haus nach ihm durchsuchen. Erst eine Postkarte unserer Eltern, von unterwegs geschrieben, ließ sie wieder abziehen. Als meine Eltern im Ausland hörten, wie sich die Situation im Sudetenland zuspitzte, brachen sie ihre Reise ab und eilten zu uns zurück.

Inzwischen war das Münchner Abkommen beschlossen und ein Krieg vermieden worden. Die vorwiegend deutsch besiedelten Gebiete, das Sudetenland, wurden dem Deutschen Reich angegliedert. Fast alle Deutschen, gleich welcher politischen Partei sie nahestanden, jubelten. 20 Jahre lang hatten sie sich vom „Staatsvolk“ der Tschechen unterdrückt und als Staatsbürger zweiter Klasse behandelt gefühlt. Die Tschechisierungspolitik der Prager Regierung hatte Angst erzeugt: Viele deutsche Beamte waren entlassen und durch zu uns versetzte Tschechen ersetzt worden. Viele deutsche Schulen mußten schließen, die deutsche Sprache wurde benachteiligt. In den deutschen Gebieten herrschte besonders hohe Arbeitslosigkeit. Viele Deutsche fürchteten, Fremde in ihrer Heimat zu werden. Das Münchner Abkommen wurde deshalb mit großer Erleichterung und Freude aufgenommen. Kaum jemand ahnte die Konsequenzen, nämlich die Auswirkungen der nationalsozialistischen Ideologie, die unmenschliche Verfolgung der Juden und der politisch Andersdenkenden, und schließlich den schrecklichen Krieg und seine Folgen.

Die Besetzung des Sudetenlandes erfolgte plangemäß. Am 10. Oktober 1938 kam die Wehrmacht nach Odrau. Wir gingen gemeinsam zum Stadt-

platz. Die ganze Stadt war auf den Beinen, dicht gedrängt standen die Menschen auf allen vier Seiten des Platzes. Als kleiner Junge konnte ich von hinten nichts sehen; ich erinnere mich sehr genau, wie ich mich durch die Reihen boxte und zwischen den Füßen der Menschen nach vorne kroch, bis ich in der ersten Reihe stand.

Und dann kamen sie: In langer Kolonne fuhren sie auf den Stadtplatz, Fahrzeug an Fahrzeug, exakt ausgerichtet und blitzblank geputzt. Am meisten beeindruckten mich die Kettenfahrzeuge als Zugmaschinen für die Kanonen, die Panzerspähwagen mit den schirmartigen Tarn-Gittern und die wendigen Motorräder mit Beiwagen. Und dann die Soldaten: Kräftige, sportliche Gestalten, in sauberen Uniformen, äußerst diszipliniert, überaus freundlich. Jetzt brauchten wir keine Angst mehr zu haben, diese starke Armee würde uns beschützen! Wohl die meisten empfanden das damals so, Freude und Jubel waren unbeschreiblich.

Ich habe damals und auch später nichts davon gehört, daß tschechische Bürger in diesen Tagen irgendwie belästigt worden wären. Kein einziger Schuß fiel, alles verlief ruhig. Die im Rahmen der Tschechisierungspolitik in unsere Stadt versetzten tschechischen Beamten kehrten in ihre Heimat zurück, die wenigen bei uns ansässigen Tschechen blieben unbehelligt. Welch ein Unterschied zu der Behandlung der Sudetendeutschen durch die Tschechen nach Kriegsende 1945, als wir absolut wehrlos waren!

Ich frage mich natürlich, wie die Ereignisse des Herbstes 1938 aus heutiger Sicht zu beurteilen sind. Die schlimmen Folgen, der schreckliche Krieg, die unmenschliche Vertreibung sind uns bewußt. Dennoch meine ich, daß das Münchner Abkommen und der Anschluß des Sudetenlandes an Deutschland damals gerechtfertigt waren. Das Selbstbestimmungsrecht der Völker, ein gutes Leitmotiv, war den Sudetendeutschen nach dem ersten Weltkrieg verweigert worden. Die folgenden 20 Jahre zeigten, daß die Regierung in Prag in übersteigertem Nationalismus wenig Rücksicht auf die Belange der deutschen Minderheit nahm. Eine Trennung entlang der Sprachgrenze entsprach dem mehrheitlichen Willen der Deutschen und damit dem Selbstbestimmungsrecht.

Wäre da nicht jener Diktator gewesen, der weder Menschlichkeit noch Recht kannte. Zweifellos verstieß seine nächste Tat, die Errichtung des Protektorats Böhmen und Mähren 1939, gegen alle Verträge und gegen das Völkerrecht und brachte den Tschechen, und nicht nur diesen, viel Leid. Die Orte Lidice und Theresienstadt seien als schlimmste Beispiele genannt.

So fiel nachträglich ein dunkler Schatten auf den Herbst 1938, so sehr damals auch Freude und Jubel gerechtfertigt gewesen sein mögen.

Fridolin Scholz:

Jogsdorf im Jahr 1938

Im September 1938 spitzte sich die Lage im Sudetenland zu. Selbst Krieg wurde nicht ausgeschlossen. Die Tschechen begannen, Deutsche in den einzelnen Orten zu verhaften und in das Konzentrationslager in Müräu bei Olmütz einzuliefern. Viele bei uns hielten es daher für geraten, sich einige Tage unsichtbar zu machen. Man hatte gehört, daß die tschechische Polizei nach Leuten gefragt hatte, die zum Militärdienst einrücken oder interniert werden sollten. Auch mein Vater war darunter.

Einige versteckten sich bei weniger verdächtigen Freunden, z.B. auf Dachböden, oder gingen in abgelegene Waldstücke. Auch mein Vater hielt sich tagsüber mit einigen Freunden im Wald auf; nachts versteckten sie sich bei einem Freund. Das Essen wurde von meiner Mutter im Dunkeln dorthin gebracht. Nur meine Mutter wußte, wo sich mein Vater aufhielt; auch mir hatte man wohlweislich nichts gesagt, damit ich es als Kind nicht ungewollt ausplaudern konnte. Für mich galt mein Vater als verweist.

Tschechische Heeresabteilungen marschierten durchs Odertal aufwärts, um Verteidigungsstellungen an der deutsch-tschechischen Grenze einzunehmen. Es herrschte eine unglaubliche Spannung. Nach Abschluß des Münchner Abkommens zogen sie wieder durchs Odertal, diesmal in umgekehrter Richtung. Die versteckten Radios wurden vom Dachboden geholt und im abgedunkelten Zimmer hörte man heimlich die Nachrichten aus dem Reich. Wir warteten auf die deutsche Wehrmacht.

Die Mehrzahl der Einwohner hatte sich auf dem Platz vor der Erbricherei beim Glockenturm versammelt, als die ersten Vortrupps erschienen. Sie wurden begeistert begrüßt. Sie kontrollierten zuerst die Brücken nach versteckten Sprengladungen. Bald kam der Haupttrupp, auf Autos und Motorrädern. Sie wurden bejubelt und mit Blumen und Obst beschenkt. Überall herrschte große Erleichterung. Meine Großeltern und Eltern waren als Österreicher geboren, danach ungefragt und widerwillig tschechische Staatsbürger geworden und hatten unter der Politik der tschechischen Regierung gelitten; jetzt wurden wir alle Reichsdeutsche. Wir meinten, es könne nur noch besser gehen. Nur wenige ahnten, daß dies der Anfang einer noch größeren Leidenszeit war.

29. und 30. September 1938

Das Münchner Abkommen

Deutschland, das Vereinigte Königreich, Frankreich und Italien sind hinsichtlich der Abtretung des sudetendeutschen Gebietes über folgende Bedingungen und Modalitäten dieser Abtretung und über die darnach zu ergreifenden Maßnahmen übereingekommen, und erklären sich für dieses Abkommen einzeln verantwortlich für die zur Sicherung seiner Erfüllung notwendigen Schritte:

1. Die Räumung beginnt am 1. Oktober.
2. Das Vereinigte Königreich, Frankreich und Italien vereinbaren, daß die Räumung des Gebietes bis zum 10. Oktober vollzogen wird, und zwar ohne Zerstörung irgendwelcher bestehender Einrichtungen, und daß die tschechoslowakische Regierung die Verantwortung dafür trägt, daß die Räumung ohne Beschädigung der bezeichneten Einrichtungen durchgeführt wird.
3. Die Modalitäten der Räumung werden im einzelnen durch einen internationalen Ausschuß festgelegt, der sich aus Vertretern Deutschlands, des Vereinigten Königreichs, Frankreichs, Italiens und der CSR zusammensetzt.
4. Die etappenweise Besetzung des vorwiegend deutschen Gebietes durch deutsche Truppen beginnt am 1. 10.
5. Die tschechoslowakische Regierung wird innerhalb einer Frist von 4 Wochen vom Tag des Abschlusses dieses Abkommens alle Sudetendeutschen aus ihren militärischen und polizeilichen Kräften entlassen, die diese Entlassung wünschen. Innerhalb derselben Frist wird die tschechoslowakische Regierung sudetendeutsche Gefangene entlassen, die wegen politischer Delikte Freiheitsstrafen verbüßen.

Adolf Hitler
Neville Chamberlain
Mussolini
Ed. Daladier

Aus: Dokumente zur Sudetendeutschen Frage. Ackermann-Gemeinde 1967

Teil 3 : Odrau im Zweiten Weltkrieg

Gerda Nepf geb. Demel:

Brief einer Großmutter an ihre Enkelin

(Auf Wunsch der Autorin ist dieser Beitrag in der Digitalen Ausgabe nicht enthalten)

(Auf Wunsch der Autorin ist dieser Beitrag in der Digitalen Ausgabe nicht enthalten)

Walther Mann:

Mit Fahrtenmesser und Koppelschloß

Im Jahr 1941 wurde mein Jahrgang in das Jungvolk, die Kinderorganisation der Hitlerjugend, aufgenommen. In diesem Jahr wurden wir 10 Jahre alt. Die Erinnerung an diese Zeit weckt heute zwiespältige Gefühle in mir.

Damals war ich sehr stolz. Ich durfte eine Uniform tragen, mit Schlips, Schulterriemen und Koppelschloß, dazu seit meinem 10. Geburtstag einen Dolch, das Fahrtenmesser, das am Koppel hing. Begeistert marschierte ich mit, in Reih und Glied, hinter Fahnen und Fanfarenzug, und genoß das Gefühl der Gemeinsamkeit mit Gleichaltrigen. Ich konnte es kaum erwarten, älter zu werden und bei all den interessanten Dingen mitzumachen, die den Älteren geboten wurden: Bei der Flieger-HJ, die am Taschenberg mit ihren Segelflugzeugen trainierte, oder bei der Motor-HJ mit den schnellen Motorrädern, oder beim Fanfarenzug. Sehr gern hätte ich auch die große Landsknechts-Trommel geschlagen.

Zweimal in der Woche hatten wir nachmittags zwei Stunden „Dienst“, manchmal zusätzlich am Wochenende. Wir lernten Lieder, die wir lautstark sangen, lernten den Lebenslauf des „Führers“ auswendig, hatten Waffenkunde, Sportkämpfe, Exerzieren, Ausmärsche, sammelten Altmaterial für die Kriegswirtschaft und Heilkräuter für die Verwundeten.

Mit Ideologie hatte das aus meiner kindlichen Sicht nichts zu tun. Erst später wurde mir bewußt, wie sehr unsere Begeisterung als Kinder zur Indoktrination und zu vormilitärischer Ausbildung mißbraucht worden war.

Wir wurden gedrillt wie preußische Grenadiere. Militärische Kommandos wie „Stillgestanden - Rührt Euch“, „Auf - Nieder“, „Links um - Rechts um“, gingen in Fleisch und Blut über. Als Zwölfjähriger hätte ich mit verbundenen Augen ein MG auseinandernehmen und eine Panzerfaust bedienen können. Ich lernte, wie man sich bei Fliegerangriffen am Tag und bei Leuchtraketen in der Nacht zu verhalten hatte. Stolz trug ich meine einzige Auszeichnung, das HJ-Schießabzeichen, das ich mir beim Zielschießen mit dem Luftdruckgewehr mit ruhiger Hand erworben hatte.

Militärisch waren auch die sogenannten Geländespiele angelegt. Zwei Gruppen hatten sich im Gelände zu suchen und die gegnerischen Fahnen zu erobern. Das führte planmäßig zu Prügeleien, die mir nicht lagen. In schlimmer Erinnerung habe ich die Eroberung der Fahne unseres Nachbar-Fähnleins, die wir auf einem Baum entdeckt hatten. Bei den Prügeleien um den Baum und um die Fahne hoch oben im Geäst entstanden gefährliche Situationen und manche Nase blutete. Nein, das lag mir nicht.

Unsere Führer waren ältere Jungen. Sie waren fast ausschließlich besten Willens und kameradschaftlich. Sie konnten nichts dafür, daß sie uns indoktrinierten, auch ihnen war es so eingetrichtert worden, Die höheren Führer waren sich ihrer Macht schon eher bewußt und gaben gelegentlich damit an. Manchmal wurden wir echt geschliffen, einmal mußten wir uns auf dem Boden liegend auf dem Koppelschloß drehen, während die Freundin um die Ecke bog. Das gefiel mir nicht, auch wenn es eine Ausnahme war, und machte mich nachdenklich. Mußte ich immer stramm stehen, wenn einer mit einer Führerschnur an der Achsel kommandierte?

Wir wurden darüber aufgeklärt, daß Juden minderwertig und Franzosen und Engländer unsere „Erbfeinde“ wären. Mir kamen Zweifel, Sah ich doch die englischen Kriegsgefangenen in unserer Stadt, diszipliniert, sportlich, geradezu sympathisch. Waren sie wirklich schlechter als wir? Eines Tages las ich auf den Parkbänken einer Nachbarstadt Aufschriften wie: „Nicht für Juden“. Da beschäftigte mich die Frage, was wohl wäre, wenn ich plötzlich erfahren würde, daß ich ein Adoptivkind sei, und daß meine natürlichen Eltern Franzosen oder Engländer oder gar Juden wären. Ich konnte diese Frage nicht beantworten. Aber belastet hat sie mich.

Eines Tages wurde ich vor eine Entscheidung gestellt. Ich war gerade 13 Jahre alt geworden und sollte selbst Führer werden, sollte an einem Führer-Lehrgang teilnehmen. Ich weiß nicht, was mich damals trieb, aber ich lehnte diese Ehre ab. Ich wollte meine Zeit lieber der Schule widmen, sagte ich, denn damit könnte ich dem „Führer“ besser dienen. Meine Führer waren perplex. So etwas hatte es wohl noch nie gegeben. „Wenn wir den Krieg gewonnen haben,“ meinten sie, „wird niemand nach Deinen

Schulzeugnissen fragen. Dein Einsatz in der HJ wird entscheidend sein.“ Schon möglich, daß es so gekommen wäre, wenn wir den Krieg gewonnen hätten. Ich durfte gehen. Bald darauf stand die Rote Armee vor Odrau.

Mir kommen zwiespältige Gefühle, wenn ich an diese Zeit denke. So sehr ich damals begeistert mitmachte und die Gemeinsamkeit mit Gleichaltrigen genoß, so ist mir heute bewußt, daß wir auch fehlgeleitet und mißbraucht wurden. Natürlich war es gut, daß wir Disziplin, Pflichtbewußtsein und Kameradschaft lernten. Aber in dieser Form? Zwang und Führerprinzip bei uns Kindern? Indoktrination mit der herrschenden Ideologie? Gut, daß meinen Kindern und Enkeln diese Erfahrung erspart blieb.

Walther Mann:

Als Fahrschüler ins Gymnasium nach Neutitschein

Odrau besaß eine Volks- und Bürgerschule mit guten Lehrkräften. Auf ihr verbrachte ich meine ersten vier Schuljahre. Danach mußte ich auf das Gymnasium in unserer Kreisstadt Neutitschein wechseln, da die Schule in Odrau nicht bis zum Abitur führte. So wurde ich Fahrschüler.

Mir war es recht, umso mehr als meine Freunde August Schmied und Franz Agel auch fuhren. Ärgerlich war nur, daß meine Mutter mich täglich Diktate schreiben ließ. Sie befürchtete, ich würde die obligatorische Aufnahmeprüfung im Gymnasium nicht bestehen. Meine Orthografie und meine Handschrift waren schlecht, damals schon. Schließlich bestanden wir alle drei die Prüfung: Ein Kompliment für unsere Odrauer Schule.

Unser Alltag war anstrengend: Wecken um 5.30 Uhr, 6 Tage in der Woche, auch samstags war Schule. Dann Lauf zum Bahnhof, die Bimmelbahn im Odertal fuhr gegen 6.30 Uhr. Im Winter konnte das hart werden, wenn wir uns durch Schneewehen kämpfen mußten. Kältefrei gab es erst ab minus 20 Grad. Natürlich fuhren wir 3. Klasse auf harten Holzbänken.

In Zauchtel mußten wir umsteigen und auf den Anschlußzug nach Neutitschein warten. Die halbe Stunde Wartezeit war anregend: Schneeball-

schlacht auf dem Bahnsteig im Winter, Zielübungen mit Steinen im Sommer, gelegentlich Zanken mit den Mädchen, und an kalten Tagen die Entscheidung, was besser wäre: Im überfüllten Warteraum zu ersticken oder draußen in der frischen Luft zu erfrieren. Es war toll! Nicht alle sahen das so. Eines Tages fragte mich mein Vater, ob wir uns wirklich so schlecht benehmen. Ein Bekannter hatte im gleichen Zug gesessen und ihm erzählt. Der hatte das sicher falsch verstanden, ich konnte meinen Vater beruhigen.

In Neutitschein mußten wir uns beeilen, denn ab punkt 8 Uhr empfing unser Schuldirektor Dr. Boguth die zu spät Kommenden höchst persönlich an der Schultür. Das wollte keiner ein zweites Mal erleben. Der Unterricht dauerte bis 13 Uhr. Dann Heimfahrt in gleicher Weise. Gegen 15 Uhr waren wir daheim und holten das Mittagessen nach. Danach mußten wir zweimal in der Woche, manchmal auch öfter, von 16 bis 18 Uhr zum „Dienst“ in der HJ. Dann noch die täglichen Hausaufgaben. Nicht immer wurden wir damit fertig, oft sah man uns im Zug mit dem Heft auf den Knien, schreibend, gelegentlich auch abschreibend.

Unsere Schule war ausgezeichnet. Sie hieß „Gregor-Mendel-Realgymnasium für Jungen“, nach dem Erbforscher Mendel, der in Heinzendorf, 5 km von Odrau entfernt, geboren war. Ab 1. Oberschulklasse gab es Englisch, ab 3. Klasse Latein, natürlich Deutsch, Mathe, Geschichte und andere Fächer. Geschichte fesselte mich besonders, auch wenn wir unterschwellig nach herrschender Ideologie beeinflusst wurden: „Große Deutsche“ hieß das erste Geschichtsbuch, aus dem wir staunend lernten, welch großartigem Volk wir angehörten. Bismarck, Friedrich II., Barbarossa, schon richtig. Aber wie kamen Schlageter, der SA-Mann Horst Wessel oder der Hitlerjunge Quex in diese Reihe? Wir lernten die Heldentaten der deutschen Könige, ihre Kriege und Siege, ja sogar die genialen Schlachtordnungen, mit denen sie gesiegt hatten. Geschichte blieb eines meiner liebsten Fächer, auch als ich später merkte, daß andere Völker auch große oder noch größere Geister hervorgebracht hatten, und daß neben manchem Licht auch viel Schatten geherrscht hatte.

Wir hatten sehr gute Lehrer. Ihre Aufgabe war schwierig, denn immer öfter wurde einer von ihnen zum Kriegsdienst eingezogen. Dennoch kann ich mich nicht erinnern, daß auch nur eine einzige Schulstunde ausfiel, stets wurde für Vertretung gesorgt. Gegen Ende des Krieges gab sogar unser Musiklehrer Latein-Unterricht, und gar nicht schlecht. Im Notfall erschien unser Direktor und füllte eine Lücke persönlich, was besonders spannend war. Bis heute beeindruckt mich unser Physiklehrer Dr. Jünger. Er war etwa 70 Jahre alt, wohl nach der Pensionierung aus Kriegsgründen dienstverpflichtet. Im Herbst 1944 begann er Chemie-Unterricht mit uns,

obwohl das Fach Chemie laut Lehrplan erst im nächsten Jahr vorgesehen war. Er sagte, er wolle uns möglichst bald eine umfassende Schulbildung vermitteln, da man bei der Lage an der Front nicht wisse, wie es weitergehe. Welch ein Vorbild eines verantwortungsbewußten Pädagogen!

Mir stehen heute noch seine Einführung in die Naturwissenschaft und seine Experimente vor Augen. Natürlich wollten wir seine Versuche nachmachen, kauften von unserem Taschengeld Chemikalien und probierten. Als ich dabei mit meinem Freund August versehentlich Knallgas erzeugte, hätte ihn die Explosion beinahe das Augenlicht gekostet.

Das Kriegsende nahte. Das Dröhnen der Front wurde immer stärker. Es gab Fliegeralarm, den wir Buben natürlich nicht im Keller, sondern trotz Verbot im Freien verbrachten. Staunend blickten wir in den Himmel, wo viele hundert amerikanische Flugzeuge in exakter rautenförmiger Schlachordnung in Richtung Industriegebiet Oberschlesien flogen, mitten am Tag, völlig unbehelligt. Kündigte sich so der prophezeite Endsieg an?

Noch Mitte März 1945 hatten wir geregelten Unterricht. Unser Direktor versammelte uns in der Turnhalle und hielt eine Rede, sehr gefühlsbetont, wie mir schien, fast verzweifelt. Es war die Rede von „Treue zur Heimat“, von „Pflichtbewußtsein“ und von „Weitermachen“, auch wenn manche verzagten. Wenige Tage später waren die Russen wieder irgendwo durchgebrochen und standen vor unseren Toren, es gab kein Weitermachen.

Das folgende Jahr unter tschechischer Herrschaft war schrecklich. Deutsche durften nicht zur Schule gehen. Die meisten meiner Freunde waren interniert oder zur Zwangsarbeit verschleppt. Schlagartig wurde mir bewußt, was das für meine Zukunft bedeutete: Kein Latein, keine Mathe, keine Physik oder Chemie mehr - einige Zeit ganz schön, aber für immer? Sollte ich noch einmal eine Chance bekommen, so nahm ich mir vor, wollte ich sie nutzen! Ich bekam die Chance.

Im Juni 1946 wurden wir nach Heidelberg ausgesiedelt. Noch vom Viehwaggon aus, in dem wir tagelang am Güterbahnhof warten mußten, erkundeten meine Eltern die Möglichkeiten, unsere Schule fortzusetzen. Es gab fast nur Schwierigkeiten: Keine Schulbücher, keine Hefte, kein Schreibmaterial, kein ruhiger Platz zum Lernen, und immer Hunger. Die Hausaufgaben machten wir im Flüchtlingslager, saßen im großen Saal auf den Feldbetten und schrieben auf den Knien. Dennoch konnte ich in wenigen Tagen den Anschluß gewinnen - dank der guten Schulbildung, die ich in meiner Heimat erhalten hatte. Ich bin heute noch dankbar dafür.

Helmut Kotsch:

In Odrau am Anfang des Krieges

Mit dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Polen begann der Zweite Weltkrieg, der an Unmenschlichkeit den Ersten noch übertreffen sollte. Wir spürten ihn auch in unserer Stadt. Lebensmittelkarten wurden ausgegeben, Verdunkelung eingeführt, die Fenster mußten abends so verhängt werden, daß kein Lichtschein ins Freie fiel. Wer sich nicht daran hielt, mußte mit schweren Strafen rechnen. Auch die Lichtstärke der Straßenbeleuchtung wurde auf ein Minimum reduziert. Menschen, die anderer Meinung als der staatlich verordneten waren, wurden denunziert - ein typisches Merkmal jeder Diktatur, gleich welcher Farbe.

Jüdische Mitbürger, die zum Teil schon seit Generationen in Odrau lebten und sehr angesehen waren, mußten den Judenstern an ihrer Jacke tragen und wurden plötzlich von vielen gemieden. Als typisches Beispiel sei die Brauerei Fried und Söhne genannt, deren Besitzer Egon Fried war. Im ersten Weltkrieg war er als Offizier mit dem Eisernen Kreuz 1. Klasse ausgezeichnet worden. Jetzt wurde er als Jude mißachtet.

Seine Brauerei belieferte Gasthöfe sowohl in der Stadt als auch in den Dörfern um Odrau. Einer der größten Abnehmer war das Arbeiterheim. Zur Brauerei gehörte auch eine Gastwirtschaft, die meine Mutter führte. Mit Beginn der Judenverfolgung, die sich schon vor dem Einmarsch der deutschen Truppen ankündigte, verlor Fried nach und nach seine gesamten Abnehmer. Zum Schluß blieb ihm nur noch das Brauerei-Gasthaus. War dieses Gasthaus schon vor der Enteignung des Arbeiterheims ein beliebter Treffpunkt der linksgerichteten Arbeiterschaft, so war es nach der Enteignung der einzige Ort, an dem man noch offen sprechen konnte.

Beide meine Eltern waren aktive Sozialdemokraten. Dementsprechend kamen immer mehr Gäste. Eines Tages sagte Herr Fried zu meinem Vater: „Herr Kotsch, wenn ich Sie nicht hätte, wäre ich mit meiner Familie schon längst verhungert.“ Egon Fried ging später nach Weiskirchen, sein Leben endete in einem Konzentrationslager im Osten. Eine Tragödie.

Die Situation wurde langsam kritisch. Manchmal hörten wir auch Nachrichten aus dem Ausland. Dies war zwar streng verboten, brachte aber zusätzliche Informationen. Eines Tages wurde mein Vater auf die Stadt-

gemeinde gerufen. Man legte ihm nahe, das Gasthaus aufzugeben. Das taten meine Eltern auch. Wir zogen wieder in die Neustadt zurück.

Kriegsgefangene kamen nach Odrau und Umgebung und wurden zur Arbeit eingesetzt. Die meisten deutschen Männer waren ja als Soldaten an der Front. In der Ziegelei arbeiteten Franzosen, in den Steinbrüchen in Jogsdorf Engländer und Russen. Die französischen Gefangenen waren im Schloß in einem feuchten Keller untergebracht. Durch meinen Beruf als Elektriker hatte ich hier öfters zu tun. Einer von ihnen sprach etwas deutsch. Ich war überrascht, wie gut die Gefangenen über den Frontverlauf Bescheid wußten.

Im Sommer 1944 hieß es, daß russische Gefangene geflohen wären. Ich hörte davon während eines Fronturlaubs. Bald wurden sie wieder ergriffen und verrieten die Fluchthelfer. Es waren Odrauer. Sie wurden sofort verhört und eingesperrt und mußten bis Kriegsende in Haft bleiben. In der Auslage eines Geschäftes am Stadtplatz wurden Kleidungsstücke ausgestellt, die die Gefangenen bei ihrer neuerlichen Gefangennahme getragen hatten. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, zu melden, wenn jemand die ausgestellten Kleidungsstücke und deren Besitzer kannte. Soweit bekannt, meldete sich niemand. Den Fluchthelfern drohten schwere Strafen.

Meine Erinnerungen an meine Heimatstadt enden hiermit. Am 17. April 1942 wurde ich zur Wehrmacht eingezogen und diente bis zum Kriegsende als Funker an der Ostfront. Die Gefangenschaft in Rußland brachte mich bis zum Ural nach Jekaterinenburg, wo die Familie des russischen Zaren 1918 von den Bolschewiki erschossen worden war. Später hatte ich das Glück, wieder freizukommen. Meine Heimatstadt sah ich erst nach vielen Jahren als Tourist wieder.

Emanuel Schneider:

Segelflieger über dem Taschenberg

Es ist ein uralter Traum der Menschen: Fliegen zu können, hoch über der Erde, frei wie die Vögel. Auch ich war fasziniert von der neuen Technik, die den Traum erfüllte, und nutzte die erste Gelegenheit, fliegen zu lernen. Sie kam nach dem Anschluß des Sudetenlandes an das deutsche Reich im Oktober 1938. Die verschiedenen NS-Organisationen gründeten sehr

bald auch in Odrau ihre Gruppen. Alle Kinder von 10 bis 14 Jahren mußten ins Jungvolk, der Kindergruppe der HJ; die 14- bis 18- Jährigen hatten einer Gliederung der HJ beizutreten. Da meldete ich mich mit anderen Jungen unseres Jahrgangs 1923 zur Flieger-HJ.

Unsere Tätigkeit begann mit dem Bau von Modell-Flugzeugen. Hinter der Kirchengasse stand uns eine Tischler-Werkstatt mit Werkzeug zur Verfügung. Zwei Tischler leiteten uns anhand von Modellvorlagen an. Hatten wir Modelle fertig, probierten wir sie bei günstigem Wetter am Taschenberg aus. Später wurden drei von uns, Kasper Kurt, Malcher Franz und ich, zur weiteren Ausbildung nach Rotenburg ob der Tauber geschickt.

Dann erhielten wir eigene Segelflugzeuge: Offene Schulgleiter, auf denen wir völlig frei auf einem Sitz auf dem Rumpf festgeschnallt wurden, und ein richtiges Segelflugzeug vom Typ Grunau Baby. Der Taschenberg bot ideale Bedingungen: Sanft ansteigende, lange Wiesen, die nach Westen ausgerichtet waren, sodaß die Nachmittagssonne günstige Thermik schuf. Wir gründeten eine Segelfliegerschule, in der 3 Scheine erworben werden konnten: Schein A für einen 30- Sekunden-Flug geradeaus; Schein B für einen Flug von einer Minute mit S-Kurve; und Schein C für einen Flug von fünf Minuten im Grunau Baby.

Es war harte Arbeit. Erst mußten wir das Flugzeug den Berg hinaufziehen. Danach wurde einer von uns angeschnallt, die anderen zogen im Laufschrift zwei gespreizte Seile straff, während zwei Jungen das Heck so lange festhielten, bis die Seile genügend Spannung hatten. Auf Befehl des Fluglehrers ließen sie los, und die Seile schleuderten das Flugzeug in die Höhe. So ging es den ganzen Tag: Bergauf ziehen, bergab laufen, und gelegentlich selbst fliegen. Abends waren wir hundemüde, marschierten aber trotzdem mit einem Lied heimwärts zur Klosterschule. Dort hatte der Lehrgang Quartier bezogen, und nach dem Abendessen gab es noch Unterricht in Theorie des Fliegens. Für uns Jungen war es herrlich!

Manchmal erzeugten wir auch Bruch, wenn Flugzeuge wegen der Unerfahrenheit der Anfänger einander ramnten oder das Höhenruder falsch bedient wurde. Der Fluglehrer schimpfte schrecklich; die Stadtjugend, die zahlreich als Zaungäste herumstand, feixte; und wir waren schockiert.

Bald war der Traum zuende. Nach dem Polen- und Frankreich-Feldzug folgte der Angriff auf Rußland. Im April 1942 erhielt ich die Einberufung zur Wehrmacht.

Erika Neumann geb. Rabel:

Die Odrauer Schule als Lazarett

Die Zeit des Dritten Reiches empfanden viele von uns Jugendlichen als eine anregende Zeit. Sport und Spiel, Singen und Lagerleben, gemeinsame Tätigkeiten im Kreis von Gleichaltrigen gefielen uns. Die Fronten des Krieges waren weit weg und meldeten anfangs nur Siege. Die schlimmen Seiten der NS-Ideologie wurden uns erst später bewußt.

In die Schule gingen wir eigentlich gern. Gute Lehrkräfte unterrichteten uns in hellen, geräumigen Klassenzimmern, im Physiksaal, in der Schulküche; sogar ein Schulbad gab es. Das Gebäude war 1932 erbaut worden und galt als eine der schönsten Schulen des Sudetenlandes. Wir hatten die Möglichkeit, Wahlfächer zu belegen, Stenografie, Maschinenschreiben und Buchführung. Englisch wurde privat angeboten. Und Tschechisch, ein ungeliebtes Fach, war in Odrau obligatorisch. Die letzte Klasse der Hauptschule, wie sie sich damals nannte, führte zur Mittleren Reife.

Leider bekam unsere Schule gegen Ende des Krieges eine traurige Bedeutung. Die Ostfront war nahe gerückt; in den letzten Kriegsmonaten wurden die Räume als Lazarett und zum Schluß als Hauptverbandsplatz benötigt. Damit zogen Leid und Tod in das Gebäude ein. Der Schulbetrieb endete bereits im März. Bald rollten die ersten Züge mit Verwundeten heran. Am Bahnhof teilten Mädchen der HJ Tee aus, andere geleiteten die gehfähigen Patienten den Mühlgraben entlang zur Schule, also auf Schleichwegen. Sie sollten möglichst nicht gesehen werden, der Anblick hätte demoralisierend gewirkt.

Meine Tante arbeitete im Lazarett. Manchmal kam sie verweint nach Hause, weil wieder ein junger Soldat gestorben war. In der Dezember-Ausgabe 1956 des Odrauer Heimatbriefes wird berichtet, daß um die 100 Soldaten auf dem Odrauer Friedhof in zwei Massengräbern und etwa 33 Einzelgräbern bestattet wurden. Eine Augenzeugin berichtete von den papierumhüllten Paketen, manchmal kleinen Paketen, beinlose Körper.

Ich war als 15-jähriges Mädchen zum Wachdienst bei den Schwerverwundeten eingeteilt worden, inzwischen war die Schule Hauptverbandsplatz. Lungendurchschuß und Bauchschuß, das waren die schwersten Verwundungen. Auch eine Frau aus Fulnek wurde eingeliefert, sie hatte unter Artilleriefeuer einen Bauchschuß erlitten. Sie starb während meines Dienstes. Dieses Erlebnis nahm mich sehr mit, ich ging traurig heim.

Auf dem Pohorschberg sah ich kleine Rauchsäulen aufsteigen. Mein Vater erklärte mir, daß sie von russischen Geschoßeschnitten stammten. Seine Entscheidung: „Wir müssen fort.“ Am nächsten Tag begaben wir uns auf die Flucht, mit einem Leiterwagen und zwei geliehenen Pferden.

Nach über 50 Jahren ist die Deutsche Kriegsgräberfürsorge auf dem Odrauer Friedhof tätig geworden. Es wurden Umbettungen auf einen deutschen Soldatenfriedhof in Wallachisch Meseritsch vorgenommen. Ein Teil der Verstorbenen konnte wegen Überbettung nicht geborgen werden. Sie werden auf dem Soldatenfriedhof namentlich erwähnt, die meisten Namen dürften bekannt sein; bei manchen aber steht nur der Vermerk „Unbekannter Soldat“. Ich habe gehört, daß ein Mitglied der Totengräber-Familie Jahn gleich nach der Vertreibung die im Rheinland lebende Mutter eines im Odrauer Lazarett verstorbenen Soldaten, eines 21-jährigen jungen Mannes, von der ordnungsgemäßen Bestattung auf dem Odrauer Friedhof benachrichtigte und ihr die letzten Habseligkeiten des Sohnes schickte.

Seit September 1999 erinnert eine von den vertriebenen Odrauern errichtete Gedenkstätte an der Friedhofsmauer in Odrau auch an diese Opfer des Krieges.

Gertrud Loistl geb. Stosius:

Fliegerangriff auf die Eisenbahn

Am 22. März 1945 gegen 17 Uhr befand ich mich auf dem Heimweg nach Mankendorf. Etwa 200 m nach der Oderbrücke flog plötzlich ein russischer Flieger auf mich zu und schoß mit seiner Bordwaffe auf mich. Ich warf mich in den Straßengraben und kroch in ein Wasserrohr. Das Flugzeug zog Schleifen, um mich erneut unter Beschuß zu nehmen. Die Zwischenzeit nutzte ich, um aufzuspringen und weiterzurennen. Nach dem dritten Anflug kam ein Personenzug aus dem Bahnhof Zauchtel. Sofort griff der Flieger den wehrlosen Personenzug an. Aus den Wagen waren schreckliche Schreie der getroffenen Menschen zu hören. Der Gepäckwagen ging in Flammen auf.

So schnell ich konnte lief ich nach Hause und holte meinen Verbandskasten. Ich war knapp 17 Jahre alt und als Rotkreuz-Helferin ausgebildet.

Kaum war ich wieder auf dem Weg zur Unglücksstelle, brachte man schon den ersten Verwundeten; es war der Eisenbahner des Gepäckwagens. Der Anblick beim Zug war furchtbar und die Schreie der getroffenen Menschen gellten in den Ohren. Im Zug waren auch verwundete Soldaten. Ich wandte mich einem Schwerverletzten zu und versuchte, ihn zu versorgen. Ein Militärarzt nahm mir die schwierige Arbeit ab. Es war schrecklich: Der Mann war am Unterleib getroffen, alles war zerrissen. Der Arzt sagte leise zu mir, daß der arme Mann wohl kaum den nächsten Tag erleben würde. So kam es auch: Am folgenden Tag fand ich den verstorbenen Soldaten in Deutsch Jaßnik aufgebahrt.

Nach einigen Stunden schwerer Arbeit hatten alle Menschen eine Erstversorgung und konnten in ein Spital gebracht werden. Bevor ich wegging, verlangte der Militärarzt meine Adresse. Einpaar Tage nach diesem schrecklichen Vorfall mußte ich mich bei der Kreisstelle des Roten Kreuzes in Neutitschein melden. Dort bekam ich neues Verbandszeug und Anerkennung. Auch die Neutitscheiner Zeitung berichtete über den Vorfall und hob meinen Einsatz lobend hervor. Selbst mein Vater, der zu jener Zeit als Volkssturm-Soldat im Osten lag, wurde von seinem Vorgesetzten auf meine Hilfeleistung hin angesprochen. Diese Anerkennung sollte uns später noch großen Schaden bringen.

Der örtliche Kolonnenführer von uns Laienhelferinnen rügte mein spontanes selbständiges Vorgehen. Ich hätte dazu erst seine Befehle abwarten müssen. Doch damit ließ sich leben. Schwerwiegender war, daß wir nach dem Kriege bei den neuen tschechischen Machthabern angeschwärzt wurden und meine Familie leiden mußte.

Mir selbst konnten sie nichts anhaben, weil ich noch vor der kämpfenden Truppe Richtung Süden mit Ziel Wien geflüchtet war. Aber meine Mutter wurde von tschechischen Milizen so furchtbar geschlagen, daß die Wundmale auf ihrem Rücken noch an ihrem Lebensende zehn Jahre nach der Vertreibung zu sehen waren. Mein Vater wurde sofort bei seiner Rückkehr in Mankendorf gefangen genommen und in Wigstadtl interniert. Dort bekamen er und seine Mitgefangenen tagtäglich am Morgen von den tschechischen Peinigern Schläge auf die nackten Fußsohlen. Die beiden Brüder meiner Mutter wurden in einem berüchtigten Lager in Mährisch Ostrau auf grausame Weise erschlagen.

Mir gelang es tatsächlich, mich auf einer mehr als abenteuerlichen Flucht und einem deutlich erlebten Schutz von Oben nach Wien durchzuschlagen. Ich erreichte die Stadt barfuß, ohne die geringste Habe, in zerrissene Kleider gehüllt und halb verhungert. Aber die Leidenszeit der Deutschen unter der tschechischen Herrschaft blieb mir erspart.

Josef Christ:

Soldaten in Mankendorf

Mein Heimatort Mankendorf, ein 3 km langes Straßendorf im Kuhländchen, liegt etwa 5 km südlich von Odrau an der Oder. Hier verläßt die junge Oder das Odergebirge und fließt weiter zur Mährischen Pforte. Diese Lage brachte es mit sich, daß das Dorf immer wieder Quartier für Militär bieten mußte.

Meine ältesten Erinnerungen reichen in den Herbst 1938. Zum ersten Mal sah ich damals viele Soldaten, tschechisches Militär, das wegen der Sudetenkrise in die Grenzregion Richtung Deutschland verlegt wurde. Ich erinnere mich, wie sie in unserem Brunnen Wasser holten, Spiegel an den Zaun hängten, sich einseiften und rasierten. Sie blieben nur einen Tag und eine Nacht, dann zogen sie ab, ohne daß ein einziger Schuß gefallen war. Deutsche Soldaten rückten nach. Sie wurden von der Dorfbevölkerung freudig empfangen, mit Blumen begrüßt. Mankendorf war ein deutsches Dorf, alle waren froh, nach den Sorgen der tschechischen Herrschaft nun wieder unter deutscher Verwaltung zu stehen. Nur wenige ältere Leute erfüllte diese Entwicklung auch mit Sorge.

Bald kündigte sich der Zweite Weltkrieg an. Bereits im Juli 1939 wurde auf den Feldern des Niederdorfes ein Flugplatz aufgebaut. Ein Geschwader schwerer Bomber Do 17 sowie Transportflugzeuge Ju 52 und Ju 34 waren stationiert, für uns Buben ein spannendes Ereignis. Flieger und Bodenpersonal wurden im Dorf einquartiert. Auch ich räumte mein Jungenzimmer für zwei Flieger. Eine unvergeßlich schöne Erinnerung, wenn „unser“ Flieger abends sein Flügelhorn zur Hand nahm und im dörflichen Abendfrieden seine Melodien erklingen ließ. In meiner kindlichen Welt herrschte Frieden, von Krieg ahnte ich nichts. Bald änderte sich das: Noch in der Nacht zum 1. September begannen diese Flieger ihre Angriffe auf Polen. Der Krieg dauerte nur wenige Tage, dann wurden die Flugzeuge abgezogen, man brauchte sie für die nächste Front.

Als nächste Einquartierung kam im August 1940 eine Pionierkompanie mit etwa 100 Mann und blieb mehrere Monate in unserem Dorf. Für uns Buben war es spannend, wenn die Soldaten trainierten und das Erstürmen unseres Dorfes übten. Zwei Pioniere haben aber auch anderweitig ihre Zeit

genutzt: Sie stürmten die Herzen von zwei Mankendorfer Mädchen und bald gab es Hochzeit.

Im Frühjahr rückte ein Zug der Organisation Todt an und tauschte alle Kupferdrähte der elektrischen Leitungen gegen Aluminium aus. Kupfer war im Krieg Mangelware. Der Krieg rückte näher.

Immer häufiger überflogen uns amerikanische Bombengeschwader in 9.000 Meter Höhe, sodaß sie kaum erreichbar waren. Bombengeschädigte Familien aus dem Rheinland, die bei uns einquartiert waren, vermittelten uns Erfahrungen. Im Herbst 1944 waren die Flugzeuge fast täglich über uns, warfen Lametta-Streifen, um die Abwehr zu täuschen, und gelegentlich fielen auch Bomben und rissen tiefe Krater. Unfaßbar für uns!

Am 17. Dezember 1944 kam es zu einer Luftschlacht über unserem Dorf. Deutsche Jagdflugzeuge griffen ein feindliches Bombengeschwader an. Es herrschte Nebel und wir konnten nichts sehen, umso furchterregender war das Aufheulen der Flugzeugmotoren und der Lärm der Schüsse. Es war sinnlos: Vier deutsche Flugzeuge wurden abgeschossen und stürzten in der Nähe unseres Dorfes ab. Eines dieser Flugzeuge, eine Me 109, wurde im November 1999 ausgegraben. Man fand auch die Erkennungsmarke des Piloten, eines 22-jährigen Leutnants.

Ab 19. März 1945 kreiste Abend für Abend pünktlich um 19 Uhr ein russischen Flugzeug über uns. Wir nannten es die „Kaffeemühle“. Manchmal schoß es mit Leuchtspur-Munition auf Ziele am Boden, wir sahen die Spur. Eines Tages hätte es auch mich fast erwischt: Ich hörte das Pfeifen der Geschosse, als ich über eine Wiese lief. In meiner Angst warf ich mich in einen Wassergraben und kroch in ein Grabenrohr. Das Flugzeug drehte ab, ich rannte mit klopfendem Herzen nach Hause.

Drei Tage später überfiel ein russischer Flieger zwei wehrlose Personenzüge in unserer Nähe. Heute habe ich noch die Schreie und das Wehklagen der getroffenen Menschen im Ohr und sehe vor meinem inneren Auge den brennenden Zug. Die seinerzeit 17-jährige Gerti Stosius leistete damals spontan aufopferungsvoll Hilfe.

Im März 1945 wurde der Feldflughafen wieder in Betrieb genommen. Wieder kamen Soldaten in unser Dorf, wieder räumte ich mein Zimmer für zwei Flieger, wieder starteten die Flugzeuge zur Unterstützung der Front, diesmal aber mit hohen Verlusten. Es herrschte keine Siegesstimmung mehr. Auch andere Einheiten von Soldaten kamen durch das Dorf, auf dem Rückzug, von der Front zurückflutend. Ihnen folgten endlose Kolonnen flüchtender Menschen, zu Fuß oder auf Wagen, von Pferden oder Kühen gezogen, verzweifelt. Bald wurde der Feldflughafen wieder geräumt und der Krieg näherte sich seinem hoffnungslosen Ende.

Walther Mann:

Die Tragödie einer Odrauer Familie

Bericht über ein langes Gespräch

Das Gespräch, über das ich berichte, fand vor wenigen Tagen statt. Die Odrauerin, die mir erzählte, hatte ein besonders schweres Schicksal erlitten. Sie wollte nicht darüber schreiben. Ist es richtig, diese bösen Erinnerungen weiterzugeben? Oder besser: Bewältigung durch Vergessen? Letzten Endes war sie damit einverstanden, daß ich im Rahmen dieser „Erinnerungen“ über unser Gespräch berichte.

Sie stammt aus einer angesehenen Odrauer Familie. Ihr Urgroßvater hatte die alte Brauerei erworben und ausgebaut. Großvater und Vater setzten das Werk fort. Der Vater hatte im Ersten Weltkrieg als Offizier in der österreichischen Armee gedient und hohe Tapferkeits-Auszeichnungen erhalten. Das Unglück brach über die Familie herein, als 1938 mit der deutschen Wehrmacht auch der NS-Rassenwahn im Sudetenland einzog: Der Vater war Jude.

Die Mutter, aus einer altbekannten Odrauer Familie stammend, war strenggläubige Katholikin. Die Mischehe war unproblematisch, es gab bei uns keine religiösen Eiferer. Die beiden Kinder aus dieser Ehe, ein Sohn und eine Tochter, wurden katholisch getauft und erzogen.

Ihr Vater ahnte, was auf ihn zukommen würde. Unmittelbar vor dem Einzug der Wehrmacht in Odrau wich er mit seinen Eltern nach Weißkirchen aus, einer kleinen Stadt in Mähren, also nicht im Sudetenland, in der er auf die Hilfe von Freunden hoffen konnte. Die Mutter harrete mit den beiden Kindern in Odrau aus, in der Hoffnung auf leichtere Zeiten. Es half nicht lange: Im März 1939 wurde das Protektorat Böhmen und Mähren gebildet, und damit fiel auch Weißkirchen unter deutsche Herrschaft mit allen grauenvollen Konsequenzen für die jüdische Bevölkerung.

Die Mutter versuchte, den Vater zu besuchen; der Weg war nicht weit, aber nur selten bekam sie die Genehmigung dazu. Einmal nahm sie ihre Tochter mit, damit Vater und Tochter sich sehen konnten. Ihr ist in der Erinnerung eingeprägt, wie ihr Vater, mit dem gelben Judenstern auf der Jacke, sie auf der Straße bat: „Geh einpaar Schritte vor mir, das ist besser für Dich!“ Was mag ein kleines Mädchen von 8 oder 9 Jahren empfunden

haben, daß ihr Vater so gedemütigt war, und daß sie nicht, wie andere Kinder, an seiner Hand gehen durfte!

Wenig später brach der Kontakt nach Weißkirchen ab. Sie hörte, daß ihr Vater und ihre Großmutter eines Nachts mit allen Juden aus Weißkirchen mit LKWs abtransportiert worden waren, niemand wußte, wohin. Sie erhielten kein Lebenszeichen mehr von ihnen. Der Großvater war kurz zuvor gestorben, „glücklicherweise, er mußte das nicht mehr erleben.“ Viele Jahre hofften sie, Vater würde eines Tages doch wieder zurückkehren - vergebens. Erst Mitte der sechziger Jahre erhielten sie vom Internationalen Suchdienst in Westdeutschland Gewißheit vom Tod des Vaters in einem Konzentrationslager im Osten. 1942 war er von der Gestapo in das Konzentrationslager Theresienstadt gebracht und von dort nach Maly Trostinec bei Minsk in Weißrußland weitergeleitet worden. Dort wurde sein Leben gewaltsam beendet. Und in Prag fanden sie eine Gedenktafel, auf der auch sein Name mit Daten aufgenommen war: 11.4.1897-14.7.1942.

Ihr Bruder, einige Jahre älter als sie, wurde in ein Arbeitslager eingeliefert. Er blieb dort bis Kriegsende und überlebte. Er sprach nicht darüber, war aber sichtlich gezeichnet. Sie war zu jung für diese Tortur, durfte bei ihrer Mutter bleiben. Zum Glück half ihre Großmutter, die Mutter der Mutter, auch eine altbekannte Odrauerin, und hielt sie finanziell über Wasser; die Brauerei und aller sonstiger Besitz waren längst enteignet.

Gab es persönliche Angriffe auf sie in Odrau? Sie schüttelt den Kopf: »Nein, wir waren doch voll integriert!« Gelegentlich kindische Sticheleien, albern. Und in der Schule Aufsätze mit bewußt antisemitischem Thema. Und Hilfe? Wieder Kopfschütteln: „In der damaligen Situation konnte uns niemand wesentlich helfen. Die Anweisungen kamen von der Bezirksverwaltung in Troppau.“ Daß man sie in Odrau in Ruhe ließ, war unter den gegebenen Verhältnissen wohl schon als Hilfe anzusehen.

Wir blättern in alten Fotoalben. Ein Bild zeigt uns als Kinder auf dem Eislaufplatz in Odrau bei einem Kostümfest in der Faschingszeit 1937. Dicht gedrängt standen wir auf den Stufen zum hölzernen Aufwärmhäuschen. Sie stand in der ersten Reihe, ich ein paar Plätze daneben, meine Schwester hinter mir. Ihr heutiger Mann als Schornsteinfeger verkleidet in der Mitte. Ich kann mich noch erinnern, als dieses Bild gemacht wurde. Glückliche Zeiten, da gab es keinerlei Schranken. Wir tollten nach der Schule auf dem Eis, spielten „Wer hat Angst vor'm Schwarzen Mann?“ oder „Fangeles“ oder „Festung stürmen“. Dann fällt mein Blick auf das Foto einer jungen Frau, einer bildhübschen Frau: Wer ist das? „Die Schwester meines Vaters, meine Tante also“. Das gleiche Schicksal wie ihr Vater, auch sie verschollen, ihr Mann auch, ihr Sohn auch. Mein Gott!

Das Kriegsende bringt Sorgen anderer Art. Sie fliehen ins Krankenhaus aus Angst vor den Russen. Ihr vorheriger Status hilft ihnen nicht, deutsche Frau ist deutsche Frau. Die Schwestern, Franziskanerinnen, nehmen sie auf. Die Schrecken des Gefängnisses oder des Lagers unter tschechischer Herrschaft bleiben ihnen erspart; die Aussiedlung auch - das war kein Vorteil auf lange Sicht. An Schule oder Weiterbildung ist nicht zu denken. Mühsam lernt sie die ersten Brocken Tschechisch, geht zur Arbeit in die Optimit, um leben zu können. Dort lernt sie ihren Mann kennen. Sie heiraten am Jahresende 1949. Eine Woche später wäre eine kirchliche Trauung aufgrund neuer Gesetze nicht mehr ohne weiteres möglich gewesen. Pfarrer Pillich, der alte Odrauer Stadtpfarrer, traut sie - in deutscher Sprache.

Ihr Mann, auch in Odrau geboren, hatte schon während des Krieges im Chemie-Labor der Gummifabrik gearbeitet, bis er als Soldat eingezogen wurde. Nach einer Odyssee kehrte er, verletzt, nach Odrau zurück, kommt ins Internierungslager, dann ins Gefangenenlager, dann wieder zurück ins Lager nach Odrau. Die Optimit brauchte ihn im Labor, deshalb durfte er nicht aussiedeln. Man versprach ihm die Ausreise, wenn er zwei Jahre lang arbeitet. Danach war alles anders und er durfte wieder nicht gehen; so blieb er in Odrau hängen.

Das Leben in Odrau war karg und hoffnungslos. Als Deutsche blieben sie Menschen 2. Klasse, argwöhnisch von den Neuen beobachtet. Einmal wurde er verhaftet, da er Fotos von Odrau gemacht und den vertriebenen Freunden in den Westen geschickt hatte. Gutgemeinte Geschenkpakete aus dem Westen waren fast unerschwinglich, der Zoll kostete mehr als der Inhalt wert war. Dann riet die Mutter zur Ausreise: „Denkt an Eure beiden Töchter, hier habt Ihr keine Zukunft!“ Es dauerte Jahre, bis sie die Genehmigung erhielten. Bis dahin endlose Schikanen. 1964 war es endlich so weit. Nach weiteren Schikanen durch Zoll und Polizei Abfahrt nach dem Westen. Ein alter Freund half ihnen da, sie konnten in der neuen Heimat Fuß fassen. Später holten sie ihre alte Mutter nach, ihr waren dadurch noch einige Jahre der Geborgenheit vergönnt.

Ich wunderte mich, daß sie alles so ruhig, so gelassen erzählt. „Odrau ist für mich abgeschlossen. Wir erhielten noch eine Chance, wir konnten sie nutzen, auch wenn der Anfang schwer war“. Und ihr Mann ergänzt: „Wir haben fast zwei Jahrzehnte unseres Lebens verloren, umsonst gearbeitet. Die Zeit danach hat uns entschädigt.“ Nicht bereut? Nein, die Entscheidung war richtig. Die Töchter haben ihren Weg gefunden. Sechs Enkel wachsen heran. Sie sind die Zukunft.

Teil 4 : Kriegsende, Flucht, die Russen kommen, Gefangenschaft

Ute Schinagel geb. Wladar:

Der Verlorene Sohn

Mein Bericht beruht auf eigenen Erinnerungen, auf Erzählungen meiner Mutter Poldi Wladar geb. Schindler und meiner Cousine Ingrid Senger geb. Schindler, sowie auf Schriftstücken, die mir vorliegen.

In den letzten Tagen des Krieges mußten auch wir auf Treck Richtung Westen, nur weg von der Front und den Russen. Mein Vater Otto Wladar war Soldat, er kam zu Ostern nach Odrau. Er erhielt den Befehl, Trecks aus der Gefahrenzone um Odrau zu leiten. Er brachte uns bis Sternberg: Meine Mutter mit meinem 2-jährigen Bruder Jürgen und mir, sowie ihre Schwägerin Franziska Schindler mit ihren drei Kindern Judith (19), Wolfgang (13) und Ingrid (11). Sie war die Frau von Mutters Bruder Karl Schindler, der irgendwo beim Militär war. In Sternberg mußte mein Vater umkehren, um weitere Trecks aus Odrau zu holen.

Wir erlebten das unbeschreibliche Elend des nach Westen flutenden endlosen Stroms von Menschen, Tieren, Wagen, Fahrzeugen. Immer wieder mußten wir Schutz suchen vor Tieffliegern und Granateinschlägen, dann wieder weiter nach Westen. Einmal mußten wir Deckung in einem Wald suchen; in dem Chaos wurden wir von Familie Schindler getrennt. Meine Mutter lief weiter, den Sohn auf dem Arm, mich an der Hand.

Irgendwo zwischen Caslau und Deutsch-Brod geschah es dann: Wieder mußte meine Mutter Deckung suchen. Ein deutscher Soldat wollte ihr helfen und nahm ihren kleinen Sohn. Sie hetzte über freies Gelände, stolperte

über Bahnschienen und stürzte schwer. Sie schlug mit dem Kopf auf und wurde ohnmächtig. Ihr Schienbein war blutig geschlagen, sie war schwer verletzt. Als sie wieder zu sich kam, stand ich weinend neben ihr, der Soldat mit meinem Bruder war verschwunden. Wie wir später erfuhren, hatte er meine Mutter und auch mich für tot gehalten und wollte das Kind, das ihm anvertraut worden war, retten. Nach den Angaben meiner Mutter war es die Nacht vom 8. auf den 9. Mai 1945.

Meine Mutter war verzweifelt. Sie weinte, rief nach ihrem Sohn, suchte überall, aber es war Nacht, ringsum Chaos, hoffnungslos. Später wollten ihr russische Offiziere helfen, meinen Bruder zu finden. Sie nahmen mich in Obhut und ein Offizier fuhr mit meiner Mutter in benachbarte Lager, natürlich vergebens. Ihr blieb nichts übrig, als umzukehren. Nach tagelangen Fußmärschen - den Deutschen waren Verkehrsmittel verboten - kamen wir nach Odrau zurück.

Obwohl ich damals erst 5 Jahre alt war, haben sich mir einzelne Bilder wie Blitzlichter eingepägt: Meine Mutter, weinend; Schüsse und Einschläge; russische Soldaten.....

Die Schwägerin meiner Mutter war schon kurz vor uns nach Odrau zurückgekehrt. Auch sie hatte zwei ihrer Kinder im Chaos verloren, Judith und Wolfgang, nur meine Cousine Ingrid war ihr geblieben. Wie wir später hörten, gelang es den beiden, sich über Tabor und Budweis nach Bayern durchzuschlagen. Erst nach der Aussiedlung fand die Familie durch das Rote Kreuz zusammen, auch ihr Vater Karl kam aus Gefangenschaft dazu.

In Odrau hörten wir, daß mein Vater kurz vor uns in Odrau war und nach uns gefragt hatte. Am selben Tag war er verhaftet worden, wir sahen ihn nicht wieder. Später hörten wir, daß er in das berüchtigte Hanke-Lager in Mähr. Ostrau gebracht worden war. Das gleiche Schicksal erlitt der Vetter meiner Mutter, Emil Zwirner aus Dobischwald. Erst ein Jahr später erhielt meine Mutter mit viel Mühe die offizielle Auskunft vom Narodny Vybor in Odrau - in Übersetzung: „... Laut Zuschrift des Kommandanten des Internierungslagers in Mähr. Ostrau ist der genannte Otto Wladar, geb. am 26.12.1903 in Odrau, am 30.5.1945 in Mähr. Ostrau gestorben.“

Es heißt „gestorben“. Aus Berichten von Überlebenden ist uns bekannt, welch schreckliche Zustände in jenem berüchtigten Lager herrschten, wie die Deutschen von ihren sadistischen tschechischen Bewachern ohne Gnade und ohne Gerichtsverfahren aufs Schlimmste mißhandelt und brutal ermordet wurden. Am 8. Mai 1996 erschien in der Ostrauer Tageszeitung „Moravsko-slezsky Den“ ein Bericht des Historikers Mecnislav Borak über die „Hölle im Zentrum von Ostrau“. Ich bin nicht imstande, Details dieses grauenvollen Berichts zu zitieren. Der Bericht schließt mit einer „Liste der

Ermordeten des Hanke-Lagers“. Unter Nr. 211 finde ich meinen Vater: Vladar Otto, 26.12.1903, Odrau; 26.5.1945. Mein armer Vater! Und einige Zeilen tiefer unter Nr. 230 der Vetter meiner Mutter: Zwirner Emil, 25.5.1890, Dobischwald; 30.5.1945. Armer Vetter!

Das schreckliche Jahr unter tschechischer Herrschaft in Odrau will ich nur streifen. Meine Tante mußte ins schlimme Odrauer Internierungslager, ihre 11-jährige Tochter, meine Cousine Ingrid, fand bei uns Zuflucht. Bis heute verbindet uns eine besonders innige Beziehung. 1946 wurden wir ausgesiedelt und kamen über Heidelberg nach Kirrlach.

Meine Mutter gab die Hoffnung auf ein Lebenszeichen ihres Sohnes nicht auf. Meine Unterlagen enthalten den Briefwechsel, den sie jahrelang mit vielen Stellen führte. 1945 bat sie noch von Odrau aus beim Radio Prag um eine Suchmeldung; 1946 bemühte sie das Tschechische Rote Kreuz; nach der Aussiedlung weitere Briefe: Nachforschungsstelle des Roten Kreuzes in Heidelberg; Suchdienst-Zonenzentrale in München; Hilfsdienst für Kriegsgefangene und Vermißte in Stuttgart; Diözesan-Caritasverband Regensburg; Suchdienst Hamburg des DRK; Heimatortskartei für Sudetendeutsche in Regensburg: Immer die gleichen Fragen: Wann? Wie? Wo? Welche Merkmale? Welche Kleidung? Einmal gab man ihr die Anschrift eines Kindes in Aichach in Bayern. Meine Mutter fuhr hin, stellte anhand der Merkmale eindeutig fest, daß es nicht ihr Sohn war. Welche Gefühle mögen sie damals bewegt haben!

Inzwischen war ich herangewachsen, hatte eine Lehre als Foto-Laborantin absolviert und arbeitete in einem Fotogeschäft, dessen Besitzer der Leiter des Roten Kreuzes in Kirrlach war. Er erhielt die vom DRK herausgegebenen Bildhefte mit Fotos von Findelkindern. Gegen Ende der 50er Jahre meinten wir, in einem der abgebildeten Jungen meinen Bruder zu erkennen, obwohl Name und Geburtsdatum nicht stimmten. Wieder jahrelanger Schriftwechsel, seit 1959 liegt er mir vor: DRK Bruchsal; DRK Landesnachforschungsdienst Stuttgart; DRK Ortsverein Kirrlach; Suchdienst des DRK Hamburg; Kreis Ausschuß Landkreis Dieburg. Wieder ist die Rede von Körpermerkmalen, Kleidung, Datum und Umständen; dann von „anthropologischem Ähnlichkeitsvergleich“, von „Blutgruppe nach CDE-System mit den MN und Rh-Unterfaktoren“, von kostspieligen „Erbbiologischen Untersuchungen“ und den Kosten dieser Untersuchungen.

Langsam verdichten sich die Hinweise. Wir erfahren: Jener Soldat hatte meinen Bruder einer Flüchtlingsfrau aus Neutitschein übergeben. Sie nahm ihn mit sich zurück, was hätte sie als verantwortungsbewußte Frau auch sonst machen sollen. Anfang Juli 1945 wurde sie von Neutitschein unter unmenschlichen Bedingungen nach Sachsen vertrieben. Sie und ihr Mann,

ein kinderloses Ehepaar, adoptierten das Kind und pflegten es wie ihr eigenes. Da sie seinen Namen nicht kannten, gaben sie ihm einen neuen Namen und ein geschätztes Geburtsdatum. Später verließen sie die DDR und kamen nach Westdeutschland: Alles Gründe, warum es so schwierig war, meinen Bruder zu finden.

Es ist verständlich, daß nun unbewußt eine Art Tauziehen zwischen Mutter und Adoptiv-Mutter um den Jungen entstand, daß dem Jungen selbst der Wechsel seiner Identität schwer fiel. Erst am 11.10.1964 konnte eine Gegenüberstellung von Mutter und Sohn stattfinden, nachdem meine Mutter „ihm die schriftliche Zusicherung gegeben hatte, daß er selbst entscheiden kann“ und daß sie seinen Entschluß anerkennen würde.

Ich war bei der Gegenüberstellung anwesend. Meine Mutter war kreidebleich und zitterte am ganzen Körper. Das Ergebnis war eindeutig: Er war mein Bruder.

Im Neuen Testament beschreibt Lukas im 15. Kapitel des nach ihm benannten Evangeliums das „Gleichnis vom verlorenen Sohn“. Auf großen Umwegen findet dieser zurück: „Aber der Vater sprach : ‘Denn dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist gefunden worden.’ - Und sie fingen an, fröhlich zu sein.“

Ich weiß nicht, wie unser damaliger Zustand bezeichnet werden kann, ‘fröhlich’ wäre sicher nicht der richtige Begriff. Vater lebte schon lange nicht mehr, tschechische Unmenschen hatten ihn 1945 im Hanke-Lager getötet. Mutter hatte zwei Jahrzehnte lang gekämpft, gehofft, nicht aufgegeben. Jetzt, da der Knoten gelöst und die Anspannung vorüber war, war sie am Ende ihrer Kräfte; sie wurde immer schwächer und starb einige Jahre später in unserer Mitte in Kirrlach. Mein Bruder blieb bei seiner Pflegemutter; inzwischen ist er verheiratet und hat einen Sohn. Ich freue mich, daß ich wieder einen Bruder habe, und daß es meiner Mutter noch vergönnt war, ihren verlorenen Sohn wiederzusehen. Ich habe mit meinen beiden Kindern in Kirrlach Wurzeln geschlagen, habe hier nach all dem Leid eine gute neue Heimat gefunden.

Fünfundzwanzig Jahre nach der Vertreibung errichteten die Heimatvertriebenen in Kirrlach einen Gedenkstein. Er trägt die Inschrift: „Zur Erinnerung und zum Dank für die Aufnahme der Heimatvertriebenen in Kirrlach in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg - erstellt 1996 von den Heimatvertriebenen“. Viele Sudetendeutsche, darunter auch Odrauer, haben sich an diesem Gedenken beteiligt. Ja, wir müssen dankbar sein.

Hinweis: Die im Original-Buch folgenden beiden Seiten 72.01 und 72.02
erscheinen in dieser Ausgabe hinten auf den Seiten 198 und 199

Gerlinde Dumm geb. Mann:

Die Flucht vor den Russen

Es war im April 1945, der Krieg ging zu Ende. Schon wochenlang hatten wir in Odrau Geschützdonner von der Front gehört, erst ganz leise wie ein fernes Gewitter, dann immer lauter, ein gefährlich klingendes Grollen. Gerüchte gingen um, wo die Russen inzwischen standen. Und was war mit den „neuen Waffen des Führers“, die uns versprochen worden waren? Wir warteten fast von Stunde zu Stunde, wie es weitergehen sollte, bereiteten aber gleichzeitig unsere Flucht vor. In unserem Hof stand ein Wagen, falls es zum Treck gehen mußte.

Es war wohl um den 25. April herum, als uns mein Vater auf die Flucht schickte. Er selbst war zum „Volkssturm“ verpflichtet und mußte am Ort bleiben. Meine Mutter, mein jüngerer Bruder Walther und ich wurden mit dem Wagen zu Bekannten nach Bodenstadt gebracht. Die Russen standen schon zwischen Troppau und Fulnek. Der Geschützdonner war ganz nah, deutlich hörte man die Abschüsse der Geschütze. Über uns schossen russische Tiefflieger auf alles, was sich bewegte.

Anfang Mai standen die Russen vor Bodenstadt. Ein Kübelwagen mit deutschen Soldaten fuhr heran. Die Soldaten sahen meine Mutter und mich 15-jähriges Mädchen an und sagten nur: „Wir sind die Letzten, hinter uns kommen die Russen, haut ab!“ Mit zwei Fahrrädern machten wir uns auf den Weg, den Soldaten nach. Ich erinnere mich nur noch an wenige Einzelheiten der Flucht. Zwar konnten wir Anschluß an die Soldaten gewinnen, aber es half wenig. Die Straßen waren hoffnungslos verstopft, Militär, Autos, Pferde, Flüchtlinge, dann ein Tiefflieger, Tote und Verwundete blieben liegen. Wir hatten Glück, blieben unverletzt. Es ging stockend weiter. Das brennende Olmütz sehe ich heute noch gespensterhaft vor mir.

Irgendwann hinter Olmütz ließen uns Soldaten auf ihre Lastautos. Sie waren hoffnungslos überladen, die Straßen bis zum Stillstand verstopft. Trotzdem ging es irgendwie weiter, Richtung Westen, jeder hoffte, noch vor den Russen die Amerikaner zu erreichen. Dann wieder Stillstand, es war Nacht, ich schlief vor Übermüdung ein. Als ich aufwachte und wir weiterfahren wollten, war mein 13-jähriger Bruder verschwunden, in dem Chaos spurlos verschwunden. Entsetzlicher Schock für meine Mutter und mich! Es gab keinen Trost. Aber es half nichts, wir fuhren weiter, jetzt nur noch zu zweit. So kamen wir in die Nähe von Deutsch Brod, dann war

endgültig Schluß. Der Krieg war zu Ende, die Russen hatten uns überholt, die Amerikaner waren für uns nicht erreichbar.

Dann kamen die ersten Trupps deutscher Soldaten durch, die in die Gefangenschaft transportiert wurden - ein unbeschreiblich bedrückender Anblick, an den ich mich noch deutlich erinnere. Das Herz krampfte sich mir beim Anblick dieser Menschen zusammen, die nach Osten in eine ganz ungewisse, hoffnungslose Zukunft getrieben wurden. Dabei war unsere Lage genauso unsicher. Wir mußten umkehren, konnten uns einem Wagen mit völlig erschöpften Pferden anschließen, waren viele Tage unterwegs. Es war eine furchtbare Fahrt, ständig in Furcht vor den Russen. Meine Mutter wurde einmal ohnmächtig, durfte daraufhin ein Stück weit auf dem Wagen fahren, sonst mußten wir laufen. Täglich einige Kilometer weiter, nachts schliefen wir mit den Pferden auf einer Wiese; wir ernährten uns von liegengelassenem Proviant der deutschen Soldaten, die am Schluß alles, sogar ihre Lebensmittel, fortgeworfen hatten, um ihr nacktes Leben zu retten. Ein paarmal kontrollierten uns Russen, nahmen meiner Mutter alles ab, was sie brauchen konnten, sogar den Ehering. Völlig erschöpft erreichten wir nach Tagen Odrau.

Hier neuer Schock: Teile der Stadt waren zerschossen, die Brücken gesprengt, einzelne Häuser ausgebrannt. Die dagebliebenen Deutschen hausten eng beieinander in Kellern, in panischer Angst vor den Russen. Aber mein Vater war da! Unbeschreibliches Wiedersehen. Ich durfte in ein Versteck im Dachboden des Krankenhauses, in dem schon viele Frauen Unterschlupf gefunden hatten. Nach einigen Tagen wurden wir verraten, mußten aus Angst vor den Russen in andere Verstecke wechseln, ich war so erschöpft, daß ich kaum mehr denken konnte.

Noch aber fehlte jede Spur von meinem Bruder. Eines Tages, Mitte Juni, stand er plötzlich wieder vor der Tür, hatte sich durchgeschlagen, war halb verhungert, aber unverseht. Es war wie ein Wunder in schwerster Zeit: Unsere Familie hatte überleben dürfen und war wieder vereint. Wir ahnten nicht, was in den nächsten Monaten unter tschechischer Herrschaft noch auf uns zukommen würde.

Walther Mann:

Vor dem Massaker in Prerau

Am 18. Juni 1945, sechs Wochen nach Kriegsende, holten tschechische Soldaten im Bahnhof von Prerau 265 Deutsche aus ihren Waggons, führten sie in den Wald und erschossen alle, 120 Frauen, 74 Kinder und 71 alte Männer. Als ich 50 Jahre später von diesem Massaker hörte, stockte mir der Atem: Am selben Tag war auch ich im Bahnhof von Prerau gewesen und hatte dort die Atmosphäre erlebt. Ich muß wohl einen Schutzengel gehabt haben, wir kamen rechtzeitig weg. Doch vorerst zur Vorgeschichte.

Ich war 13 Jahre alt. Seit Ende April 1945 waren meine Mutter, meine Schwester und ich auf der Flucht. Der Donner der Front rückte näher, bald hörten wir Gewehrfeuer und Artillerieeinschläge. Ein Kübelwagen der Wehrmacht raste heran. Die Soldaten sagten, sie seien die Letzten, nach ihnen kämen die Russen. Als sie meine Mutter und meine fünfzehnjährige Schwester sahen, fragten sie, ob wir wüßten, was uns blühte. Panikartig zogen wir weiter, in unbeschreiblichem Chaos. Tausende von todmüden Menschen, Tieren, Geräten blockierten die Straße, Soldaten zu Fuß, auf Autos, auf Panzern, Flüchtlinge im Treck, mit Pferdewagen, Handkarren, Fahrrädern, nur weg vor den Russen. Am Rand Wracks, tote Pferde, brennende Häuser, immer wieder Schüsse, Leuchtraketen. Mehrmals kamen Tiefflieger und schossen. Danach lagen Tote und Verletzte am Boden. Ein LKW nahm uns auf, wir kamen trotzdem kaum vom Fleck.

Plötzlich Halt: Vorne seien Partisanen, hieß es. Tschechische Partisanen? Noch nie gehört. Die Tschechen hatten doch nie aufbegehrt und waren immer arbeitsam gewesen. Die Soldaten beschlossen, durchzubrechen. Sie richteten ihre Gewehre nach allen Seiten und fuhren los. Ich war gespannt und hoffte, doch noch einen deutschen Sieg erleben zu können. Aber kein Schuß fiel. Die Partisanen hatten sich angesichts der deutschen Gewehre zurückgezogen. Am Abend steckten wir dann endgültig im Stau fest.

In dieser Nacht stand ich plötzlich allein im allgemeinen Chaos. So zog ich ohne meine Mutter und meine Schwester weiter. Irgendwann dröhnte ein Lautsprecher der Wehrmacht, soeben sei Waffenstillstand geschlossen worden. Es muß also der 8. Mai gewesen sein. Danach kam ein Tagesbefehl des Generalfeldmarschalls Schörner, der seinen Soldaten befahl,

weiter zu kämpfen, bis alle auf deutschem Boden seien. Welch eine Fehleinschätzung der Situation! Er selbst flog, wie wir inzwischen wissen, kurz danach in seine bayerische Heimat. Resigniert zogen alle weiter. Bald darauf überholte uns russische Kavallerie, der Krieg war zu Ende.

In Deutsch-Brod klopfte mir plötzlich ein Soldat auf die Schulter: „Was machst Du denn hier?“ Unglaublich, es war Heichel-“Kuli“, ein Odrauer. Ich folgte ihm ins Gefangenenlager, froh, als Dreizehnjähriger unter Soldaten zu sein. In einer einzigen Nacht war ich von meinen Illusionen geheilt, erkannte, daß ich in dieser hart gewordenen Männerwelt keine Chancen hätte. Mehrmals wollten sie mir meine Zivilkleidung abnehmen, um damit fliehen zu können. Mit Kulis Hilfe wehrte ich mich. Am Morgen gelang es mir, aus dem Lager zu entkommen. Für Kulis Mutter war später mein Bericht das erste Lebenszeichen Ihres Sohnes. Erst in diesen Tagen hörte ich, daß er in Rußland in Gefangenschaft war und überlebt hat.

Die Trecks zogen immer noch nach Westen. Die Frauen waren verzweifelt. Ich hörte von ihren Leiden, wenn sie den russischen Soldaten in die Hände gefallen waren. Meine Uhr war ich bald los, ein Russe zog sie auf seinen Arm, auf dem bereits mehr als 10 Uhren vom Handgelenk bis zum Oberarm hingen. Jetzt waren auch Tschechen auf der Straße, waren tapfer mit ihren Maschinenpistolen und bedrohten uns. Einmal ließen sie uns im Feld ein riesiges Loch graben. Mein Nachbar flüsterte: „Wahrscheinlich unser eigenes Grab!“ Sofort stießen uns die Posten ihre Gewehre in den Rücken: „Arbeiten, nicht reden!“ Doch dann mußten wir tote Pferde herbeiziehen. Es war ihr Grab, nicht unseres.

Am Vorplatz des Bahnhofs in Tabor lagerten Hunderte von Flüchtlingen. Diese Nacht war schrecklich. Die russischen Soldaten feierten ihren Sieg, verständlich nach Jahren äußerster Strapazen und Todesgefahr. Sie schossen Leuchtraketen als Freudenfeuer in den Himmel. Doch dann torkelten sie durch unsere Reihen, enthemmt vom Wodka, und immer wieder: „Frau, komm!“ Ringsum Schreie, Weinen, Betteln um Gnade.

Wir hatten Adressen auswendig gelernt, falls wir uns verlieren sollten. Eine davon war Teplitz-Schönau in Nordböhmen. Meine Tante Herta Schindler aus Jägerndorf war mit ihren beiden kleinen Kindern dorthin zu ihrer Mutter geflüchtet. Ich schmuggelte mich in einen Zug nach Norden. In Prag hieß es: Kein Wort reden! Heute verstehe ich das, hörte vom grauensvollen Schicksal vieler Deutscher in Prag. Ich kam durch. Ich kam auch durch Aussig, jener Stadt an der Elbe, in der später, am 30.7.1945, Hunderte von Deutschen einem tschechischen Massaker zum Opfer fielen. In Teplitz-Schönau nahm mich meine Tante auf, es war meine Rettung.

In Teplitz erlebte ich die Exzesse und die wilde Vertreibung. Morgens um 6 Uhr umstellte tschechische Miliz die Wohnblocks. Sie schlugen die Haustüren ein, stürmten Treppenhaus und Wohnungen und jagten die Menschen auf die Straße. Als sie vor unserer Wohnungstür standen, gab sich meine Tante als Tschechin aus. Sie hatte in Prag studiert und konnte daher gut tschechisch sprechen. Ich mußte mich derweil im Schrank verstecken. Wir konnten bleiben. Alle anderen aber wurden zum Sammelplatz getrieben, manche noch im Schlafanzug, andere mußten ihre bessere Kleidung ausziehen. Dann wurden alle, Tausende von Menschen, wie eine Herde Vieh zur Grenze Richtung Sachsen gejagt. Abends hörte ich im örtlichen Rundfunk die neuen Selbstmordraten: 1000,1200,1400

Nach Wochen konnten wir uns einem Flüchtlingstransport heimwärts Richtung Osten anschließen. Es gab noch keinen geregelten Zugverkehr. Wir hatten keine eigene Lokomotive, wurden an Züge angekoppelt, fuhren ein Stück, standen wieder, endlos. Am 18. Juni erreichten wir Prerau, einen wichtigen Bahnknoten, etwa 40 km südlich von Odrau. Tschechische Miliz jagte uns durch einen Bahnhofstunnel zur Gepäckkontrolle. Ich schleppte zwei Koffer meiner Tante. Im Tunnel herrschte eine Art Gegenverkehr: Rechts schleppten wir unsere schweren Koffer, links kamen uns Deutsche mit erleichtertem Gepäck entgegen. Vorne sah ich den Kontrollraum, in dem Tschechen die Koffer durchwühlten und sich nahmen, was ihnen gefiel. Ich fand das unerhört. Ich stellte meine Koffer in die Mitte des Ganges, als ob ich verschnaufen müßte. Als ich mich unbeobachtet meinte, drehte ich mich um, reihte mich in die Reihe der Zurückgehenden ein und schleppte die Koffer ungeöffnet zurück. Ich war stolz, sie gerettet zu haben. An die Gefahr dachte ich kaum. Hätten sie mich bei meinem „Fahrbahnwechsel“ erwischt, sie hätten mich unweigerlich totgeprügelt.

Inzwischen hatte die Miliz die Waggonen durchsucht und das Handgepäck geplündert. Später wurden wir an einen Zug Richtung Norden gekoppelt und rollten weiter. Erst 50 Jahre später wurde mir das nächtliche Massaker dieses Tages bekannt, ein Schutzengel hatte uns davor behütet. Gegen Abend erreichten wir Zauchtel. Ich verließ den Zug und meine Tante, die mit ihren Kindern nach Jägerndorf weiterfuhr. Später hörte ich, daß Miliz sie dort unmittelbar in ein Internierungslager brachte, in dem sie mit ihren Kindern viele Monate lang eingesperrt war. Im Herbst 1946 wurde sie nach dem Westen ausgesiedelt. Sie war eine tapfere Frau.

Von Zauchtel schlich ich mich durch den Wald nach Odrau. Ich hatte Angst, auf der Straße Tschechen zu begegnen. Da ich nicht tschechisch konnte, war ich als Deutscher erkennbar. In Odrau kletterte ich in der

Dunkelheit über unseren rückwärtigen Gartenzaun, meine Eltern öffneten mir die Haustür, ich war wieder daheim.

Das Massaker in Prerau am 18. Juni 1945

Mein Erlebnis in Prerau steht mir heute noch vor Augen, als ob es gestern gewesen wäre. 50 Jahre später erfuhr ich, was am Abend dieses Tages in Prerau geschah und was uns erspart blieb. In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 24.9.1997 fand ich einen Beitrag von Ota Filip, einem tschechischen Schriftsteller in deutschem Exil: „Untaten an Deutschen aus dem Jahr 1945 nicht mehr verschweigen“. Ich zitiere:

„Am Nachmittag des 18. Juni 1945 machte in Prerov (deutsch: Prerau) ein Zug halt, der 265 im Herbst 1944 aus der Slowakei nach Nordböhmen transportierte Karpatendeutsche zurück in ihre Heimat bringen sollte. Für 71 Männer im Alter bis zu 80 Jahren, für 120 Frauen und 74 Kinder war Prerov Endstation. Im Morgengrauen des 19. 6. lagen sie alle im Massengrab. Ihr Mörder, Leutnant Karol Pazur, Nachrichtenoffizier im Stab der 4. Division der Svoboda-Armee, hat in den späten Nachmittagsstunden des 18.Juni 1945 die Karpatendeutschen aus ihrem Zug geholt. Zwanzig Soldaten mit Maschinengewehren trieben sie unter Pazurs Kommando nach Lovesice, unweit vom Bahnhof in Prerov. Dort wurden alle 265 Karpatendeutsche in Gruppen von hinten niedergemetzelt. Die Personalausweise der Ermordeten befahl Leutnant Pazur im Massengrab zu verbrennen. Die Wertgegenstände der Toten, Geld, Uhren, Juwelen, verteilte der Mörder unter sein Mordkommando; zur Belohnung durften die Mordschützen den Zug plündern, der die Karpatendeutschen nach Hause bringen sollte.“

Auch der tschechische Historiker Tomas Stanek schildert in seinem Buch „Persekuce 1945“ (deutsch: Verfolgung) das Massaker von Prerau. Hier die Übersetzung:

„Zu einem der brutalsten und umfangreichsten Verbrechen an Zivilisten kam es in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni 1945 in der Nähe der Dorfgemeinde Horni Mostenice bei Prerau in Mähren. ... Am 18. Juni 1945 ließ der Befehlshaber K. Pazur, Stabsoffizier OBZ der 4. Division des Tschechischen Armeekorps, zusammen mit dem Offizier Bedrich Smetana, unter dem Vorwand, die Nazis kontrollieren zu müssen, aus einem Zug im Bahnhof in Prerau eine große Gruppe von Karpatendeutschen aus Dobsin und anderen Ortschaften abtransportieren.... Die zwei Sadisten ließen sich vom Befehlshaber der 17. Bodentruppe in Bratislava, deren Mitglieder von einer Feierlichkeit in Prag zurückkamen, 20 Maschinengewehre aus-

händigen und heuerten bei der MNV in Lovesice einige Männer zum Aushub des Massengrabes an. Gegen 5 Uhr morgens wurden die Unglücklichen, zu deren Verurteilung und Bestrafung - wie sich später erwies - die Mörder keine Berechtigung und keinen Grund hatten, auf der Anhöhe „Die Schwedische Schanze“ in kleinen Gruppen von hinten erschossen. Insgesamt wurden 265 Personen ermordet (71 Männer, 120 Frauen, 74 Kinder). Das jüngste Kind unter den Opfern war ein 8 Monate alter Säugling, der Älteste ein 80-jähriger Mann.... Herr Pazur hat später die Motive, auch die Kinder umzubringen, sehr zynisch begründet: „Was sollte ich mit ihnen machen, nachdem wir ihre Eltern erschossen hatten?“

Ich ahnte damals nicht die Gefahr, in der wir uns befanden. Möglicherweise kamen wir im selben Zug wie die Karpatendeutschen in Prerau an. Wir mußten nach Norden und hatten das Glück, noch bei Tag an einen Zug in diese Richtung angekoppelt zu werden. Die Karpatendeutschen mußten auf dem Weg in ihre Heimat nach Süden. Sie blieben in Prerau hängen und wurden in der Nacht ermordet: 120 Frauen, 74 Kinder, 71 Männer, alle im Alter zwischen 8 Monaten und 80 Jahren.

Eines von sehr vielen schweren Verbrechen. Ist es zu verstehen, wenn Sudetendeutsche fordern, daß die Benes-Dekrete aufgehoben werden? Besonders das Dekret Nr. 115 vom 8. Mai 1946, das berüchtigte Amnestie-Gesetz. Es besagt, daß alle Verbrechen an Deutschen, die von Tschechen bis zum 28.10.1945 verübt worden waren, nicht widerrechtlich seien und straffrei gestellt werden können. Es gilt heute noch und wird im Staat angewendet. Kann man verstehen, daß es die Sudetendeutschen empört, wenn die tschechische Regierung und ihr Staatspräsident Havel bis heute eine Aufhebung dieser unmenschlichen Benes-Dekrete strikt ablehnen?

Erika Neumann geb. Rabel:

Flucht und Zwangsarbeit

Die Flucht aus Odrau an einem der ersten Maitage des Jahres 1945 war ein einziger Alptraum. Mit einem Pferdewagen reihten wir uns in den endlosen Treck der Flüchtlinge ein, nur weg von der Front und den Russen. Auf den Straßen gab es nur eine einzige Fahrtrichtung: Westwärts. Links zog das

Militär, rechts der Treck. Schon hinter Bodenstadt beschossen uns russische Tiefflieger: Deckung suchen, Schreie, Befehle, verletzte Tiere. Wir kamen unverletzt davon.

In der Gegend von Olmütz sahen wir nachts den Feuerschein der Front. Nach zwei qualvollen Tagen erreichten wir das Heimatdorf meiner Mutter, Deutsch Brodek. Das letzte Brot war in den Schlamm der Straße gefallen. Unterwegs hatten wir eine Odrauer Familie, die mit dem Handwagen auf der Flucht war, aufgenommen. Die Pferde zogen nur mühsam den mit Kindern und Frauen voll besetzten Wagen. Mein Vater entschied, daß wir nun nicht mehr weiter fahren sollten. Das Dorf, in dem wir auf das Kriegsende warteten, war eine deutsche Sprachinsel im tschechischen Gebiet.

Noch am gleichen Tag hörten wir von der Kapitulation der deutschen Wehrmacht. Kurz danach stürmten Tschechen mit Lastwagen und Fahnen ins Dorf, gefolgt von russischem Militär. Seit der folgenden Nacht weiß ich, was Angst und Zähneklappern sind. Die russischen Soldaten durchsuchten alle Häuser, sie suchten Waffen, Uhren und natürlich Frauen. Wir hörten sie ihre Gewehre entsichern. Gegenwehr wäre tödlich gewesen. Ich versteckte mich mit meiner Cousine auf dem Dachboden. Nachts hörten wir die Schreie der Mädchen, die vor den Russen zu fliehen versuchten. Sie sprangen durch unsere Wohnstube, auf der anderen Seite wieder hinaus. Ob sie ihren Peinigern entkamen, weiß ich nicht. Wir hatten wahnsinnige Angst, daß die Russen uns auf dem Dachboden entdecken würden. Wir hatten Glück.

Am nächsten Tag mußten alle deutschen Bewohner an den Leichen von vier blutjungen deutschen Soldaten vorbeidefilieren. Tschechische Miliz hatte sie nach Kriegsende gefangen genommen und erschossen. Zuvor hatten sie noch ihr eigenes Grab schaufeln müssen. Der Gemeindediener des Dorfes wurde von der grausamen Miliz immer wieder auf die Leichen geworfen. Der Mann nahm sich in der Nacht das Leben.

So schnell wir konnten, zogen wir heimwärts. Unterwegs wurden wir immer wieder ausgeplündert. Es waren immer Tschechen, die uns unsere Habe nahmen. Selbst die Kindernahrung für meinen halb-jährigen Bruder nahmen uns die herzlosen Menschen weg. Nach tagelanger Irrfahrt kamen wir heim. Im Keller gab es noch alte Kartoffeln, nie wieder hat mir etwas so gut geschmeckt. Die daheim gebliebenen Odrauer erzählten Grauenhaftes von den ersten Tagen nach der Besetzung durch die Russen. Plünderungen, Erschießungen, Vergewaltigungen hatten eine unbeschreibliche Atmosphäre der Angst und Panik erzeugt, die viele nicht mehr aushielten. Man sprach von 50 Selbstmorden in dieser kleinen Stadt. Dabei stand uns das Schlimmste, die Herrschaft der eindringenden Tschechen, noch bevor.

Ich wurde zur Zwangsarbeit auf dem Werdenberger Meierhof verpflichtet. In einer kleinen Gruppe von Frauen und Mädchen mußten wir morgens nach Werdenberg gehen, mitten durch das russische Heerlager. Wir zitterten vor Angst. Eines Tages begegnete uns eine Frau mit einem Kinderwagen, in dem ihre alte Mutter saß. Sie bat uns um Brot, aber wir hatten selbst keines. Wir überredeten sie, mit uns zu kommen und zu arbeiten, denn zu Mittag gab es als Lohn ein Töpfchen Milch und eine Scheibe Brot. Sie ging mit uns. In der Mittagspause fand eine von uns ein Hühnerei im Stroh. Wir gaben es der alten Frau, danach schob die Jüngere die Ältere wieder weiter ins Gebirge nach Glockersdorf.

Während des Krieges arbeitete ein junger tschechischer Schmiedegesell aus Laudmer bei meinem Vater. In seiner Freizeit lernte er fleißig russisch. Mein Vater merkte es und ließ ihn gewähren. Der junge Mann verschaffte mir eine Stelle bei einem Bauern in seinem Dorf. Er fand gute Leute, die es mit dem Christsein ernst nahmen. Es war ein älteres Ehepaar mit einem Bauernhof. Der Mann bestritt außerdem das Amt des Totengräbers, seine Frau diente als Mesnerin. Hier fand ich eine Zuflucht.

Daheim in Odrau herrschte derweil der Schrecken der tschechischen Miliz. Mein Vater mußte mit vielen Odrauern ins Internierungslager und erduldet alle die schlimmen Dinge, die sich da ereigneten. Tagsüber mußte er zur Arbeit in seine Schmiede, die nun unser tschechischer Altgeselle, zum Glück ein humaner Mann, übernommen hatte, und nachts dann die Schikanen im Lager. Dort und im Gefängnis wurden die Inhaftierten halb tot geschlagen. So sah ich einmal den Odrauer Notar bei der Arbeit im Bachbett des Hennbaches, auch er inhaftiert. Zwei Augenzeugen berichteten mir, wie er auf den Knien lag und mit Holzknüppeln schwer geschlagen wurde. Sein Flehen „Meine Herren, ich bitte Sie, hören Sie auf!“ wurde von den tschechischen Folterknechten nicht erhört. Man sagte, sie hätten ihm damals die Nieren verletzt. Er bat um Brot und Zigaretten. Ich konnte ihm nicht helfen. Nach der Aussiedlung starb er einen frühen Tod. Viele Odrauer, jung und alt, wurden weit weg zur Zwangsarbeit verschleppt.

Im Vergleich zu diesen Zuständen lebte ich da oben auf der Hochfläche des Odergebirges relativ geborgen. Die demütigende Plakette mit dem „N“ für Nemeč = Deutscher konnte ich sofort abnehmen. Wir arbeiteten auf den Feldern, ich lernte melken und Stallarbeit, und lernte auch die tschechische Sprache. Auf dem Friedhof in Laudmer gab es etwas abseits ein deutsches Soldatengrab, das ich manchmal mit Feldblumen schmückte, es gedachte ja sonst keiner des Toten. Niemand störte sich daran.

Nach einem Jahr kam im Juli 1946 der Ausweisungsbefehl für mich. Die zwei Alten waren mehr bestürzt darüber als ich. Mein Lohn für dieses Jahr war lediglich eine Schneiderrechnung, die sie beglichen. Sie weinten, als ich ging, und ich versprach, wiederzukommen, und wenn es 20 Jahre dauern sollte. Ich hielt mit beiden Briefkontakt bis zu ihrem Tode.

Nach zwanzig Jahren löste ich mein Versprechen ein und wurde von den Nachkommen herzlich aufgenommen. Ich läutete bei einer Beerdigung wieder die Glocke, weil keiner der Jugendlichen in der kommunistischen Zeit dazu bereit war. Das sprach sich im ganzen Dorf herum. Nach einem kurzen Besuch in meiner Heimatstadt Odrau fuhr ich reich beschenkt und voll von Erinnerungen wieder heim in den Westen. Da fühlte ich mich längst zu Hause und hatte eine gute neue Heimat gefunden.

Der Kurzbesuch in Odrau hatte mein Heimweh nach dem Oderstädtchen wieder angefacht, zumal ich dort Schulfreundinnen fand, die aus Mischehen stammten und deshalb bleiben durften. Ich wurde immer wieder eingeladen und besuchte Odrau noch ein Dutzendmal. Alle meine Gefühle und Empfindungen fanden ihren Niederschlag in meinen Gedichten, die jahrelang im Odrauer Heimatbrief erschienen sind. Ein Schulkamerad, der in Odrau verblieben war, versandte jahrzehntelang Hunderte von Grußkarten und Briefen an viele Odrauer in der Feme und hielt so eine Brücke zur Heimat aufrecht. Auch er hatte Heimweh, Heimweh nach uns.

Was uns zusammenhält

Was ist's, das uns zusammenhält
nach all den vielen Jahren?

Wir kommen um die halbe Welt
und kreuz und quer gefahren.

Als man uns aus der Heimat riß,
da waren wir noch Kinder.
Wir glaubten damals ganz gewiß,
viel Ältere nicht minder,

daß einmal kommt der schöne Tag,
da wir uns Wiedersehen.

Wo nach der Flucht und all der Plag,
wir wieder heimwärts gehen.

Doch dieser schöne Tag kam nicht. -
Wir trauerten nicht lange,
das Leben nahm uns in die Pflicht.
Nur manchmal ist uns bange.

Da kommt ein leiser, zarter Schmerz,
das Heimweh uns befällt,
Erinnerung durchzieht das Herz;
das ist's, was uns zusammenhält! E.N.

Ilse Maria Schober geb. Türk:

Flucht, Kriegsende, Rückkehr

Seit vielen Wochen zogen Flüchtende mit vollbeladenen Pferdewagen durch Odrau. Kurz bevor die Russen kamen verließen auch wir schweren Herzens unsere Heimatstadt: Meine Mutter Paula Türk, geb. Tomsche (36), meine Geschwister Walter (11), Wilfried (3), Helga (16 Monate) und ich. Ich war damals 12 Jahre alt. Wir wurden begleitet von unserer Haushilfin Martha Koblischke, Herrn Bürgerschul-Direktor Johann Böhm mit Gattin und einigen anderen Landsleuten, alle auf einem Lastauto mit tschechischem Fahrer. Unser Vater war dienstverpflichtet und durfte nicht mit.

Die Straßen waren von Militärfahrzeugen und Flüchtlingswagen verstopft. Über Olmütz kamen wir bis nach Mährisch Schönberg. Von dort fuhren wir mit dem Zug weiter nach Mährisch Altstadt. Im gleichen Abteil waren Ärzte und das Pflegepersonal eines aufgelösten Lazaretts. Sie sagten, es sei der letzte Zug über die Grenze. Wären wir doch ihrem Rat gefolgt und in diesem Zug geblieben! Was wäre uns erspart geblieben: Der quälende Hunger, die endlosen Schikanen, die ständige Angst und Ungewißheit, die Rechtlosigkeit und am Ende die zwangsweise Vertreibung im April 1946, die bitteren Erfahrungen unter tschechischer Herrschaft im schrecklichsten Jahr unseres Lebens.

Mährisch Altstadt war mit Flüchtlingen überfüllt. Nach langer Suche fanden wir ein winziges Zimmer fast ohne Möbel, ohne Kochgelegenheit, ohne die Möglichkeit, etwas zu waschen. Ein unschätzbare Vorteil war, daß meine Schwester keine Windeln mehr brauchte. Einige Stunden später kamen die Russen. Zunächst hatten wir noch Brot zu essen, sonst nichts. Es war bald aufgebraucht. Nach ein oder zwei Wochen beschlossen wir heimzukehren. Für Deutsche war unter anderem auch verboten, die Eisenbahn zu benutzen. So erstellten wir mit Hilfe eines Hausbewohners eine Marschroute auf Nebenwegen durch deutsches Gebiet. Wir mußten die Federbetten und das übrige Gepäck auf Nimmerwiedersehen zurücklassen, nicht ahnend, daß es das Letzte war, was wir noch besaßen.

Nur mit dem Allernötigsten machten wir uns auf den weiten Rückweg. Die junge Witwe des Chefredakteurs der Neutitscheiner Zeitung schloß sich mit ihrer fünfjährigen Tochter an. Erst vor Kurzem hatte sie die Nachricht erhalten, daß ihr Mann gefallen war. Wir waren nun drei Frauen und fünf Kinder. Mein dreijähriger Bruder mußte zu Fuß mit seinen Habselig-

keiten im Rucksäckchen die weite Strecke bewältigen. Die Jüngste schoben wir im Kinderwagen. Immer wieder versuchten wir, die Kinderwagenräder ohne Ersatzteile zu reparieren. Wir verloren Speichen, die Bereifung zerbröselte. Die meisten Bewohner hatten die Dörfer verlassen, die Türen waren mit Brettern vernagelt. Wir waren froh, wenn wir einen Heuboden zum Übernachten fanden. Einmal schliefen meine Mutter und mein Bruder in einem blutverschmierten gemauerten Backofen am Straßenrand.

Auch das Wetter setzte uns zu. Auf einer Anhöhe gerieten wir in ein heftiges Gewitter mit pausenlosen Blitzen und Donnern und einem Wolkenbruch. Sofort wurde die von Alleebäumen gesäumte Straße zu einem Bach und drohte, meinen kleinen Bruder mitzureißen. Wir waren uns der Gefahr bewußt, vom Blitz getroffen zu werden, aber wo sollten wir Schutz suchen, es war nichts da als überflutete Wiesen, überall Wasser. Als wir in die Nähe eines Dorfes kamen, durchsuchten bewaffnete tschechische Wegelagerer unsere Sachen nach Uhren und Schmuck. Sie fanden die Uhr meiner Mutter, die in den Kleidern eingenäht war, schnitten sie heraus und nahmen sie an sich. Wir waren völlig durchnäßt und froren.

Kaum hatten wir ein bewohntes Gebäude gefunden, pochten bewaffnete tschechische Milizen an die Tür. Wir hatten große Angst. Die Frauen wurden zum Melken der Kühe auf die Wiesen geholt, obwohl sie davon keine Ahnung hatten. Einmal bot uns ein junger russischer Soldat an, auf seinem Lastauto ein Stück mitzufahren; er hatte wohl Mitleid mit uns. In unserer Not setzten wir uns über unsere Bedenken hinweg. So ersparte uns die Autofahrt über den Berggeist bis zur Kaserne in Römerstadt mindestens einen anstrengenden Tagesmarsch. Als wir nach 8 Tagen Odrau erreichten, waren wir am Ende unserer Kräfte.

Fridolin Scholz:

Im Treck von Jogsdorf Richtung Westen

Am 4. Mai 1945 weckte uns der in unserem Haus einquartierte deutsche Offizier gegen 4 Uhr morgens sehr aufgeregt: Die Russen seien durch-

gebrochen, wir müßten sofort weg. Tatsächlich wurde gegen 5 Uhr für Jogsdorf, meinen Heimatort, der Treckbefehl gegeben.

Im Deutschen Reich war ja alles großartig organisiert. Auch Treckpläne waren aufgestellt, eine Treckleitstelle sorgte dafür, daß die Trecks in die richtige Straße eingewiesen wurden, mein Onkel war zum Treckstellenleiter ernannt worden. Das alles half im Chaos des Kriegsendes nicht mehr. Das geplante Treckziel für Jogsdorf war Mähr. Rotwasser, aber die Russen waren früher dort als bei uns. Trotzdem trecten wir los, meine Mutter, meine Tante und ich, gemeinsam mit einem alten Bauern, dem wir zugeteilt waren, auf einem Wagen, der von einem Pferd und einem Ochsen gezogen wurde. Alle hatten Angst vor der Front, vor den Russen, nur weg Richtung Westen.

Die Hauptlast trugen damals die Frauen. Die Männer waren alle beim Militär, vermißt, in Gefangenschaft, gefallen. Auch mein Vater war schon im Herbst 1944 gefallen, meine Mutter also als Kriegswitwe mit mir allein. Was mußte sie nicht alles durchmachen! Was erlitten so viele Frauen!

Wir kamen nicht weit. Die Straßen waren verstopft von Soldaten, Flak, Panzern, Kradmeldern, dazwischen Flüchtlinge, zu Fuß oder auf Wagen, Trecks, russische Tiefflieger über uns; gegen Abend waren wir gerade mal 6 km von Jogsdorf entfernt. Nachts im Straßengraben, zitternd vor Kälte, notdürftig in Decken eingehüllt. Am frühen Morgen weiter, um einige 100 Meter voranzukommen, es war hoffnungslos. Schließlich blieben wir in einem verlassenem Bauernhof. Dann sah ich die ersten russischen Soldaten. Sie gehörten zur Kampftruppe und waren unerwartet freundlich. Die nächste Gruppe nahm uns die Pferde weg; dann kamen weitere Russen, sie suchten nach Uhren, Schmuck - und natürlich nach Frauen.

Unsere Frauen und Mädchen versteckten sich im Heu, schmierten sich die Gesichter ein, um häßlich auszusehen, zogen Kopftücher tief ins Gesicht, als ob das helfen würde. Aber man hatte so Schreckliches von den Russen gehört. Die deutschen Frauen waren den jungen Soldaten als Kriegsbeute versprochen worden, die wollten sie sich nun im Siegesrausch holen. Dann kamen ehemalige polnische Zwangsarbeiter, nahmen alles weg, was ihnen gefiel. Wir wollten nur noch zurück nach Hause. So gingen wir wieder auf Treck, diesmal in umgekehrter Richtung, waren mehrere Tage unterwegs.

Eines Abends wurden wir in einem Dorf in ein Haus zum Übernachten eingelassen. Zusammen mit anderen Treckern richteten wir uns auf dem Fußboden notdürftig mit Decken ein Lager. Bald in der Nacht, als alles gerade eingeschlafen war, wurde fürchterlich an Türen und Fenster geschlagen. Unter russischen Flüchen wurden wir aufgefordert, zu öffnen. Es

gab kein Entrinnen. Mit vorgehaltener Maschinenpistole wurden alle jüngeren Frauen und Mädchen aus dem Schlafraum geholt und in einen anderen Raum getrieben, wo sie von den Russen vergewaltigt wurden. Dann Schüsse nebenan, offenbar hatten sich einige Frauen gewehrt und sollten damit eingeschüchtert werden. Ich verbarg meinen Kopf in den Decken, um die Angstschreie nicht mehr zu hören und um meine eigene Angst zu beruhigen. Dann war Ruhe, bis die weinenden Frauen zurückkehrten. Kann man sich vorstellen, was sie mitgemacht hatten? Und ich als elfjähriger Junge im Nachbarzimmer? Heute noch, nach mehr als 50 Jahren, kann ich nicht daran zurückdenken, ohne daß es mich schaudert. Man erzählte uns, daß es jede Nacht so zugehe.

Am nächsten Morgen so schnell wie möglich weiter. Endlich kamen wir wieder ins Odertal. Wir ahnten nicht, welche Schrecken in den nächsten Monaten noch auf uns warteten.

Guido Stanovsky:

Das Kriegsende in der Odrauer Mühle

Ich bin im September 1930 geboren, habe also das Kriegsende hellwach erlebt. Ich stamme aus der Stanovsky-Mühle am Schloßberg in Odrau, so daß sich das meiste, was ich berichte, dort abgespielt hat.

Bis etwa Februar 1945 besuchte ich die Oberschule für Jungen in Neutitschein. Damals fand eine Art Musterung für den Volkssturm statt, ich wurde in ein Lager des Arbeitsdienstes nach Neutitschein eingezogen. Dort wurden wir in alte tschechische Armee-Uniformen eingekleidet und mit einer Armbinde als Angehörige des Volkssturms gekennzeichnet. Nach meiner Erinnerung mußten wir „komisch“ ausgesehen haben, wir trugen nämlich Wickelgamaschen. Wir erhielten eine Ausbildung am Gewehr, an der Panzerfaust und an einem tschechischen Maschinengewehr. Dies bedeutete im Wesentlichen: Gewehr putzen und damit schießen. Meine

Eltern unternahmen alles, um mich aus dem Lager herauszuholen, da man uns vierzehnjährige Kinder noch an die Front schicken wollte, obwohl nichts mehr zu gewinnen war. Gott sei Dank gelang dies rechtzeitig. Die Front verlief damals an der Oppa bei Troppau und Odrau.

Ende April rückte die Rote Armee Richtung Fulnek vor. Der Gefechtslärm war in Odrau sehr deutlich zu hören. Nachts war der Himmel durch das Artilleriesfeuer hell erleuchtet. Anfang Mai stand die Front direkt vor Odrau. Die Flüchtlingstrecks und die zurückflutende Wehrmacht hatten uns darauf schon vorbereitet. Glücklicherweise beschlossen meine Eltern, in Odrau zu bleiben. So blieb uns viel erspart.

Offenbar wollte die Wehrmacht die Front bis zur Oder zurücknehmen. Da unser Garten direkt am stadtseitigen Oderufer lag, hoben die Soldaten dort Stellungen aus. Sie schlugen Schießscharten durch die Gartenmauer zur Oder hin und brachten Maschinengewehre in Stellung. Die russische Artillerie schoß in die Stadt hinein. Einige Treffer bekam auch unsere Mühle ab: Der 32 m hohe Schornstein hatte ein etwa 2 m großes Loch, stand aber noch; auch das Getreidesilo war mehrfach getroffen. Das Silo war bis oben mit Getreide gefüllt, sodaß der Einschlag der Granaten voll gedämpft wurde.

Ich hielt mich zu dieser Zeit mit meinen Eltern in einem Luftschutzkeller des Odrauer Krankenhauses auf. Von dort lief ich einmal durch die Stadt zur Mühle, um deren Zustand zu sehen. Es war gespenstisch: Die Straßen waren leer, Trümmer von den Einschlägen lagen herum, abgerissene Stromkabel hingen herunter. Nach meiner Erinnerung kam es nicht zu wesentlichen Infanteriekämpfen, die Wehrmacht hatte sich in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai zurückgezogen. Den ersten russischen Soldaten sah ich, als er in den Keller des Krankenhauses kam. Er sah ordentlich gekleidet aus, er trug einen Regenmantel. Da wir in der Mühle drei Jahre lang russische Kriegsgefangene beschäftigt hatten, hatte ich keine Berührungängste.

Nach Abschluß der Kampfhandlungen kehrten wir in unsere Mühle zurück. Die Russen besetzten sie mit einer Wachmannschaft unter Führung eines Offiziers. So blieben wir vor Plünderungen verschont. Der Offizier verlangte, daß die Mühle umgehend in Betrieb genommen werde, um das im Silo gelagerte Getreide zu mahlen. Es sollte als Reparation nach Rußland gebracht werden. So galt es vor allem, das Loch im Schornstein zuzumauern. Glücklicherweise konnten wir Baumeister Woznik finden, der diese Arbeiten organisierte.

Nun etwas zum Mühlenbetrieb meiner Eltern. Mein Großvater hatte sie 1903 gekauft und modernisiert. Die Tagesmahlkapazität betrug 20 Tonnen.

Das Mühlengebäude war durch eine begehbare Transportbrücke mit dem Silogebäude verbunden. Dort konnten 1000 t Getreide gelagert werden. Da das Silo voll war, brauchten wir rechnerisch 50 Tage, um alles in Mehl umzusetzen. Mit der Mühle war ein Elektrizitätswerk verbunden, das die gesamte Stadt Odrau mit Ausnahme der Optimit-Gummiwerke mit Gleichstrom versorgte. Drei Kraftquellen standen zur Verfügung: Eine Wasserturbine, die vom Mühlgraben gespeist wurde, eine Dampfmaschine und ein Dieselmotor. Außerdem gab es eine Gleichstrombatterie für Spitzenbelastungen. Das Baujahr des kombinierten Betriebs war 1913.

Es gelang, die Mühle wieder in Gang zu setzen. Das produzierte Mehl wurde täglich von LKWs des russischen Militärs abgeholt. Ich arbeitete im Silo und hatte den Getreideabfluß sicherzustellen, der durch die Splitter der im Getreide explodierten Granaten immer wieder verstopft war. Ende Juni war das gelagerte Getreide abgemahlen und das Mehl von den Russen abtransportiert. Damit standen der deutschen Bevölkerung keine Reserven mehr zur Verfügung. Bald kam ein tschechischer Verwalter auf die Mühle.

Eines Tages im Juni wurden alle Deutschen ab 14 Jahren zu einer Registrierung befohlen. Ahnungslos ging ich in Arbeitskleidung dorthin, wurde sofort festgenommen und ins Internierungslager hinter dem Bahnhof gebracht. Dort traf ich viele Odrauer, auch meine Mutter, die ebenfalls verhaftet worden war. Mein Vater wurde auch interniert, jedoch ins Odrauer Krankenhaus gebracht, da er seit Jahren nach einem Schlaganfall gelähmt war. Irgendwie konnten wir noch einige wenige Sachen aus unserer Wohnung in der Mühle herausholen, danach waren wir auf die Hilfe unserer nicht internierten Verwandten und Bekannten angewiesen.

Einige Male wurde ich vom Internierungslager zum Arbeitseinsatz in unserer Mühle befohlen. Es fiel mir verständlicherweise schwer, mich dort ungewollt zu bewegen. Gelegentlich wurde ich von unserem ehemaligen polnischen Kraftfahrer verhöhnt. Er hatte keinen Grund dazu: Er hatte in der nahen Brauerei Fried eine kleine Wohnung bewohnt und jahrelang mittags mit uns gemeinsam gegessen. Die anderen polnischen Arbeitskräfte verhielten sich loyal.

Im Juli 1945 brachte man mich in ein Arbeitslager im Ostrauer Kohlerevier. Dort arbeitete ich hart bis Mai 1946 unter Tage. Darüber mehr an anderer Stelle.

August Schmied:

Einnahme der Stadt Odrau durch die Rote Armee

„Am 7. Mai 1945 wurde die Stadt Odrau ohne nennenswerten Widerstand von der Roten Armee eingenommen.“ So etwa könnte es in einem Wehrmachtsbericht geheißen haben; für den Verlauf des Krieges war dieses Ereignis sicher ohne Bedeutung und daher auch keiner weiteren Erwähnung wert. Für uns Odrauer jedoch war die Besetzung durch die Russen und die Tage davor und danach bestimmend für unser gesamtes weiteres Leben.

Die letzten Tage vor dem Einmarsch der Russen waren gekennzeichnet von langen Flüchtlingstrecks, von Gefangenentransporten und zurückflutenden deutschen Soldaten, die von Fulnek kommend an unserem Haus, der Schießstätte, vorbei über die Oder nach Westen Richtung Wessiedel und Zauchtel zogen. Berichte über Plünderungen, Mißhandlungen und Verschleppung von Deutschen und vor allem über Vergewaltigungen der Frauen durch die Russen verbreiteten Angst, Verzweiflung, ja Panik unter den Bewohnern. So versuchten einige, die über ein Fahrzeug oder ein Gespann verfügten, diesem Schicksal zu entgehen. Sie schlossen sich, nur mit dem Notwendigsten versehen, diesen Trecks an oder baten Soldaten, mitgenommen zu werden. Die meisten kamen jedoch nicht weit. So z.B. mein Onkel Willi Weinert, der mit Frau und Tochter von den Russen in Heinrichswald überrollt wurde und beide Pferde samt Wagen und Gepäck verlor. Auf Schleichwegen durch die Wälder kamen sie Tage später zu Fuß wieder in ihr verwüstetes Haus.

Viele der Deutschen blieben jedoch in Odrau. Wertsachen und andere wichtige Dinge wurden vergraben oder in Kellern eingemauert, Verstecke für Frauen und Töchter vorbereitet, Fluchtmöglichkeiten abgesprochen und, soweit vorhanden, Nahrungsvorräte angelegt. Viele Familien zogen mit Freunden oder Nachbarn zusammen, um im vermeintlichen Schutz der Gemeinsamkeit das Kommende zu erwarten.

Nachdem deutsche Artillerie längs der Bahnlinie in Stellung gegangen war, wurde klar, daß man das Feld nicht kampflös den Russen überlassen wollte. Meine Mutter, meine beiden älteren Schwestern und ich verließen daraufhin die Schießstätte und zogen mit dem Nötigsten zu einem Onkel auf den Wessiedler Weg. Wir wollten dadurch vermeiden, nach der Sprengung der Oderbrücken von unseren Verwandten abgeschnitten zu werden.

Dann wurde Odrau von russischer Artillerie beschossen. Der Schaden war gering, die meisten Granaten schlugen in's freie Feld. Die deutschen Truppen zogen sich über die Oder zurück, die Johannis- und die Hofbrücke wurden gesprengt, Odrau war den Russen überlassen. Diese marschierten aus Richtung Fulnek bis zum Stadtrand, überquerten am nächsten Morgen mit ihren Kampftruppen die Oder und zogen in die Stadt ein.

Damit begann eine gesetzlose Zeit, in der all die schrecklichen Dinge passierten, die man auch heute von den Kriegsschauplätzen dieser Welt übermittelt bekommt. Unter den herrschenden Bedingungen und bei der Panik ereignete sich manche Tragödie. Nach meiner Kenntnis nahm sich eine ganze Familie, Vater, Mutter und die beiden Töchter, in ihrer Verzweiflung das Leben. Ich hörte auch vom entsetzlichen Tod eines Mannes auf dem Stadtplatz, der von den Russen zu Tode gepeinigt wurde; zuvor hatte er in Panik seine Frau, seine vier Kinder und sich selbst umbringen wollen und sehr schwer verletzt; nur zwei der Kinder überlebten, schwer verletzt. Auf alle, die sich auf der Straße bewegten, wurde geschossen. Ich erlebte den Tod des alten Herrn Kretschmer, der, weil schwerhörig, auf den Anruf nicht reagierte, angeschossen wurde und am folgenden Tag starb.

Die russischen Soldaten der ersten Angriffswelle beschränkten sich bei ihren Raubzügen mangels Transportmöglichkeit auf kleine Dinge; besonders begehrt waren Uhren und Schmuck. Daneben wurde die Einrichtung leerstehender Häuser auf der Suche nach versteckten Schätzen verwüstet. Am meisten jedoch hatten die Frauen zu leiden, die, wann immer man ihrer habhaft wurde, vergewaltigt wurden. Ich selbst erlebte, wie aus unserem Keller nacheinander drei Frauen - die jüngste war eine Klassenkameradin von mir, ein Mädchen von 14 Jahren - herausgeholt wurden und dieses Schicksal erlitten. Ich werde nie vergessen, in welcher Verfassung sie zurück in unseren Keller kamen.

Die Lage verbesserte sich etwas mit den nachrückenden Truppen. Diese hatten feste Quartiere und wurden von ihren Offizieren weitgehend diszipliniert. Eine unmittelbare Gefahr für Leib und Leben bestand nicht mehr. Allerdings mußten wir für die Besatzer arbeiten: Die älteren, kräftigeren Jungen und Männer wurden beim Aufbau der zerstörten Oderbrücken und bei der Beseitigung der Panzersperren und anderer Hindernisse eingesetzt. Die kleineren Buben, dazu gehörte auch ich, ich war gerade 14 Jahre alt geworden, mußten die zusammengetriebenen Kühe Tag und Nacht hüten, während Frauen das Melken besorgten. Einmal wurde ich auf der Straße aufgegriffen und mit anderen Jungen gezwungen, eine Herde Kühe unter russischer Bewachung nach Fulnek zu treiben. Dort wurden wir abgelöst,

während die Herde weiter Richtung Rußland getrieben wurde - eine Art Ersatz für die zuvor von Deutschen in Rußland angerichteten Schäden.

Mit dem Eindringen von Tschechen nach Odrau und der allmählichen Machtübernahme durch die tschechische Miliz verschlechterte sich die Lage der deutschen Bevölkerung drastisch. Häuser wurden ihren Besitzern weggenommen, diese nicht mehr eingelassen bzw. hinausgeworfen. Alle Deutschen mußten auf der Brust ein schwarzes N - Nemeč - auf weißem Grund zur Kennzeichnung tragen. Es folgten die ersten Verhaftungen und Einlieferungen in das Gefängnis von Odrau. Oft genügten dazu schon eine gehobene Stellung in der Stadt, eine Denunziation oder persönliche Rachegefühle von Milizionären. So geschah es auch meinem Großvater, damals 69 Jahre alt: Er wurde zu Unrecht beschuldigt, er habe eine Frau angezeigt, die englischen Gefangenen Päckchen zugesteckt hatte. Im Ortsgefängnis mußte er hart arbeiten, wurde schwer geprügelt und mißhandelt. Ein kurzer Kontakt mit ihm war nur möglich, wenn man ihn morgens beim Marsch zur Arbeit auf der Straße abpaßte. Später wurde er in das Bezirksgefängnis nach Troppau verlegt, wo er ohne Gerichtsverfahren bis zur Aussiedlung im Sommer 1946 bleiben mußte.

Der Haß der Tschechen auf uns Deutsche war riesengroß und wurde von der tschechischen Regierung nur noch weiter geschürt. Er mündete schließlich im Juni 1945 in eine Registrierung aller Deutschen über 14 Jahren mit dem Ziel, möglichst viele von ihnen zu internieren und in Zwangsarbeitslager zu verschicken. Die folgenden Monate wurden von uns als schlimmer empfunden als die Besetzung durch die Russen, denn niemand wußte, wie es in dieser hoffnungslosen Lage weitergehen würde.

Margarete Hauser:

Die letzten Kriegstage in Odrau

An einem der letzten Kriegstage, am 27. April 1945, kam ich mit meinen Eltern nach Odrau. Ich war damals 23 Jahre alt. Unsere Wohnung in Witkowitz bei Mährisch Ostrau, wo mein Vater im Eisenwerk arbeitete, hatte bereits unter Beschuß gestanden. Meine Eltern glaubten, daß Vaters

Elternhaus in Odrau, die Bäckerei Hauser, einen besseren Schutz darstellte. Mir war es recht, ich hatte mich in Odrau bei meinen Großeltern immer sehr wohl gefühlt.

Unsere Verwandten freuten sich über unser Kommen. Mein Onkel, Vaters jüngerer Bruder, war schon gestorben. Seine Witwe führte mit ihrem 70-jährigen Vater Bäckerei und Geschäft. Mein 14-jähriger Vetter Walter half mit. Mein Vetter Robi war mit 16 Jahren in ein Ausbildungslager des Volkssturms nach Neutitschein eingezogen worden, meine Tante hatte große Sorge um ihn. Einige Tage später erschien er plötzlich: Das Lager war aufgelöst worden, so marschierte er zu Fuß heim. Welch eine Freude für seine Mutter und für uns alle! Außerdem lebten zwei Bäcker-Gesellen bei uns: Jaschko, ein Pole, und Theo, ein Tscheche.

Durch Odrau ergoß sich ein nicht abreißender Strom von Flüchtlingen: Alle wollten der Front und den Russen, von denen man Schreckliches gehört hatte, entfliehen, mit Autos, auf Pferdewagen, zu Fuß, mit Handkarren, nur weg. Dazwischen Gruppen von Soldaten. Bald jedoch ebte dieser Strom ab, die Front rückte immer näher, unsere Sorge und Angst wuchsen.

Bald zogen wir alle in den Keller und harrten der Dinge. Plötzlich begann der Beschuß der Stadt. Wir hörten die Einschläge, zum Teil in unserer unmittelbaren Nähe, und spürten die Erschütterung der Explosionen. Die Angst war riesig. Drei Tage und zwei Nächte verbrachten wir so im Keller. Als am 6.5. die Oder-Brücke gesprengt wurde, wußten wir, daß die Russen unmittelbar vor der Stadt standen. Am nächsten Morgen sah ich die ersten russischen Soldaten über den Stadtplatz kommen.

Plötzlich hörten wir aus dem Nachbarhaus ein jämmerliches Schreien. Eine Nachbarin kam zu uns gestürzt und bat die beiden Gesellen um Hilfe. Ihre Schwägerin, eine Chilenin, die ihrem Mann nach Deutschland gefolgt war, wurde von Russen vergewaltigt. Die beiden Burschen aber, 24 und 22 Jahre alt, fürchteten sich vor den bewaffneten Russen, sie konnten nicht helfen. An vielen anderen Stellen der Stadt ging es genauso zu.

Als meine Mutter von den Vergewaltigungen hörte, war sie meinetwegen verzweifelt. Jaschko versprach, mich vor den Russen zu verstecken. Auch Theo wollte helfen und bot an, mich als seine Frau auszugeben und dadurch zu schützen. Es war rührend von den beiden Gesellen und nicht selbstverständlich. Andere Polen und Tschechen, die in Odrau geblieben waren, schlossen sich, wie man hörte, sofort den Russen an, gingen mit ihnen plündern und zeigten ihnen Wohnungen, wo viel herauszuholen war, und wo sich junge Frauen und Mädchen versteckten.

Jaschko baute mir dann im Holzschuppen ein Versteck hinter aufgeschichtetem Holz. Ich versah mich mit Lebensmitteln für einige Tage und verkroch mich. In dieser Enge verbrachte ich qualvoll 2 Tage und Nächte. Ich hörte Frauen, Kinder und Russen schreien, wußte nicht, was im Haus geschah, hatte nur Angst und malte mir die schrecklichsten Dinge aus.

Gleich am ersten Besatzungstag war mein Vater abgeholt worden. Das war die letzte Botschaft, die mir Mutter zum Holzschuppen überbrachte. Ich saß im Ungewissen, hörte Schreie, Schüsse, das Wimmern von Tieren und Menschen, und bereitete mich auf den Tod vor. Ich glaube, ich wäre in diesem trostlosen Augenblick imstande gewesen, mir mit dem Taschenmesser die Pulsadern aufzuschneiden, wenn die Russen mich entdeckt hätten. Übermüdet vom Weinen schlief ich ein und erwachte erst, als mir Opa ein Glas heiße Milch brachte.

Die zweite Nacht war noch schwerer. Mein Vater sollte erschossen werden, da die Russen bei einem Rundgang durch die Keller einen Munitionsgürtel gefunden hatten. Mein Vetter Walter hatte ihn irgendwo ergattert und im Keller versteckt. Es war schrecklich.

Endlich am dritten Tag, nachdem die erste Welle der russischen Kampftruppen weitergezogen war, legte sich die Plünderungswut der Russen etwas. Zeitweise verließ ich mein Versteck und erfuhr, daß man uns alles weggenommen hatte. Mein Vater mußte die ersten Tage beim Wiederaufbau der Oderbrücke helfen. Er sah, wie die Russen bei Einbruch der Dunkelheit mit Lampen auf Suche gingen, nach Frauen und nach Gütern. Nach und nach beruhigte sich die Lage etwas. Trotzdem lebten wir in ständiger Angst. Abwechselnd wachten wir, Tag und Nacht. Beim kleinsten Geräusch wurde ich geweckt und schlüpfte in mein Versteck.

Später hörten wir erschütternde Schicksale. Viele Landsleute hatten sich das Leben genommen; andere wollten ihre Habe erhalten, wehrten sich gegen die Plünderer und wurden von ihnen erschossen. Zwei Familienschicksale waren fürchterlich:

Eine Tochter aus der Nachbarschaft schnitt sich nach der Qual der Vergewaltigungen die Pulsadern auf, ihre Schwester erhängte sich. Ihr Vater tötete daraufhin seine Frau und hängte sich selbst auf.

In einer anderen Familie konnte der Vater die Qual seiner Frau nicht ertragen und wollte seine ganze Familie einschließlich der vier kleinen Kinder ausrotten. Drei Kinder überlebten mit schweren Verletzungen, die sie ihr Leben lang begleiteten. Er selbst konnte nicht sterben. Einen Tag lang wälzte er sich auf dem Marktplatz, bis ihn ein Russe erschöß. Man darf garnicht an die Verfassung dieser armen Menschen denken!

Bald nach den Russen zogen die ersten Tschechen ein. Sie herrschten mit Willkür und Grausamkeit. Aus dem Ortsgefängnis und aus dem Internierungslager, in dem Hunderte von Odrauern eingesperrt waren, hörte man schreckliche Dinge. Ein Haus nach dem ändern wurde von den eintreffenden Tschechen besetzt. Die deutschen Besitzer mußten ihr Haus verlassen, oft in wenigen Minuten, ohne ihre Habe mitnehmen zu dürfen.

Die Hoffnungslosigkeit unter den Deutschen wurde schier unerträglich, während die Tschechen triumphierend herrschten. Selbst von der Kanzel wurde gegen uns gepredigt: Bei einer Messe in der Friedhofskapelle, an der Tschechen und Deutsche teilnahmen, predigte der fanatisch tschechische Pfarrer Stuchly: „Was Ihr von den Deutschen habt, das hat Euch Gott geschenkt. Es ist ein Gottesgeschenk!“ Die Wut der Deutschen war groß.

Die Aussiedlung 1946 war fast eine Erlösung für uns, so unmenschlich sie war und so brutal sie ablief. Nur 50 Kg durfte jeder mitnehmen, viele hatten selbst das nicht mehr. Wir wurden in Viehwaggons nach Westdeutschland verfrachtet. Zu essen und trinken gab es während der tagelangen Fahrt nichts. In jedem Waggon stand ein Eimer, um die Notdurft zu verrichten. Wir hatten das Glück, nach Heidelberg zu kommen, wo wir nach einiger Zeit neue Wurzeln schlagen konnten.

Eines Tages sahen wir einen Brief von den Ordensschwwestern in Odrau. Sie schrieben, daß der Pfarrer Dr. Stuchly schwer erkrankt sei. Er hatte die noch in Odrau verbliebenen deutschen Schwestern zu sich ans Krankenzimmer gerufen. Er bat sie als Repräsentantinnen der deutschen Odrauer Bevölkerung, der er so übel mitgespielt hatte, um Vergebung, denn seine Schuld sei groß. Wie wahr! Er starb an Zungenkrebs. Ein höherer Richter mag über ihn urteilen. Er war nur einer von vielen.

Walter Teltschik:

Heimwärts durchs Odertal

Im Mai 1945 kam ich auf dem Heimweg nach Zauchtel auch durch Odrau. Ich war erst 17 Jahre alt, hatte aber schon einiges hinter mir. Im Januar 1944 hatte man mich und meine Klassenkameraden von der Schulbank der Oberschule in Neutitschein als 15-Jährige zum Dienst als Flak-Helfer ein-

gezogen, und im Februar 1945 holte man uns zum Militär. Ich überlebte die Kämpfe um Berlin, entkam der russischen Kriegsgefangenschaft und schlug mich, von Heimweh geplagt, nach Zauchtel durch. Es war ein einziges Abenteuer. Auf Nebenwegen, stets auf der Hut vor russischen Soldaten, näherte ich mich am vierzehnten Tag dem Odertal. Aber kurz vor Wigstadtl wurde mein Heimweg jäh unterbrochen.

Zwei Männer tauchten auf, stürzten sich auf mich, und durch einen Schlag auf den Kopf verlor ich die Besinnung. In einem großen Raum fand ich mich wieder, am Fußboden liegend. Einige junge Tschechen hielten hier Gericht über Deutsche, die sie irgendwo aufgegriffen hatten und denen sie schuldhaftes oder feindseliges Verhalten vorwarfen. An einem Tisch saß ein Tscheche als Richter, daneben ein Dolmetscher, davor der Angeklagte, ein älterer Mann, dessen Hände auf dem Rücken mit einem Strick zusammengebunden waren. Er war gerade verurteilt worden, offenbar zum Tode durch Erschießen, denn er wurde von zwei Bewachern mit schußbereitem Karabiner in den Hof bugsiert.

Nun war ich dran. Mein Schädel brummte, und nur mit Mühe konnte ich mit den gefesselten Händen aufstehen. Es sah schlecht für mich aus. Die Anklage lautete auf Spionage. Meine Unschuldsbeteuerungen halfen nicht, im Gegenteil, sie wurden mir erschwerend zur Last gelegt. In dieser für mich hoffnungslosen Lage stürzte plötzlich ein tschechischer „Partisan“ herein und schrie erregt eine Meldung. Der Richter und seine Helfer sprangen auf und rannten mit den Gewehren ins Freie, ohne mich dabei zu vergessen. Auf Fahrrädern begann eine wilde Verfolgungsjagd. Ich wurde vom Dolmetscher mit dem Strick an sein Fahrrad gebunden und mußte hinter der Meute herlaufen. Man hätte zwei deutsche Werwölfe gesehen, hörte ich, die man nun suche. Werwölfe? Das glaubte ich nicht, auf meiner langen Wanderung waren mir keine begegnet, und jetzt plötzlich hier?

Noch unverständlicher war für mich, warum ich an dieser Hetzjagd teilnehmen mußte. Es stand schlecht um mich, was sollte ich tun? Der Abstand zwischen uns und der Meute wurde größer, und als sie außer Sichtweite waren, hielt mein Fahrer an, band mich los und riet mir, so schnell wie möglich über die Felder nach Wigstadtl zu laufen. Dort sollte ich mich im Rathaus melden, wo man mir einen Ausweis ausstellen würde. Diese Wende zum Guten kam so unerwartet, daß ich vergaß, mich zu bedanken, und gleich losraste.

Da ich auch in Wigstadtl Tschechen vermutete, die mir gefährlich werden könnten, steuerte ich gleich die Straße ins Odertal an. In Jogsdorf an der Knopffabrik Teltschik setzte ein wolkenbruchartiger Regen ein. Im

Nu war ich durchnäßt, aber im Regen fühlte ich mich sicher und kam gut voran, keine Russen, keine Tschechen stellten sich mir in den Weg. Kurz vor Odrau hörte es auf zu regnen, Vorsicht war wieder geboten. Auf Nebenstraßen schlich ich durch das Städtchen, das nach dem Regenguß wie ausgestorben wirkte. Ich mied den Stadtplatz, ging an der großen Mühle vorbei und längs der Oder weiter bis zur Brücke. Ich begegnete niemandem. Da die Brücke nach Mankendorf gesprengt war, durchquerte ich die Oder, war wieder klitschnaß. Am Fuße des Pohorschberges wanderte ich nach Mankendorf.

Gerade hatte ich das letzte Haus passiert, als Schüsse fielen. Sie galten offenbar mir, denn einer pfiß knapp an meinem Kopf vorbei. Ich ging trotzdem weiter. Das widersprach allen militärischen Verhaltensregeln, war aber in diesem Fall richtig. Hinter mir hörte ich einen Ruf. Ein Tscheche mit dem Gewehr im Anschlag kam auf mich zu. Ich sagte, daß ich bei meinen Großeltern in Mankendorf war und nach Zauchtel zurückgehe. Er fragte, ob ich einen deutschen Soldaten gesehen hätte. Geistesgegenwärtig erwiderte ich, einer sei über die Straße gelaufen, Richtung Pohorschberg. Der Tscheche rief seinen Kameraden etwas zu und schon setzte eine Verfolgungsjagd ein. Sie wußten nicht, daß sie ein Phantom jagten. Erleichtert zog ich weiter und erreichte gegen neun Uhr abends mein Vaterhaus.

Ich hatte das Überlebensexamen auf der 700 km langen Strecke von Berlin nach Zauchtel erfolgreich bestanden. Daß ich mein Ziel erreichte, verdanke ich vor allem auch den vielen guten Menschen, die mir am Wegrand Essen gaben oder Unterschlupf gewährten. Ich hatte Glück gehabt.

Josef Christ:

Die Russen erobern Mankendorf

Das Kriegsende kam über Nacht. Am 6. Mai 1945, nach schweren Abwehrkämpfen, liefen am frühen Sonntagmorgen russische Soldaten über unsere Dorfstraße. Sie durchsuchten die Häuser nach deutschen Soldaten,

plünderten und vergewaltigten alle Frauen, deren sie habhaft werden konnten. Schlagartig veränderte sich alles: Aus freien, einfachen, biederen Dorfbewohnern wurden verfolgte, wehrlose, diskriminierte, verängstigte Menschen, die der Willkür der Soldateska und der nachfolgenden tschechischen Miliz ausgesetzt waren.

Seit Wochen hatten wir den Geschützdonner von der nahen Front hören können. Er rückte immer näher. Trotzdem bestellten unsere Landwirte, es waren fast nur noch Frauen da, ihre Felder. Später waren wir dankbar für die Ernte. Noch im April wurden Schützengräben ausgehoben und Unterstände gebaut - die Hauptkampflinie sollte zu unserem Schrecken durch unser Dorf verlaufen. Die wenigen nicht eingezogenen Männer wurden zum Volkssturm verpflichtet und mußten mitten im Dorf eine Panzersperre errichten: Sie war sinnlos, wie so vieles andere. Mir blieb diese Arbeit erspart, ich war erst 13 Jahre alt. Schließlich kamen einige bayrische Gebirgsjäger, müde, abgekämpft, mit einigen Geschützen. Sie sollten unser Dorf, das am Eingang zum Odertal lag, verteidigen.

Am nächsten Morgen griffen die Russen mit Todesverachtung vom Pohorschberg her an. Sie liefen in das MG-Feuer und hatten viele Verluste. Drei ihrer Panzer wurden getroffen, ich sah sie noch lange als ausgebrannte Wracks. Einen vollen Tag lang wurde um Mankendorf gekämpft, Haus für Haus. Beide Seiten schossen aus vollen Rohren, mehrere Häuser gingen in Flammen auf, Angriff und Gegenangriff wechselten sich ab. Mal besetzten Russen unser Haus, im nächsten Augenblick verschwanden sie und deutsche Soldaten rückten vor, dann wieder umgekehrt. Es war mörderisch. In der Nacht zum 6. Mai zogen sich die Gebirgsjäger zurück, am Morgen war Mankendorf in russischer Hand. Man zählte 5 deutsche und 63 russische gefallene Soldaten.

Die nachrückenden russischen Soldaten wüteten schlimm, sie plünderten und vergewaltigten, was sie bekamen. Tagelang versteckten sich meine Mutter und ihre Schwester in den hintersten Winkeln, ihre Ängste kann man sich nicht vorstellen. Nicht allen Frauen gelang die Flucht. Eine unserer Nachbarinnen wurde unzählige Male von Russen vergewaltigt; ihre junge Tochter hatte sich unter die Betten geflüchtet, blieb unentdeckt, mußte aber die stundenlange Qual der Mutter hautnah miterleben. Sie kann heute noch nicht darüber sprechen. Von einer anderen Nachbarin weiß ich, daß sie ebenfalls stundenlang alles über sich ergehen lassen mußte.

In der Erbrichterei war die Kommandantur eingerichtet. Alle jüngeren Frauen Mankendorfs, deren man habhaft werden konnte, wurden zur Bedienung während der abendlichen Gelage verpflichtet. Was danach mit ihnen geschah, brauche ich nicht näher beschreiben. Man hatte viel

Schreckliches über das Verhalten der russischen Soldaten gehört. Daß es so schlimm kommen würde, konnte man sich nicht vorstellen. Die deutschen Frauen waren offiziell zur Beute und als Belohnung der russischen Soldaten für ihr vaterländisches Opfer erklärt worden. Der Wodka besorgte den Rest.

An einem der nächsten Tage wurden alle Pferde, bald darauf auch alle Kühe, der Stolz des Dorfes, zusammengetrieben. In langen Herden mußten unsere Leute unter russischer Bewachung die Tiere in Richtung Rußland treiben. Uns blieb nichts mehr.

Ein Erlebnis besonderer Art ist in meiner Erinnerung geblieben. Trotz der katastrophalen Situation hielt unser Pfarrer Horak täglich eine Frühmesse ab. Nur eine Handvoll uralter Frauen kam, alle anderen Deutschen trauten sich nicht über die Straße. Und noch jemand kam: Ein etwa 50-jähriger russischer Soldat. Ich sah, daß er stets als erster die Kirche wieder verließ. Er hielt den alten Frauen die Tür auf und küßte ihnen ehrerbietig die Hand, ob sie wollten oder nicht. Es war wohl der erste Handkuß ihres Lebens. Immer wurde er dann von ganz jungen russischen Soldaten verfolgt und arg gestoßen. Er ließ es widerstandlos geschehen. Was für ein Mensch in jener brutalen Zeit!

Und noch ein Erlebnis: Im Herbst 1945 kamen nochmals russische Soldaten. Inzwischen waren die meisten deutschen Höfe von Tschechen besetzt. Als die Russen Futter für ihre Pferde verlangten, sollten sie als Gegenleistung die Felder umackern. Meine Mutter mußte für zwei von ihnen kochen. Sie waren höflich und nett, nur enttäuscht, daß wir als Deutsche kein Fleisch hatten und ihnen deshalb nur Kartoffeln und Gemüse bieten konnten. Wir schickten sie zum neuen tschechischen Bürgermeister Pernicky. Nach einer Stunde kamen sie zurück. Sie hätten gerne etwas Fleisch für uns mitgebracht, sagten sie, aber die Frau des Bürgermeisters hätte ihnen absolut nichts für uns geben wollen.

Nach den ersten ganz schlimmen Tagen unter den russischen Kampftruppen waren die Russen nun viel menschlicher geworden. Der Krieg und die ständige Gefahr waren vorbei. Oft schützten sie uns sogar vor den Tschechen, die nach dem Ende der Kämpfe in unser Dorf drängten und eine Herrschaft des Schreckens errichteten.

Helga Hofmann geb. Blasel:

Eine unvergeßliche Begegnung

Es war im Juni 1945, als etwa um die Mittagszeit zwei tschechische Miliz-Soldaten mit Gewehrkolben auf die Haustür einschlugen und meinen Namen riefen. In gebrochenem Deutsch forderten sie mich auf, sofort aus dem Haus zu kommen! Sollte ich versuchen zu fliehen, würden sie gnadenlos meine Familie erschießen. Ich hatte keine Wahl.

Eskortiert führten mich die zwei jungen Soldaten die Bachgasse hinunter und die Mühlgasse entlang Richtung Freibad. Ich überlegte fieberhaft, was die beiden Burschen wohl mit mir vorhatten. Ich erkannte sie wieder, denn sie hatten mich schon am Vortag beim Einkaufen verfolgt. Da konnte ich sie durch den Hinterausgang des Geschäftes abhängen. Heute hatten sie die besseren Karten. Plötzlich sagte der eine, daß sie mich zur Waschka-Fabrik bringen wollten. „Du mußt dort den Schweinestall ausmisten!“ Ihr höhnisches Gelächter machte mir Angst. In der Seidenfabrik Waschka sollte es einen Schweinestall geben? Zu weiterer Überlegung kam ich nicht mehr. Ich hörte bereits unbeschreibliches Lärmen aus der Fabrik, der wir schon ziemlich nahe waren. Voll mit Wodka angetrunkene Russen sangen ihre schwermütigen Lieder. Ich wußte, daß sie über wehrlose Frauen herfielen und sie vergewaltigten. Viele starben unter der Brutalität. Offenbar wollte mich die tschechische Miliz ihnen Zuführen. Ich war 17 Jahre alt und wurde starr vor Angst und Entsetzen, wollte mich losreißen und nicht mehr weitergehen.

Inzwischen sind mehr als 50 Jahre vergangen, aber ich sehe ihn heute noch deutlich in der Toreinfahrt stehen: Den kleinen unscheinbaren Mann im abgetragenen grauen Anzug. Ich sehe ihn die Zigarettenkippe in die Pfütze werfen. Er muß wohl schon länger dagestanden und uns auf der menschenleeren Straße beobachtet haben. Er befahl den beiden Soldaten, mich loszulassen, und rief mich zu sich. Er fragte, ob ich die kleine Helga Blasel sei. Er hätte mich einige Male zusammen mit meinem Vater gesehen. Als ich ihm das bestätigte, gab er den Milizsoldaten ein Zeichen, daß sie sich zu ihrem Standort zurückziehen sollten. Sie gehorchten.

In gebrochenem Deutsch sagte mir der Tscheche folgendes: „Ich arbeitete jahrelang als Zwangsarbeiter in den Optimitwerken. Dein Vater war mein Chef. Er war immer freundlich zu mir und sprach mit mir,

obwohl das strengstens verboten war. Er schenkte mir immer wieder ein Päckchen Zigaretten, die rationiert waren; dabei rauchte Dein Vater selbst sehr gerne!“

Ehe ich etwas sagen konnte, schickte er mich auf dem schnellsten Weg nach Hause und gab mir den guten Rat, mich nicht „erwischen“ zu lassen! Ich befolgte seinen Rat, ging gebückt den ausgetrockneten Hennbach bis zur Berggasse hinauf und kam wohlbehalten zu Hause an.

Ich hatte nochmals Glück. Es war kaum eine Woche vergangen, als es wieder an der Haustür klopfte, diesmal ohne Gewehrkolben. Ein älterer Herr mit weißen Haaren verlangte meine Mutter zu sprechen. Er sagte ihr, er sei vom Arbeitsamt geschickt worden, da er eine Haushaltshilfe suche. Ich packte meinen Koffer mit meinen letzten Habseligkeiten, fuhr mit dem vertrauenswürdig aussehenden Herrn in die Wallachei, wo ich in seiner Familie als Hausmädchen arbeitete. Bei dieser mir freundlich gesinnten Familie blieb ich bis zur Aussiedlung im April 1946.

Emanuel Schneider:

Kriegsende, russische Gefangenschaft, Flucht, Heimkehr

Die Kriegszeit hatte mich schwer gebeutelt: Bis April 1942 in Odrau, dann als Jahrgang 1923 zur Wehrmacht eingezogen, stets im Einsatz an der Ostfront, lernte ich die Weiten Rußlands, den Dnjepr, den Don, den Kaukasus, das Asowsche Meer, die Krim kennen, war in Ostpreußen, in Litauen, in Polen, erlebte all das Grauen des Krieges, das Elend der geschundenen Menschen, die Kälte, den Hunger, die Erschöpfung, das Drama der Flüchtlingstrecks am Frischen Haff und die grauenvollen Szenen beim Versuch der Marine, Frauen, Kinder und uns Verwundete mit Schiffen über die Ostsee zu retten. Mir blieb kaum etwas erspart.

Mehrfach wurde ich verwundet, meine Finger, mein Gesicht waren erfroren, ich sah das Leid in den Feldlazaretten, sah die Massengräber im Wald von Katyn: Die russische Propaganda beschuldigte uns Deutsche; erst 50 Jahre später gaben sie zu, daß der russische Geheimdienst die tausendfachen Morde an polnischen Offizieren begangen hatte. Ständig

gab es blutige Kämpfe, Beschuß durch Flugzeuge oder Stalinorgeln, Angriffe, Gegenangriffe, Ausbruchversuche aus Kesseln, Kampf und wieder Kampf, Angst ums Überleben.

Auch in dieser Zeit gab es Erlebnisse, die man nicht für möglich hält und die an ein Wunder grenzen. Ende Dezember 1942 hatten wir schwere Kämpfe am Manytsch-Damm vor Stalingrad. Bei 42 Grad Kälte sollten wir den russischen Belagerungsring um die 6. Armee aufbrechen. Es war aussichtslos. Am 31. 12., also am Silvesterabend, ging ich zum Essenholen, als mich plötzlich ein Soldat beim Vornamen rief: „Manu“ So traf ich in der Weite Rußlands im Chaos des Winterkrieges unverhofft meinen Schulfreund Otto Lechner aus Odrau. Es war ein Trost in dieser trostlosen Zeit.

Am 21.8. 1943 traf ich Otto nochmals. Es war an der Mius-Front. Wir lagerten in einer Obstplantage, leerten gemeinsam ein Fläschchen Sekt aus einem Frontkämpferpäckchen, erzählten von unseren Erlebnissen in Odrau beim Fronturlaub und träumten von besseren Zeiten. Am nächsten Tag sollten wir einen Gegenangriff führen und wußten, was auf uns zukam. Zwei Tage später hörte ich, daß mein Freund Otto vom Gegenangriff nicht zurück gekommen war. Er ist seitdem vermißt. Und wieder zwei Tage später wurde ich in einem Sonnenblumenfeld schwer verwundet und ging auf lange Reise von Lazarett zu Lazarett.

Das Ende des Krieges erlebte ich in der Nähe von Tabor an der Moldau. Jeder wollte nach Westen zu den Amerikanern, nur weg von den Russen. Die Amis sperren aber die Brücken über die Moldau. Sie schicken jeden, der durch den Fluß geschwommen und auf der westlichen Seite erwischt worden war, zurück zu den Russen. So ging es auch mir.

Wir kamen in ein Sammellager und mußten alle Wertgegenstände, vor allem Uhren und Ringe, an die russischen Bewacher abgeben. Nachts hörten wir die Schreie und das Weinen der Mädchen aus den Flüchtlingstrecks, wenn sie von russischen Soldaten aufgespürt und vergewaltigt wurden. Viele kamen zu uns und baten um Hilfe, aber wir waren selbst wehrlos und konnten nicht helfen.

In Viehwaggons ging es dann nach Osten. Flucht war wegen der strengen Bewachung undenkbar. Über Wien und Budapest nach Rußland, vorbei an Tula, landeten wir in einem Arbeitslager für die Kohlegruben von Stalinogorsk, etwa 200 km südlich von Moskau. Es gab schwere und gefährliche Arbeit, wenig Essen, primitivste Lebensbedingungen, ständige Kontrollen und Drangsalierungen. Viele wurden krank und starben. Einmal mußte ich bei Wassereinbruch aus dem Stollen fliehen, stand bis zur Brust im Wasser, ohne Licht. Es war schlimm.

Ich lernte Emil Ziegler, einen Kameraden aus Stuttgart, kennen. Wir haben heute noch Kontakt. Da unsere Überlebenschancen im Lager gering waren, beschlossen wir zu fliehen. Wir kannten das Risiko, es war uns egal. Auf abenteuerliche Weise, versteckt unter Baumaterial auf einem LKW, schmuggelten wir uns am 24.6.1946 aus dem Lager. Bald merkte man unser Verschwinden. Wir hörten die Suchhunde bellen, sahen die Russen in der Nähe ausschwärmen, schlichen weiter, km um km, versteckten uns im Gebüsch, klauten Lebensmittel in Dorfhütten, schwammen durch Flüsse, denn über Brücken trauten wir uns nicht, immer nach Süden, wir wollten über den Kaukasus in die Türkei.

Nach etwa 20 Tagen gelang es uns, auf einem langsam fahrenden Zug aufzuspringen. Zwischen Kursk und Charkow wurden wir dann doch entdeckt und verhaftet. Aus war der Traum von einer Heimkehr.

Wir kamen in ein Lager bei Kursk, etwa 8.000 deutsche Gefangene vegetierten da: Verhöre, schlimme Prügel, Hunger, schwere Arbeit. Nach mehreren Wochen wurden wir abgeholt und kamen, auf dem Dach eines Eisenbahnwagens hockend, zurück in das Lager nach Stalinogorsk - unsere schlimmste Befürchtung. Dort schlugen uns die Bewacher blutig, halbtot sperrten sie uns in kleinste Einzelzellen, endlich am 31.8.1946 wurden wir wieder zur Arbeit eingeteilt.

Ich wurde schwer krank: Ruhr. Vier Wochen lang bangte ich um mein Leben, wog nur noch 45 kg, man gab mich auf. Aber meine Natur half sich doch, langsam ging es wieder bergauf, und 1947 mußte ich wieder in den Kohleschacht.

Am schlimmsten waren in dieser Zeit die Stunden an Weihnachten und an den Tagen, an denen Gefangene aufgerufen wurden, um nach Hause entlassen zu werden. Jeder hoffte, aber der eigene Namen wurde nicht aufgerufen. Danach hörte man so manches Schluchzen unter der Bettdecke. Zwei Züge waren schon in die Heimat abgefahren. Endlich, am 23.9.1949, war auch ich an der Reihe. Wieder Verhöre, Kontrollen, alles abgeben, und Fragen: „Bist Du hier geschlagen worden?“ Natürlich „Nein!“ - „Hast Du noch Ansprüche an die UdSSR?“ Natürlich „Nein!“

Am 2.10.1949 überquerte ich die Zonengrenze nach Bayern. Meine Eltern waren längst aus Odrau ausgesiedelt worden und nach Schwarzenau gekommen. Ich stieg aus dem Bus, stand in einem fremden Ort. Freundliche Einwohner führten mich zu einem Haus, dessen Tür geschmückt war. Ich wurde erwartet. Ich kann das Wiedersehen nicht beschreiben, auch heute noch nicht. Viele Heimkehrer haben diesen Augenblick erlebt, keiner von ihnen wird einen Laut hervorgebracht haben.

Adolf Schneider:

Vier Silbermünzen als Talisman

An meinem 80. Geburtstag im Jahr 1996 schenkte ich jedem meiner vier Kinder eine alte Silbermünze, die ich über Krieg und Gefangenschaft gerettet hatte. Die Münzen waren mehr als hundert Jahre alt. Ein Freund hatte sie mir einst geschenkt; seitdem bewahrte ich sie wie einen Talisman auf. So hatten sie wie ich einen abenteuerlichen Weg hinter sich.

Vom ersten bis zum letzten Tag des Krieges war ich als Soldat im Einsatz an den Fronten in Polen, Frankreich und Rußland, erlebte Vormarsch und Rückzug, Angriff und Verteidigung, Gefahr, Elend, Zerstörung und Tod. Immer in derselben Einheit, als Funktruppführer beim Gefechtsstab einer Flak-Sturm-Abteilung, erlebte ich die Kämpfe und den Vormarsch bis in den Kaukasus, 4.000 km von daheim entfernt. Danach den Rückzug an der ganzen Südfront. Am 10. Mai 1945 dann russische Gefangenschaft und Marsch ins Waldlager von Stare Hobzi in Mähren südwestlich von Brunn. Man sprach von über 80.000 deutschen Gefangenen. Wir hungerten schrecklich, vegetierten in Erdhöhlen und warteten auf den angekündigten Abtransport nach Sibirien.

Eine Venenentzündung warf mich nieder, sodaß ich nicht gehen konnte. Ich kam in ein Feldlazarett im ehemaligen Schloß. Die Kranken lagen auf Stroh, aber wenigstens im Trockenen. Dann eine Überraschung: Ein freundlicher Herr in Zivil kümmerte sich etwas um uns Kranke. Wir kamen ins Gespräch. Er sei Pfarrer Huwar (oder so ähnlich) aus Odrau, sagte er. So klein ist die Welt! Am nächsten Tag brachte er mir einen Klecks Schweineschmalz, einen Eßlöffel vielleicht. Mehr hätte er nicht, sagte er. Das war schon sehr viel damals. Danach war er verschwunden. Als die Entzündung abflaute, mußte ich wieder in die Erdhöhlen des Waldlagers.

Kurz vor dem Abtransport nach Rußland gelang es mir aufgrund eines alten tschechischen Jagdscheins aus der Zeit vor 1938, daß ich mit etwa 40 Mann ausgewählt und den Tschechen zur Arbeit übergeben wurde. Zuvor aber filzten die Russen den Rest unserer Habe. Ich hatte die vier Silbermünzen in einem runden Alu-Behälter unter meinem Rasierpinsel versteckt. Ein Russe nahm alles Geld ab, ein anderer die Ringe; Uhren hatte man uns schon längst abgenommen. Als er nach dem Alu-Behälter

greifen wollte, schraubte ich schnell den Deckel ab und zeigte den Pinsel. Er ließ sich bluffen, so rettete ich die Münzen fürs erste.

Die Tschechen brauchten dringend Arbeitskräfte für die Ernte. Die Deutschen waren schon vertrieben, Tschechen hatten die deutschen Höfe besetzt, wir sollten nun helfen. Ich kam auf einen Hof, auf dem ich laufend kontrolliert wurde, sodaß ich Angst um meine Münzen hatte. Deshalb versteckte ich sie auf dem Querbalken des Abort-Häuschens beim Misthaufen. So überstanden sie die Leibesvisitationen und waren erneut gerettet.

Im Januar 1946 wurde ich frühmorgens ganz überraschend von tschechischen Soldaten abgeholt. Die Münzen mußte ich im Abort-Häuschen zurücklassen. Mit vielen hundert Gefangenen sollten wir in die Kohlegruben bei Mährisch Ostrau abtransportiert werden. Wieder hatte ich Glück: Ein Tscheche suchte mich als Traktorfahrer für eine Kartoffel-Brennerei in der Nähe aus. So blieb mir die schreckliche Zeit in den Kohlegruben erspart.

Monate später hatte ich Gelegenheit, meinen früheren Arbeitsort aufzusuchen. Ich nutzte die Gelegenheit, um mich in das Abort-Häuschen zu verziehen. Das war unverfänglich, niemand schöpfte Verdacht. Und in der Tat! Die Münzen waren noch da, wo ich sie versteckt hatte! Sie waren wirklich ein treuer Talisman.

Anfang August 1946 wurde ich aus Heinzendorf angefordert, da unsere Familie ausgesiedelt werden sollte. Ich ahnte, daß mir weitere Plünderungen bevorstehen würden. Was tun mit den Münzen? Die Frau meines Arbeitgebers hatte mir ein Brot als Marschproviand zugesteckt. Ein tiefer Schnitt seitlich ins Brot, und die Münzen flach hineingeschoben! Tatsächlich wurde ich wieder genau gefilzt. Das Brot konnte ich retten, da es ein Geschenk meines tschechischen Arbeitgebers war. Aber zur Prüfung wurde sechsmal mit einem Messer von oben hineingestochen, zum Glück neben die Münzen. So blieben sie erneut bei mir.

Über Brunn fuhr ich in meine Heimat nach Heinzendorf. Meine Familie hatte es, wie viele andere Familien auch, schwer getroffen. Mein jüngerster Bruder war bei seinem ersten Fronteinsatz gefallen; meinen ältesten Bruder hatten die Tschechen nach dem Krieg so schwer mißhandelt, daß wir um sein Leben bangen mußten. Ein weiterer Bruder war schwer verletzt. Als Flugzeugführer war er am Ende des Krieges aus Benzinmangel im Bodenkampf eingesetzt worden. Dabei hatte es ihn erwischt. Und mein Schwager Robert Schenk, mit dem ich mich im September 1938 im Wald versteckt hatte, um nicht einrücken zu müssen, war gefallen, meine Schwester stand also allein als Kriegswitwe mit einer kleinen Tochter. Jetzt verloren wir auch noch unseren schönen großen Hof, den unsere Familie während vieler

Generationen aufgebaut und gepflegt hatte: Er wurde uns einfach weggenommen, wir wurden vertrieben; andere besetzten unseren Hof, als gehörte er ihnen.

Mit meiner Familie kam ich ins Aussiedlungslager nach Odrau. Erneute Plünderungen, sogar unterwegs ins Lager wurden die Koffer meiner Eltern mit den letzten Habseligkeiten von Tschechen vom Wagen geholt und gestohlen. Wir waren wehrlos. Am 18.8.1946 verließ unser Transport Odrau. Im Viehwaggon fuhr ich mit meinen Eltern, mit drei Schwestern und einer 80-jährigen Großtante, der letzten noch lebenden Nichte Gregor Mendels, Richtung Westen. Im Spessart fanden wir eine Bleibe, die uns zur neuen Heimat wurde. Die vier Silbermünzen begleiteten mich. Fünfzig Jahre später, an meinem 80. Geburtstag, schenkte ich sie als besondere Erinnerungsstücke meinen Kindern.

Hermine Neubach geb. Pawlin:

„Du wirst es brauchen, Towarisch!“

Die Schrecken des Kriegsendes und des folgenden Jahres unter tschechischer Herrschaft haben sich mir so tief eingebrannt, daß ich sie auch nach Jahrzehnten nicht vergessen kann. Ich war damals 21 Jahre alt und lebte auf dem Bauernhof meiner Eltern in der Bachgasse in Odrau. Was beim Einmarsch der Russen geschah, war schon schlimm, aber es ging zum Glück bald vorüber. Was aber die Tschechen im folgenden Jahr mit uns anstellten, kann man nicht annähernd schildern, so schrecklich war es.

Das Kriegsende begann bei uns mit einem folgereichen Ereignis. Es war wohl im April 1945. Schon seit vielen Wochen hatten wir den Geschützdonner von der Front im Osten gehört. Eines Tages kam ein Leutnant der Wehrmacht mit dem Ortsbauernführer auf unseren Hof. Sie baten meine Mutter, etwa 60 russische Gefangene, die auf dem Durchzug waren, mit einer warmen Suppe zu versorgen. Meine Mutter wunderte sich, warum sie nicht zu größeren Bauern gingen, doch dann ließ sie die Gefangenen in unseren Hof, kochte zusammen mit ihrer Schwester im Futterdämpfer und im Waschkessel Gulasch-Suppe und gab noch etwas Brot dazu. Der Leutnant warnte, sie solle nicht darüber sprechen, daß sie Gefangenen geholfen

hätte. Meine Mutter antwortete, sie hätte es im Gedanken an ihren Sohn getan, der an der Front sei, und die Gefangenen hier wären total erschöpft.

Als die Gruppe wieder abzog, trat ein Gefangener auf meine Mutter zu, bedankte sich, drückte ihr einen Zettel in die Hand und sagte: „Du wirst es brauchen, Towarisch!“ - Towarisch bedeutet soviel wie „Genossin“.

Bald darauf konnten wir den Zettel brauchen. Ich besitze ihn heute noch. Er erinnert mich an meine Mutter und an ein bißchen Menschlichkeit in jener unmenschlichen Zeit.

Das Kriegsende erlebte ich auf der Flucht. Wir kamen nicht weit. Ich sehe noch heute die schrecklichen Szenen vor mir, die Menschen in Panik, Soldaten auf der Flucht, Selbstmorde vor Verzweiflung, das Verhalten betrunkenener russischer Soldaten, gnadenlose Tschechen; ich zittere immer noch, wenn ich an die Nacht zurückdenke, als Tschechen im Nebenraum einen jungen deutschen Soldaten halbtot prügelten; mich boten sie derweil den russischen Soldaten an. Da ich gut tschechisch konnte, gab ich mich als Tschechin aus und kam damit durch.

Am 10. Mai war ich wieder daheim in Odrau. Was ich da vorfand, war schrecklich. Nachdem die Rote Armee das Land besetzt und die Wehrmacht kapituliert hatte, fühlten sich die Tschechen stark. Sie kamen aus den tschechischen Dörfern der Umgebung und errichteten ein Schreckensregiment. Sie mißhandelten die Deutschen in unbeschreiblicher Weise und halfen den Russen bei der Jagd auf deutsche Frauen. Viele wurden ihr Opfer. Von einer Nachbarin hörte ich, daß sie zig-mal vergewaltigt wurde und schließlich verblutete. Andere ertrugen die Qualen nicht mehr und setzten ihrem Leben selbst ein Ende.

In dieser schlimmen Situation half uns der erwähnte „Zettel“ des russischen Gefangenen, dem meine Mutter Essen gerichtet hatte. Mein Vater zeigte ihn dem russischen Kommandanten, der uns daraufhin gegen die Willkür der Tschechen half. So z.B. bei unserem Fluchtgepäck: Die Tschechen hatten meinem Vater auf der Flucht in einem Nachbarort unsere Pferde samt Wagen und allem Gepäck geraubt. Nun schickte der russische Kommandant Soldaten hin, und unter ihrem Schutz mußten die Tschechen herausgeben, was noch vorhanden war. Die Pferde allerdings behielten die Russen als Kriegsbeute für sich.

Kaum waren die Russen abgezogen, brach in Odrau die Hölle los. Das Ortgefängnis war überfüllt mit Deutschen. Lehrer, Ärzte, Handwerker, wen sie in Odrau fanden und wer ihren Argwohn erregte, alle wurden eingesperrt. Die Gefangenen wurden schrecklich mißhandelt. Einer der Schlimmsten war ein Tscheche namens Labschik und sein Sohn. Er jagte uns aus unserer Wohnung, wir mußten im Heuboden vegetieren. Bald kam

ein anderer Tscheche als neuer Besitzer auf unseren Hof. Er kam an mit einer Aktentasche, wir mußten ihm unseren ganzen Besitz überlassen.

In der Nähe des Bahnhofs richteten die Tschechen ein Internierungslager ein. Mein Vater war einer der ersten, den sie dort einlieferten und schlimm behandelten, auch alle Kleidung abnahmen. In Unterwäsche und barfuß durfte er noch einmal heim, am nächsten Morgen brachten sie ihn zusammen mit anderen Internierten in ein Arbeitslager der Eisenwerke in Witkowitz bei Mährisch Ostrau.

Auch meine Mutter und ich mußten ins Internierungslager. Wir litten darin von Anfang bis Ende, ein volles Jahr, bis zu unserer Vertreibung. Morgens mußten wir unter Bewachung zur Arbeit auf unseren Hof marschieren, abends wieder zurück ins Lager. Die Nächte waren furchtbar. Die tschechischen Bewacher gingen mit ihren Gerten durch die Räume und prügelten die Gefangenen nach Lust und Laune. Oft mußten wir auf dem Lagerplatz exerzieren, standen stundenlang in eiskalter Nacht, spürten unsere Beine nicht mehr. Und die ständige Angst vor weiteren Torturen, wenn sie ihre niederen Instinkte an uns Wehrlosen austobten. Oft wurden Frauen in ihre Baracke geholt, wo sie sich von ihnen bei ihren Orgien bedienen ließen. Da ist manches passiert. Was haben wir gezittert, wenn wieder so eine Orgie fällig war. Es war ein schreckliches Jahr, ich habe nicht gedacht, daß so etwas unter Menschen möglich sei. Waren sie überhaupt Menschen?

Derweil mußte mein Vater im Eisenwerk Witkowitz unter schlechtesten Bedingungen schuften. Was er später über diese Zeit erzählte, war mehr als schlimm. Er arbeitete am Hochofen und erlebte, wie junge Kriegsgefangene ermordet wurden: Ein Schlag auf den Kopf, dann in den Schlackenwagen und ab in den Hochofen. Viele Deutsche wurden auf diese Weise zu „Vermißten“. Keiner konnte helfen, alle zitterten, daß es ihnen genauso ginge. Der Haß und die Unmenschlichkeit waren unbeschreiblich.

Als die ersten Aussiedlungstransporte zusammengestellt wurden, weigerten wir uns, ohne Vater zu gehen. So bekamen wir ihn zur Aussiedlung frei. Er war nur noch Haut und Knochen, ein Zustand zum Erbarmen. Es fiel uns schwer, unsere Heimatstadt und unseren Hof verlassen zu müssen, den unsere Familie während langer Zeit aufgebaut und gepflegt hatte. Aber nach diesem Jahr waren wir erleichtert, der tschechischen Hölle entkommen zu können. Nach erneuten Schikanen, entwürdigenden Durchsuchungen, Raub noch manchen Stückes unseres letzten Besitzes wurden wir im Juni 1946 im Viehwaggon nach dem Westen abtransportiert. Dort war es uns vergönnt, uns ein neues Leben aufzubauen und eine zweite Heimat zu finden.

Rudolfine Heneka geb. Woznik:

Vergessenes

Gegen Ende des 2. Weltkrieges zogen lange Kolonnen russischer Kriegsgefangener durchs Odertal. Es waren elende, abgemagerte Gestalten, in Lumpen gehüllt, die sich mühsam fortschleppten, die grauen Gesichter in hoffnungsloser Stumpfheit. Manch einer dieser geschundenen Menschen verstarb am Straßenrand, wenn ihn die Kräfte verließen.

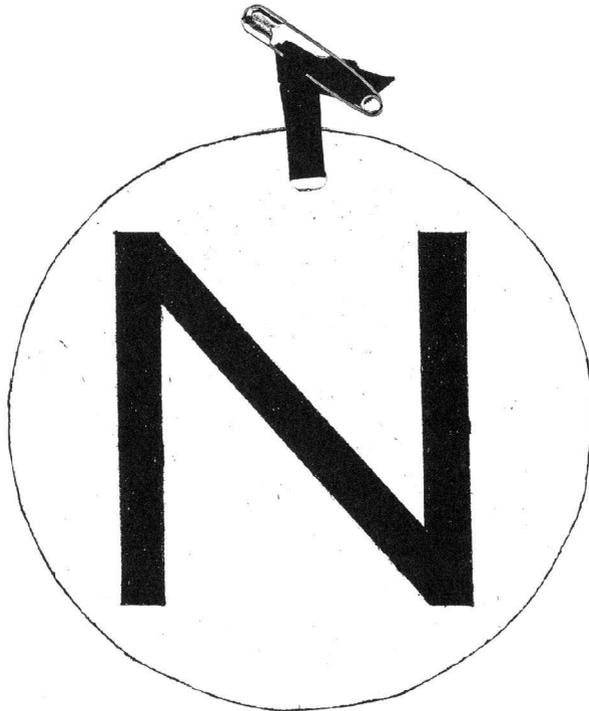
In Sponau, wenige Kilometer von Odrau entfernt, wo ich Kriegsende arbeitete, waren drei oder vier Russen beerdigt worden. Im Spätherbst 1945 kam an das Bürgermeisteramt von Sponau die Anordnung, diese Toten in ein Heldengrab in Odrau umzubetten. Die Hebung der Toten sollten ehemalige Hitlerjungen übernehmen, als Strafe für ihre Zugehörigkeit zu dieser Organisation. Es sei angemerkt, daß diese Kinder nichts dafür konnten, denn die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend war Pflicht.

In dieser Situation zeigte sich die menschliche Gesinnung des Bürgermeisters Sustek. Er wollte nicht, daß diese Kinder einen Schrecken fürs Leben erhielten. Er suchte Helfer unter den älteren Männern von Sponau. Es fanden sich welche, die diese schlimme Arbeit freiwillig übernahmen. Es war nicht nur eine körperliche, viel mehr eine psychische Last.

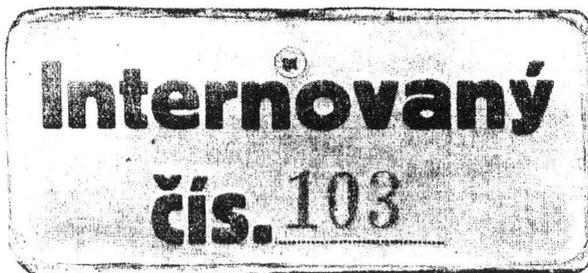
Der Bürgermeister hielt sich selbst die ganze Zeit bei der Hebung der Toten auf. Kam er abends nachhause, wechselte er erst seine Oberbekleidung und reinigte sich gründlich. Er berichtete von den bedrückenden Erlebnissen, da die Verwesung bereits eingesetzt hatte. Ich hörte seine Berichte, da ich in seinem Haushalt beschäftigt war. Heute noch bin ich dem längst verstorbenen Bürgermeister Sustek dankbar dafür, daß er diese Erfahrung 14- oder 15-jährigen Buben erspart hat.

In Odrau war die tschechische Miliz nicht so menschlich. Wie ich später hörte, wurden die Gefangenen des Internierungslagers, meist Frauen und Jugendliche, ohne Schutzkleidung für diese Arbeit eingesetzt.

Teil 5 : Odrau unter tschechischer Herrschaft 1945/46



N = Nemeč
= Deutscher



Schild des Gefangenen Nr. 103
im Internierungslager in Odrau

Franz Ehler:

Mißhandlung und Tod im „Hanke-Lager“ in Mährisch Ostrau

Es war am 21. Mai 1945. Ich hatte am Vormittag mit dem Milchwagen die Milch in die Molkerei nach Odrau gebracht und war gerade heimgekommen. So gegen 14 Uhr kamen etwa acht Tschechen in die Wohnung und nahmen mich mit. Mit noch anderen verhafteten Männern ging es in unsere Volksschule, wo wir im Lehrerzimmer einzeln verhört wurden. Dort saßen Ondra Josef, Remes Rudolf und noch zwei andere Tschechen. Bei dem Verhör konnte ich, weil ich tschechisch verstehe, heraushören, daß wir nach Odrau kommen sollten.

Gegen Abend mußten wir nach Odrau marschieren, kamen dann in das Cafe Urban und erhielten gleich die ersten Prügel. Von dort ging es in das Bezirksgericht. Dort wurde jeder einzeln verdroschen. Aus Dobischwald waren wir elf Mann: mein Bruder Michael, Drozd Franz sen., Herzig Emil, Herzig Franz, Zwirner Emil, Foltas Emil, Futschik Karl, Schlosser Eduard, Lux Julius, ich und Münster Adolf, der aber nicht mit uns nach Fulnek kam. Dorthin wurden auch aus Wessiedel die Bauern Fadle, Münster, Broßmann und ein 50-jähriges Fräulein vom Arbeitsamt mitgenommen.

In Fulnek bekamen wir keine Prügel und alle außer Herrn Fadle, der keinen heilen Fleck mehr am Körper hatte, erhielten etwas zu essen. Niemand durfte ihm etwas zustecken. Dem Fräulein vom Einwohneramt - ihren Namen konnten wir nicht erfahren [Hilscher Johanna (Hansi) aus Taschendorf] - mußte Herzig Emil die Haare abschneiden und sie wurde gezwungen, eine Stunde lang nackt im Saal herumzugehen.

Am nächsten Tag mußten wir zu zweit antreten, voran Herr Fadle und das Fräulein vom Meldeamt mit einer Stange, an der ein Spruchband befestigt war mit der Aufschrift: „Wir danken unserem Führer“. Wir wurden mit Stricken zusammengebunden und so traten wir den Marsch nach Mährisch Ostrau an.

In Ostrau mußten wir bei jedem Russengrab niederknien. Auf diese Weise gelangten wir in das berüchtigte „Hanke-Lager“. Dort wurden wir von den Henkern Klos und Milich gleich „handgreiflich“ empfangen und Fadle und das Fräulein wurden am Eingang des Lagers - es war die Brünner Bierhalle - von Klos erschossen. Klos fragte dann, wer sich noch

erschließen lassen wollte. Da meldete sich Lux Julius, aber Klos sagte nur: „Das könnte dir so passen“. In einem Roßstall haben wir auf einem Strohlager schlafen können, sobald aber so ein Henker hereinkam, mußten wir „Hab acht“ stehen.

Am nächsten Morgen mußten wir zum Friedhof marschieren und ein großes Grab ausschaufeln: 20 m lang, 2 m breit und 2 m tief. Am nächsten Tag wurden wir wieder zum Friedhof kommandiert. Dabei waren mein Bruder Michael, Lux Julius, Herzog Franz, ich und noch einige andere. Herzog und ich erhielten je eine Schaufel, mein Bruder mit noch einem Mann brachten die Leichen aus dem Leichenhaus auf einem Wagen und Lux Julius mußte im Grab die Toten zuschaufeln. An den aufgepinselten Hakenkreuzen auf den Köpfen erkannte ich, daß es unsere Leute waren, die hier umgebracht worden waren. Es waren lauter Bekannte aus der Heimat. In jedem dieser Gräber lagen 120 bis 170 Leichen, fünf Lagen hoch aufeinandergeschichtet. Wir mußten dies alles schweigend mit ansehen, sonst wären wir alle drangekommen.

Am 16. Tag (6. Juni 1945) brachten die Henker 30 Mann ins Lager, von denen wir nicht wußten, ob es Deutsche oder Tschechen waren. Sie hatten angeblich im „Sechser-Bunker“ protestiert. Die tschechische Lagerleitung hatte Militär angefordert und die 30 Leute wurden nun alle erschossen. Anschließend wurde das Lager von der Polizei übernommen.

Wir hofften nun, daß wir durchkommen würden, denn erst von diesem Tag an bekamen wir, wenn auch sehr wenig, zu essen. Wir waren auch froh darüber, daß wir zu Arbeiten außerhalb angefordert wurden, denn dabei ergab sich immer wieder eine zusätzliche Verpflegungsmöglichkeit. Wir mußten ja auch an die zusammengeschlagenen Männer denken, Schlosser und Drozd, die sonst verhungert wären, wenn wir ihnen nichts mitgebracht hätten.

Jeder, der in diesem Lager war, hat etwas abbekommen. Mir haben sie sechs Zähne eingeschlagen. Obwohl uns einmal sogar die Tschechen Ondra und Remes im Lager besuchten, wir aber nicht mit ihnen sprechen konnten, hat sich an unserer Behandlung nichts verbessert.

Durch einen Tschechen, der sich erbarmte, gelang es mir, meine Frau zu verständigen, die ja gar nicht wußte, wo ich war. Bis zu unserer Übernahme durch die Polizei hatten wir 18 Tage lang nichts zu essen bekommen. Meine Frau hat dann ab und zu unter schwierigsten Umständen, da es den Deutschen ja verboten war, die Eisenbahn zu benutzen oder sich überhaupt ohne Bewilligung in eine andere Ortschaft zu begeben, mit Bestechung der Wärter zusätzliche Nahrung herbeigeschafft, die wir unter allen Dobischwäldern verteilten.

Am 7. August 1945 sind wir dann in das Kreisgericht von Mähr. Ostrau überstellt worden. Jede Zelle war mit vier Mann belegt. Obwohl nur drei Betten vorhanden waren, hatten wir es trotzdem leichter. Am 3. November kamen wir in das Eisenbahnlager, wo wir alle Tage Schlacke laden mußten. Das Kommando hatten hier die tschechischen Kommunisten Kral und Pekarsch, die uns ziemlich schikanierten. Hier merkten wir auch bald, daß als Lokomotivführer Leute angestellt waren, die wenig oder keine Erfahrung mit ihrem Geschäft hatten. Es gab ein ziemliches Durcheinander und gekracht hat es überall. Dazu kam noch, daß die Kohlenlager geräumt waren und die Lokomotivführer fast nur Kohlenstaub in den Tender gefüllt bekamen. Der Staub war gleich zum Kamin draußen und die Züge blieben stecken.

Im Februar 1946 erfuhren wir durch den Lokführer, daß wir aus unserer Heimat vertrieben werden sollten. Von ihnen wollte keiner mehr Transporte fahren, denn in Furth im Walde wurden sie verprügelt und waren mit Steinen beworfen worden.

Am 20. Mai 1946 bin ich endlich entlassen worden und konnte zur Frau und Tochter heimfahren. Nur mußten wir im Ausgedingehaus kampieren, denn unser Haus war bereits 1945 von einer tschechischen Familie bezogen worden, einem Schuster, der von der Landwirtschaft nichts verstand.

Am Pfingstmontag fuhren wir von Odrau ab und durften 50 kg Gepäck pro Person mitnehmen, das sich aber durch die Filzungen vermindert hatte. In Zauchtel wurde ein Waggon mit Amerikanern angehängt, so daß wir auf einen gewissen Schutz hoffen durften. In Hohenstadt wurden alle Wagenführer herausgerufen und als wir alle 45 im Kreis dastanden, erklärte der tschechische Oberleutnant, daß wir in Furth umgeladen werden müßten. Die Amerikaner verweigerten dies aber, da dies eine deutsche Zugarnitur sei. (Der Tscheche mußte in deutscher Sprache verhandeln.)

In Prag wurden die Züge noch mit Steinen beworfen und wir waren froh, als wir endlich in Furth im Walde ankamen. Die Lokomotive dampfte gleich wieder zurück.

Zusatz von Ferdinand Sendensky: Der Bauer Franz Ehler aus Dobischwald bei Odrau, geb. 8.4.1899, gest. 18.5.1983, war mein Schwager. Er hat den obigen Bericht „Mißhandlung und Tod im „Hanke-Lager“ in Mährisch Ostrau“ vor Jahren persönlich handschriftlich verfaßt und mir damals eine Kopie übergeben. Er erklärte, daß er diesen Bericht vor jedem Notar bestätigen würde.

Das Hanke-Lager in Mährisch-Ostrau 1945

Ergänzung zum Bericht von Franz Ehler

Am 18.5.1996 erschien in der Ostrauer Tageszeitung „Moravsko-slezsky Den“ ein Artikel des tschechischen Historikers Mecislav Borak unter der Überschrift (in Übersetzung): „Hölle im Zentrum von Ostrau“. Er gilt den schrecklichen Zuständen im „Hanke-Lager“ 1945 und schließt mit einer Liste von 231 Ermordeten. Von den im Bericht von Franz Ehler genannten Personen finden sich darin die folgenden Namen:

- | | | |
|----------|--------------------------------|-----------------------|
| Nr. 22: | Brosmann Josef, Wessiedel, | 1.10.1899 - 28.5.1945 |
| Nr. 44: | Futschik Karl, Odrau, | 15.3.1915 - 28.5.1945 |
| Nr. 59: | Herzig Emil, Dobischwald, | 19.5.1899 - 30.5.1945 |
| Nr. 66: | Hilscher Johanna, Taschendorf, | 1895 - 28.5.1945 |
| Nr. 230: | Zwirner Emil, Dobischwald, | 25.5.1890 - 30.5.1945 |

Daneben sind mehrere weitere Namen aus Odrau und den umliegenden Dörfern aufgeführt. Der Name Fadle aus Wessiedel, den Franz Ehler in seinem Bericht nennt, ist nicht genannt; die Liste ist also nicht vollständig.

Im übrigen stimmen die Schilderungen von M. Borak mit dem Bericht von Franz Ehler überein, sind jedoch sehr viel detaillierter und zeigen die Unmenschlichkeiten nicht aus dem Blickwinkel des Opfers, sondern aus dem des Historikers sehr viel umfassender und deutlicher auf.

Borak beschreibt zuerst die „Zusammenhänge“, in denen die damaligen Ereignisse nach seiner Ansicht gesehen werden müssen: Die drohende Ausrottung und Germanisierung des tschechischen Volkes, die Vernichtung der demokratischen Tschechoslowakei, zu der die damaligen deutschen Mitbürger in ihrer nazistischen Verblendung ausgiebig beigetragen hätten, die Notwendigkeit der Bestrafung der Täter, die mangelnde Entschädigung des tschechischen Volkes für das verursachte Unrecht und die fehlende Äußerung des Bedauerns von deutscher Seite.

Er beschreibt dann die Zustände im Hanke-Lager in Ostrau, von denen er bisher fast nichts gewußt hätte. Er stellt fest, daß die Untaten stattfanden, als längst Frieden war, und daß die Opfer nicht Gestapoverbrecher oder bedeutende Nazis gewesen wären; die Täter seien keine KZ-Häftlinge oder anders Geschädigte gewesen wären, sodaß sie keinen besonderen Grund für persönliche Rachsucht hatten. Er bezeichnet den Ort als Schauplatz der Angst und des grenzenlosen Terrors, wie ihn die Geschichte der Stadt Ostrau kaum kennt. Das Lager sei am 10.5.45 entstanden und von

Aushilfskräften der Volkssicherheitswache unter Leitung des Kommandanten Emil Martinek bewacht worden. Am 13.6.45 sei es nach einer von Martinek vorgetäuschten Rebellion von Häftlingen von einer regulären Polizei-Einheit übernommen worden.

Am 26.5.45 sei Heinrich Glos in das Lager gekommen, „seiner Einstellung nach wahrscheinlich ein Sadist“. Er hätte die meisten Morde begangen und sei dabei von Oskar Milik unterstützt worden. (Diese Namen entsprechen in etwas anderer Schreibweise dem Bericht von F. Ehler.) „Auch der Lagerkommandant Martinek war offensichtlich ein Sadist und Deviant“. Borak beschreibt anhand der Akten grauenvolle Beispiele der Untaten dieser Männer, die Qualen der Opfer, die furchtbaren Arten der Hinrichtungen, die Vergewaltigungen, das sadistische Verhalten der Täter. Und er zitiert einen tschechischen Politiker Ota Horak, der nach Durchsicht der Akten feststellte: „Aus Menschlichkeits- und Sittlichkeitsgründen lasse ich diesen grauenhaften Teil aus“. Borak schließt sich dieser Meinung an, er beschreibt also in seinem Artikel nicht die schlimmsten Vorkommnisse. Aber auch die von ihm beschriebenen nicht ganz so schlimmen sind so unvorstellbar grauenvoll, daß ich sie hier nicht zitieren kann, sie sind für ein normales menschliches Empfinden unzumutbar.

Der Bericht endet mit der Feststellung, daß das tschechische Innenministerium damals die Weisung gab, daß dieser Fall unter Berufung auf das Gesetz Nr. 115 vom 8.5.1946 nicht weiter verfolgt werden soll. Dieses Gesetz, wohl das berüchtigste der Benesch-Dekrete, ermöglicht Straffreiheit für alle ansonsten strafwürdigen Handlungen von Tschechen, die vor dem 28.10.45 begangen wurden, wenn sie als gerechte Vergeltung für die Taten der Besatzer oder ihrer Helfershelfer eingestuft werden konnten. Die Ermittlungsakten wurden als geheim bezeichnet. Borak schließt seinen Bericht: „Es verging mehr als ein halbes Jahrhundert, bis wir endlich die Wahrheit über die Ereignisse im „Hanke-Lager“ erfahren konnten“.

Uns bleibt nur noch die Ergänzung, daß jene Benesch-Dekrete, also auch das Gesetz Nr. 115, bis heute in Kraft sind. Erst vor wenigen Monaten haben Staatspräsident Havel und die tschechische Regierung eine Aufforderung des Europa-Parlaments, diese Benesch-Dekrete für ungültig zu erklären, strikt abgelehnt.

Walther Mann

Maria Sandner geb. Woznik:

Erlebnisse als Hilfsschwester im Krankenhaus in Odrau

Krankenhäuser sind stets Orte, an denen Leid und Hoffnung nebeneinander bestehen: Leid und Schmerz aus Krankheit und Tod, Hoffnung und Freude bei Genesung. Was ich als junge Hilfskrankenschwester nach Kriegsende 1945/46 im Odrauer Krankenhaus erlebte, läßt sich kaum beschreiben. Leid überwog bei weitem die Hoffnung.

Das Krankenhaus in Odrau war 1855 von der Landgräfin Charlotte von Fürstenberg gegründet worden. Die Pflege übernahmen Franziskanerinnen aus dem Mutterhaus St. Mauritz bei Münster in Westfalen. Ich hatte bereits zu Anfang des Krieges mein Pflichtjahr in diesem Krankenhaus absolviert und lernte dabei die Aufgaben einer Hilfskrankenschwester.

Das Kriegsende erlebte ich mit meiner Familie im Keller unseres Hauses in Odrau. Bald schickte unser Vater, der Baumeister Woznik, uns zwei Schwestern, 19 und 20 Jahre alt, ins Krankenhaus, da Vergewaltigungen durch die russischen Soldaten begannen und wir hofften, daß das Krankenhaus einen gewissen Schutz darstellen würde. Viele Odrauer Frauen hatten da bereits Unterschlupf gefunden und wurden von den Ordensschwestern so gut wie möglich versteckt und versorgt. Da ich im Krankenhaus bekannt und mit den Einrichtungen vertraut war, setzte man mich als Hilfsschwester ein.

In den ersten Tagen wurden vorwiegend Leute eingeliefert, die von russischen Soldaten verletzt oder auf Grund der herrschenden Verhältnisse in Panik geraten und Selbstmord versucht oder begangen hatten. Meistens waren Vergewaltigungen durch russische Soldaten oder panische Angst davor der Auslöser. So entsinne ich mich zweier Schwestern vom Schloßberg, die ich gut kannte, die sich gemeinsam in ihrem Haus getötet hatten, weil sie die Qualen nicht mehr aushielten. Wir mußten sie, zwei blühende junge Frauen, zur Beerdigung vorbereiten. Bald darauf fand man auch ihren Vater und ihre Mutter, die ganze Familie hatte sich ausgelöscht. Nicht vorstellbar, was diese Menschen gelitten haben mußten.

Besonders schwere Erinnerungen habe ich an die kleinen Kinder einer Odrauer Familie, deren Namen ich nicht nennen will. Sie wurden mit schwersten Verletzungen am Kopf und an den Pulsadern zu uns gebracht. Man sagte mir, daß der Vater vor Verzweiflung durchgedreht hätte, als er

hilflos zusehen mußte, wie seine Frau von Russen vergewaltigt wurde. In Panik wollte er das Leben seiner ganzen Familie auslöschen. Er selbst soll auf dem Stadtplatz erschossen worden sein. Zuvor aber hatte er seine vier Kinder beim Versuch, seine ganze Familie zu töten, schwer verletzt. Ich half damals bei den Verbänden. Nicht alle konnten wir retten.

Bald besetzten junge tschechische Männer unsere Stadt. Meist kamen sie aus umliegenden tschechischen Dörfern und trugen eine Art Miliz-Uniform. Damit begann der nächste Schrecken. Sie trieben viele der im Ort verbliebenen Deutschen zusammen und inhaftierten sie im Ortsgefängnis oder im Internierungslager. Viele von ihnen wurden so sehr geprügelt, daß sie nach der Tortur schwer verletzt oder gar tot waren. Dann brachte man sie zu uns ins Krankenhaus, wo wir sie nach Möglichkeit versorgten oder für die Beerdigung vorbereiteten.

Ich weiß nicht mehr, wie oft ich nachts von der Nachtschwester aus dem Bett geholt wurde: „Ria, komm schnell und hilf, es ist wieder ein Mann halbtot-geprügelt eingeliefert worden!“ Wir versorgten ihn so gut es ging und halfen ihm über den Schock hinweg. Manchmal war es zu spät. Dann sagten die Ordensschwestern: „Wir können ihm nicht mehr helfen, sorgen wir wenigstens dafür, daß er ordentlich bestattet wird.“ Wir wuschen und kleideten ihn und beteten für ihn.

So habe ich das Odrauer Krankenhaus als einen winzigen Ort praktizierter christlicher Nächstenliebe in Erinnerung, inmitten einer brennenden Welt von Brutalität und Unmenschlichkeit.

Besonders denke ich noch an einen Mann, der mir gut bekannt war, dessen Namen ich aber auch nicht niederschreiben möchte. Er war ein Schmied und wohnte in der Weißkirchner Straße. Er war von tschechischer Miliz so schwer mißhandelt worden, daß er im Sterben lag, als er bei uns eingeliefert wurde. Er stöhnte, kam einmal noch zu Bewußtsein und flüsterte mehrmals, als er mich und die Schwestern erkannte: „Helft mir!“ Wir beteten gemeinsam an seinem Bett, er beruhigte sich und schlief ruhig ein. Ich drückte ihm die Augen zu.

Besonders schlimm traf mich der Tod einer allseits beliebten Frau, die wir gut kannten. Auch ihren Namen schreibe ich nicht. Sie war die Frau eines angesehenen Lehrers unserer Schule, der damals bei Militär war. Die tschechische Miliz hatte sie im Ortsgefängnis mehrere Tage lang so schwer mißhandelt, daß sie bereits im Sterben lag, als sie zu uns gebracht wurde. Sie lag in dem Zimmer, von dem aus die Ave-Glocke geläutet wurde. Die Spuren der schweren Prügelei konnte man sehen, ihre Haut war von oben bis unten mit Blutergüssen übersät. Man hatte ihr noch viel schlimmere Dinge angetan, ich bin außerstande, dies niederzuschreiben. Es war

pervers, was diese jungen tschechischen Männer mit ihr gemacht hatten. Sie kam nicht mehr zu Bewußtsein und starb nach drei Tagen. Wir konnten nur noch für sie beten und sie für die Beerdigung vorbereiten.

Besonders leid tat mir ein kleiner, neunjähriger Junge, er hieß Othmar Krumpholz. Als unbeaufsichtigte Kinder - die Mütter waren eingesperrt - in seiner Nähe mit Fundmunition spielten, kam es zur Explosion. Er wurde schwer verletzt. Wir versorgten ihn so gut es ging und pflegten ihn. Seine Mutter war im Internierungslager und durfte ihn nur gelegentlich kurz besuchen. So jung noch, und so schwer verletzt! Er überlebte.

Es gab auch andere Erlebnisse. Eine junge Ordensschwester aus einem Nachbarort war von Russen vergewaltigt worden und erwartete ein Kind. Sie kam zu uns, ihr Kind kam in unserem Krankenhaus zur Welt.

In den ersten Tagen sorgte ein Arzt aus Wigstadtl für uns, nach meiner Erinnerung hieß er Dr. Andraschke. Als unser Stadtarzt Dr. Bahner, ein sehr geachteter und hervorragender Arzt, nach Odrau zurückkehrte, wurde er sofort ins Internierungslager gesperrt und zu schwerer Holzarbeit im Wald eingeteilt. Abends durfte er dann unter Bewachung zur Visite ins Krankenhaus. Welch ein Idealismus gehörte wohl dazu, sich nach ungewohnter Schwerstarbeit noch um Kranke in seiner Stadt zu kümmern!

Die Situation besserte sich einwenig, als der schlimmste der tschechischen Schläger, ein Mann der Miliz, seine Finger an einer Kreissäge selbst schwer verletzte. Man holte Dr. Bahner. Der zeigte seine Hände: „Wie kann ich nach der schweren Waldarbeit mit solchen Fingern noch sicher operieren?“. Während vieler Jahre hatte er Kranken geholfen, ob deutsch oder tschechisch, ob aus einem deutschen Dorf oder einem tschechischen. Jetzt diese Behandlung. Da auch Tschechen ihn brauchten, wurde ihm die Waldarbeit erlassen, er mußte aber bis zur Aussiedlung im schlimmen Internierungslager bleiben.

Einmal wurde ein Tscheche aus Sponau, Herr Sima, mit durchgebrochenem Blinddarm eingeliefert. Dr. Bahner operierte ihn und rettete ihm das Leben. Wir pflegten ihn gesund. Dann erlebte ich eine der wenigen Gesten der Dankbarkeit aus dieser Richtung: Diese Familie holte mich eines Tages nach Sponau. Dort durfte ich mich einmal wieder an leckeren Sachen satt essen und bekam noch etwas von den Resten mit.

Ich könnte noch viele Erinnerungen an die schweren Tage in Odrau niederschreiben; sie verlassen mich nicht, aber ich denke lieber an die folgende Zeit. Ich hatte das Glück, ein neues Leben beginnen zu können. Im Juni 1946 wurde ich mit meiner Mutter und meiner Schwester im Viehwaggon nach Heidelberg ausgesiedelt, mein Vater und mein Bruder waren damals verschollen. Mein Vater war von den Russen bis nach Tiflis ver-

schleppt worden und kam erst ein Jahr später in erschreckendem Zustand wieder zu uns. Nach harter Anfangszeit konnte ich im Westen wieder Fuß fassen. Heute bin ich im Kreis meiner Familie, mit meinem Mann, meinen vier Kindern und meinen Enkeln, ein zufriedener Mensch.

Karl Sommer:

Unschuld im Gefängnis in Odrau und Troppau

Es fällt mir sehr schwer, meine Erlebnisse im Gefängnis in Odrau und Troppau niederzuschreiben. Diese Zeit war so schrecklich, daß ich sie am liebsten verdrängt hätte. Das gelingt aber nicht, die Erlebnisse gingen zu tief. Vielleicht hilft es, sie mir von der Seele zu schreiben.

Ich will auch nicht meine tschechischen Bekannten verletzen. Ich war wiederholt in meiner Heimat; mein Verhältnis zu den Tschechen, die unseren Besitz übernommen haben, ist gut. Aber ich meine, es ist nötig, die Tatsachen festzuhalten. Nicht als Anklage, sondern als Warnung für die Nachfolgenden. Mögen sie daraus lernen.

Die ersten Erfahrungen mit der neuen tschechischen Herrschaft hatten wir bereits gemacht: Kurz nach Kriegsende war ein junger Tscheche in unser Haus in Groß-Hermsdorf bei Odrau gekommen, hatte sich kurz umgesehen und einen Zettel an unsere Haustür geheftet: „Besetzt“. Er erklärte uns, das Haus sei beschlagnahmt. Er wies unserer Familie einen Raum im Haus zu, alles andere durften wir nicht betreten. Wenige Tage später wurde mein Vater verhaftet und in ein Lager bei Troppau gebracht. Dort ging es ihm sehr schlecht. Meine Mutter rettete ihm wohl das Leben, indem sie einmal im Monat eine Besucherlaubnis bewirkte und in zwei- bis dreitägigen Fußmärschen nach Troppau ging, um meinem Vater etwas Brot zu bringen. Sonst wäre er wahrscheinlich verhungert.

Am 7.6.1945 wurde auch ich verhaftet. Ich war gerade 16 Jahre alt geworden. Tschechische Miliz brachte meinen Freund Fritz und mich ins Ortsgefängnis nach Odrau. Schon an der Tür empfing uns tschechische

Miliz mit Schlägen aus Gummiknüppeln über Kopf und Körper und stieß uns in das „Vernehmungszimmer“ im 1. Stock. Ein Schlägertrupp, etwa 12 junge Tschechen unter der Führung eines früheren Angestellten des Elektrogeschäftes John, wartete bereits auf uns. Wir sollten „Heil Hitler“ grüßen, und ob wir es taten oder ablehnten, jedesmal gab es Prügel. Als erster war ich dran. Man warf mir vor, Waffen versteckt und Mitglied der SS gewesen zu sein; es stimmte nicht, es war nur ein Vorwand. Ich mußte mich auf eine Bank legen und wurde von mehreren Schlägern geprügelt. Sie benutzten Gummiknüppel, Kabel, Ketten, Lederknuten oder mit Sand gefüllte Gummischläuche. Ich brüllte vor Schmerz und fiel von der Bank. Sie traten mich mit Füßen, bis ich ohnmächtig wurde. Dann holten sie mich mit kaltem Wasser zum Bewußtsein zurück. In der Zwischenzeit geschah das Gleiche mit Fritz. Als er ohnmächtig war, holten sie mich wieder auf die Bank, danach wieder Fritz. Das wiederholte sich mehrmals. Endlich sperrten sie mich halbtot und blutüberströmt in den Kohlekeller. Danach setzten sie die Tortur mit anderen Gefangenen fort.

Am nächsten Tag wiederholte die Miliz die Prügel Szenen. Ich hatte aber nichts zu gestehen. Eine Hausdurchsuchung erbrachte keine Waffen, und in der SS war ich nicht gewesen. Im Gegenteil: Alle Jungen meines Jahrgangs mußten im Frühjahr 1945 in ein Wehrtüchtigungslager nach Neutitschein zur Ausbildung für den Volkssturm. Auf dem Weg zur Front kamen wir durch Zauchtel. Mein Freund Fritz und ich sprangen dort aus dem Waggon und liefen nachhause. Daheim erwartete mich ein Einberufungsbefehl für Anfang Mai nach Prag. Auch diesen Befehl habe ich nicht befolgt, da das Kriegsende abzusehen war. Ich war also weder Mitglied der Wehrmacht noch der Waffen-SS gewesen. Den Folterknechten war meine Aussage egal, sie wollten sich nur abreagieren.

Nach 10 Tagen kam mein Freund Fritz frei, tschechischen Verwandten war es gelungen, ihn herauszuholen. Ich mußte bleiben. Man sperrte mich in eine Zelle von etwa 2,30 x 6,0 m. Wir waren 9 Mann in diesem kleinen Raum, ohne Matratzen, ohne Decken, ohne Möbel. Wie die Heringe lagen wir nachts nebeneinander am kalten Boden. Die Verpflegung war minimal: Morgens und abends 3 alte, schwarze Kartoffeln und etwas Kaffee-Ersatz, mittags eine dünne Kartoffelsuppe, und ganz selten ein Stück halb verfaultes Pferdefleisch. Gelegentlich gelang es meiner Mutter, zum Gefängnis nach Odrau zu kommen und ein kleines Päckchen mit einem Stück Brot für mich abzugeben, manchmal kam es bis zu mir. Das half mir zu überleben. Trotz des Hungers mußten wir hart arbeiten, 7 Tage in der Woche von früh morgens bis zur Nacht, meist schwere Bauarbeit zur Beseitigung von Kriegsschäden. Dabei wurden wir nach wie vor geprügelt und schikaniert.

Einmal hatten wir Steine über eine längere Strecke zu einem Haufen zu tragen. Auf dem Weg reihten sich unsere Bewacher auf und gaben jedem beim Vorübergehen Schläge mit dem Knüppel: Ein Spießrutenlaufen. Ein anderes Mal mußten wir mit einem Wagen Kohlen vom Schloß zum Gefängnis bringen. Ich führte die Deichsel. Unterwegs kam einer von uns, der die Tortur nicht länger ertrug, unter ein russisches Militärfahrzeug und rannte davon. Er kam nicht weit. Die Reaktion unserer Bewacher waren Schüsse und wieder Prügel für uns auf offener Straße. Der Lärm alarmierte russische Soldaten, die im Schloßgarten kampierten, ein russischer Offizier kam und wies die Tschechen in die Schranken. Es hielt nicht lange vor. Auch das habe ich also erlebt: Die gefürchteten russischen Soldaten versuchten, uns vor den noch viel schlimmeren Tschechen zu schützen.

Als wir nachts ins Gefängnis zurück kamen, hörten wir schon Schreie. Wieder war eine Prügelorgie im Gange. Unser Zellengenosse, der davon gelaufen war, hatte sich im Mühlgraben unter einem Steg versteckt, war aber entdeckt worden. Erst wurde er fast tot geprügelt, danach in einem gegenüberliegenden Abstellraum auf das blanke Stahlgitter eines Bettgestells geworfen und mit dem blutig geschlagenen Rücken nach unten festgebunden. Auch wir ändern wurden geprügelt, danach mußten wir den so Gefesselten in unsere Zelle schaffen. Wegen der beengten Platzverhältnisse war ich gezwungen, zur Hälfte unter seinem Bettgestell zu schlafen. Es war streng verboten, ihm zu helfen. Trotzdem versuchte ich, wenn kein Wärter in der Nähe war, seine Fesseln für Augenblicke zu lösen, um ihm Bewegungsfreiheit zu verschaffen. Mehrere Nächte dauerte dies an, ich konnte kein Auge zumachen.

Einmal bekam ich mit, wie einem Gefangenen ein Schlauch zwischen die Zehen gezogen und angezündet wurde. Die Verbrennungen waren so stark, daß er nicht mehr gehen konnte. Als wir eines Sonntags beim Holzsägen wieder drangsaliert und geprügelt wurden, sprach einer von uns, der Erbrichter aus Dobischwald, den Tschechen an: Ob er wisse, was er tue. Seine Großmutter wäre häufig zu ihm nach Dobischwald gekommen und hätte um Lebensmittel für die Kinder gebeten. Er hätte ihr immer geholfen, sie nie ohne Brot weggeschickt. Und er, der Enkel, verhält sich so! Diese Zurechtweisung machte alles nur schlimmer. Er ging zu Boden, wurde mit Füßen getreten. Ich weiß nicht, was danach mit ihm geschah.

Eines Tages bekamen wir Neuzugang in unsere Zelle. Der Mann hatte bereits harte Tage in einem anderen Lager erlebt und brachte Ungeziefer mit. Das war ganz schlimm, die ohnedies zerschlagene Haut war gerötet, angeschwollen, juckend. Und das bei den unbeschreiblichen hygienischen Verhältnissen in der Enge der Zelle.

Etwa zu Weihnachten 1945 besserten sich die Verhältnisse etwas. Die tschechische Miliz hatte genug geprügelt. Wir durften uns dreistöckige Bettgestelle bauen und Strohsäcke und Decken von unseren Familien empfangen. Die harte Arbeit blieb.

Im Frühjahr 1946 wurde ich in das Bezirksgefängnis nach Troppau verlegt. Die Verhältnisse waren etwas besser als in Odrau. 15 Mann lagen wir in einer Gemeinschaftszelle, die Hälfte Deutsche, die andere Hälfte Tschechen, wahrscheinlich echte Verbrecher. Sie vertrieben sich die Zeit, indem sie uns Deutsche schikanierten. Beliebt waren die sogenannten Gerichtsverhandlungen über uns Deutsche, bei denen wir, wie wir das schon kannten, nun von unseren tschechischen Zellengenossen durch Prügel zu Geständnissen gepreßt werden sollten. Klagen bei der Gefängnisverwaltung waren fruchtlos, wir Deutschen waren ja vogelfrei. Als ich an die Reihe kam, schlugen sie mir bei der Mißhandlung die Zähne auf der linken Seite ein. In diesem Augenblick war mir alles egal: Ich stürzte mich auf die beiden Peiniger, es gelang mir, sie zu überwältigen, und wären nicht die anderen Zellengenossen dazwischen gesprungen, ich weiß nicht, was ich mit den Bösewichten getan hätte. „Wenn Ihr das noch einmal macht, bringe ich Euch um!“ Meine Drohung nahmen sie ernst. Von da ab hatten wir Ruhe vor ihnen.

Nach etwa einem Monat kam ich vor Gericht. Als der Richter mich fragte, weshalb ich eingesperrt sei, erzählte ich meine Geschichte. Er ließ mich frei, ich durfte nachhause. Warum hatte ich als 16-Jähriger diese dreizehn schrecklichen Monate im Gefängnis schmachten müssen?

Im Juli 1946 wurde ich mit meiner Familie im Viehwaggon ausgesiedelt. Das war hart für uns, mußten wir doch unsere Heimat und all unseren Besitz, der in Jahrhunderten von unserer Familie geschaffen und gepflegt worden war, zurücklassen. Dennoch war es wie eine Erlösung. Wir kamen nach Bayern und ich konnte ein neues Leben beginnen.

Der Leser wird verstehen, warum es mir schwer fiel, diese Erinnerungen niederzuschreiben. Ich verstehe nicht, wie Menschen so werden können, daß sie anderen Menschen so Schreckliches antun. Auch einige aus dem deutschen Volk, unserem Volk, haben große Schuld auf sich geladen, wie wir heute wissen. Unsere tschechischen Peiniger haben daraus nicht gelernt und sich menschlicher verhalten, sie verhielten sich uns gegenüber möglichst noch unmenschlicher. Ich wünsche, daß alle Menschen daraus lernen, daß solche schrecklichen Taten sich nie mehr wiederholen mögen, und daß Menschlichkeit unser Verhalten bestimmt.

Guido Stanovsky:

Zwangsarbeit im Ostrauer Kohlenrevier

Ende Juni 1945 mußten in Odrau alle Deutschen ab 14 Jahren zu einer Registrierung. Ich ging ahnungslos in Arbeitskleidung hin, wurde sofort ins Internierungslager hinter dem Bahnhof eingewiesen und durfte nicht mehr heim. Später brachte mir jemand das Allernotwendigste ins Lager. Wir mußten schwer arbeiten, teils im Lager, teils außerhalb. So mußte ich auch einige Male in der elterlichen Mühle, der Stanovsky-Mühle, arbeiten.

Einige Wochen später hieß es plötzlich, wir kämen zur Zwangsarbeit ins Ostrauer Kohlenrevier. Das war für uns und unsere Eltern ein Schock. Ich war damals noch nicht einmal 15 Jahre alt, und es gab noch Jüngere. Ich erinnere mich an Kurt Schweidler von der Metzgerei Schweidler und an August Schmied von der Schießstadt, beide Jahrgang 1931. Glücklicherweise hatte ich Verwandte, die nicht interniert waren, sie brachten mir einige Sachen zum Bahnhof. In offenen Kohlenwagen wurden wir nach Ostrau gebracht. Dann folgte ein langer Fußmarsch Richtung Orlau, heute schätze ich, daß er etwa 15 km weit war.

Diesen Marsch habe ich als äußerst strapaziös in Erinnerung, von der Haft im Odrauer Lager bereits angegriffen, ohne anständige Bekleidung. Da ich keine Schuhe mehr besaß, hatte mir ein Onkel vor der Abreise ein Paar von seinen Schuhen zugesteckt. Sie waren zu klein, sodaß jeder Schritt schmerzte. Es war eine Qual. Wir kamen an vielen Fördertürmen vorbei, auf allen leuchtete der rote Sowjet-Stern. Auf dem Förderturm unserer Grube in Poruba bei Orlau stand noch der Name in Leuchtschrift: JOFINCA. Daneben lag unser Arbeitslager, in dem vorher russische Kriegsgefangene untergebracht waren. Es bestand aus Holzbaracken rings um einen Appellplatz sowie Waschräumen und Toiletten in einfachster Form. Alles war von einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben. Die Küche lag außerhalb. Wir wurden von Milizsoldaten bewacht, die uns auch zur Arbeit in der Grube begleiteten. Unsere Wächter behandelten uns nach meiner Erinnerung korrekt. Nur einmal wurden wir kollektiv verprügelt. An den Anlaß kann ich mich nicht mehr erinnern.

Zwei Probleme plagten uns hauptsächlich: Hunger und Wanzen. An beide Plagen mußten wir uns gewöhnen und mußten versuchen, Abhilfe zu schaffen. Bei den Wanzen erkundeten wir deren Gewohnheiten und

veranstalteten regelmäßig Wanzenjagd. Beim Hunger war dies schwieriger, doch manchmal gab es Möglichkeiten: Da war die Arbeit in der Küche, bei der meist etwas abfiel. Mein Bergmann, mit dem ich allein arbeitete, gab mir ab und zu ein Stück Brot. Außerdem hatten wir oft in unserer Freizeit nach der Grubenschicht bei den Bergleuten auf dem Feld zu arbeiten. Dort organisierten wir uns Kartoffeln, die wir in Scheiben auf dem Kanonenofen in unserer Stube rösteten. Vor allem mußte man die Brotration streng einteilen und nicht auf einmal aufessen. Auch das Brot rösteten wir auf dem Ofen, damit es länger vorhielt. Bei unserem ständigen Hunger kann man verstehen, daß es gelegentlich wegen des Brotes auch zu Kameradendiebstahl kam. Wir schliefen auf Strohsäcken in Stockbetten, in meiner Stube waren wir etwa 12 Mann. Da es im Winter in der Baracke schnell kalt wurde, mußten wir auch nachts aufstehen, um den Ofen am Brennen zu halten. Kohle konnten wir aus der Grube mitnehmen.

In der Grube arbeiteten wir auf etwa 600 m Tiefe. Einmal gab es eine Explosion, zum Glück in der personalschwachen Nachtschicht, weshalb die Zahl der Toten relativ gering war. Danach mußten wir eine Woche lang in einer anderen Zeche arbeiten.

Bei der Arbeit wurden wir durchwegs anständig behandelt. Wir konnten uns auch einigermaßen mit den Bergleuten verständigen. In dem Grenzgebiet um Orlau wurde nämlich eine Art Mischung aus Tschechisch, Polnisch und Deutsch gesprochen. Wir duschten in einem gemeinsamen Badehaus, in dem wir unsere Arbeitskleidung mit einer Kette an die Decke zogen - eine im Bergbau offenbar übliche Art. Ein Problem waren die Holzschuhe, die ich tragen mußte, da ich keine anderen Schuhe hatte. Ich mußte vor allem die Füße „fachgerecht“ mit Lappen einwickeln, um in den Schuhen nicht hin und her zu rutschen. Oft gab es Blasen, die wegen der starken Verschmutzung durch Kohlestaub nicht heilen konnten.

Ich kann mich nicht erinnern, daß wir irgendwelche Verbindungen zu unseren Angehörigen hatten. Einmal besuchte mich mein Onkel aus Neutitschein. Er war Tscheche und konnte deshalb unbeschränkt reisen. Was sich in der Welt ereignete, konnten wir nicht erfahren. Es gab Gerüchte, deren Ursprung nicht bekannt war. Ich erinnere mich, daß wir Lesestoff hatten. Das kam so: Neben unserer Grubenarbeit mußten wir auch sonstige Arbeiten verrichten, sowohl im Lager als auch außerhalb. So kamen wir auch in die Stadt Orlau zur Arbeit im Rathaus. Wir entdeckten einen Raum mit deutschen Büchern, die offenbar aus deutschen Wohnungen zusammengetragen waren. Wir schmuggelten einige davon in unser Lager.

Im Mai 1946 wurde ich aus dem Lager Porduba nach Odrau entlassen. Meine Mutter war immer noch im Internierungslager, mein Vater im

Krankenhaus. Ich fuhr zu einer Tante und arbeitete in deren Mühle, bis unsere Familie im Juli 1946 zur Aussiedlung aufgefordert wurde.

Hugo Ehler:

Mißhandlung und Verschleppung in die Kohlengruben

Am 17.5.1945 wurde ich von einem Tschechen mit Namen Klement Biskup aus meinem Haus geholt und in einem anderen Hause in einen leeren Kuhstall über Nacht eingesperrt. Dabei wurde ich von ihm gestoßen und geschlagen. Zwei Tage später kam der Genannte wieder in mein Haus in Begleitung von Hilscher Josef aus Sponau und noch drei Tschechen aus Laudmer, Bez. Mähr.-Weißkirchen. Aus diesem Orte ist auch genannter Biskup. Alles waren es Leute von 17 bis 25 Jahren. Biskup verlangte mich vor die Haustür, dort stand er mit vorgehaltenem Revolver und schrie: Hände hoch. Die drei Burschen legten die Gewehre auf mich an und zu Hilscher sagte er: „Jetzt gib ihm“, worauf dieser einen Gummiknüppel unter dem Rock hervorzog und auf meine Hände schlug, bis sie ganz schwarz waren. Dann mußte ich mich niederlegen und Hilscher prügelte solange auf mich ein, bis ich von den Schultern bis zu den Knöcheln schwarz geschlagen war. Nachher mußte ich bei der Tür knien, während diese meinen 74-jährigen Vater mit dem Gewehrkolben schlugen, mit meiner Frau brüllten und dann die ganze Wohnung durchsuchten und die letzten Lebensmittel gestohlen haben.

Am 17.8.45 wurde ich auf den Gendarmerieposten gebracht und von dort ins Gerichtsgefängnis nach Odrau eingeliefert. Die Prügel und Schikanen, welchen man dort durch die Miliz ausgesetzt war, lassen sich nicht im einzelnen beschreiben. Es gab Prügel noch und noch und die Verpflegung war die denkbar schlechteste. -

Am 15.10.45 wurde ich aus dem Gerichtsgefängnis ins Arbeitslager Odrau überführt. Dort gab es wieder die gleiche Behandlung wie im Gefängnis. Am 17.10.45 wurde ich von dem Milizmann Anton Wenzlik mit den Füßen in die Schienbeine gehackt, so daß dann diese Stellen

eiterten und erst im April 1946 verheilten. Auch wurde ich wieder von demselben geohrfeigt.

Am 28.1.1946 wurde ich aus dem Arbeitslager Odrau in das Lager nach Poruba bei Orlau in die Kohlegrube geschickt, wo ich bis zum 11.5.1946 verbleiben mußte. Die Behandlung durch die Miliz war dieselbe schlechte wie in Odrau.

Zusatz: Dieser Bericht erschien in dem Buch „Dokumente zur Austreibung der Sudetendeutschen“, Europa-Buchhandlung München 1951, auf Seite 263 unter folgender Überschrift: Nr. 134, Groß Hermsdorf, Kreis Neutitschein, Mißhandlungen, Verschleppung in Kohlengruben, Bericht Hugo Ehler, Bericht vom 24.11.1946. - Der Sohn von Hugo Ehler, der heute in Wurmberg wohnt, bestätigte mir die Echtheit dieses Berichtes. Hugo Ehler war Bauer und Bürgermeister von Groß Hermsdorf, einem kleinen Dorf wenige km nördlich von Odrau. Ehler war Jahrgang 1903. Die Familie wurde im Juli 1946 ausgesiedelt. - Der im Bericht genannte Klement Biskup ist identisch mit dem Tschechen, über dessen Terror Fridolin Scholz in seinem Bericht auf Seite 161 schreibt.

Helmut Bella:

Zur Zwangsarbeit in den Kohlengruben von Radvanice

Ich war gerade 16 Jahre alt, als meine Irrfahrt begann, die mich bis in die Kohlengruben von Radvanice bei Mährisch Ostrau führte. Im Herbst 1944 erhielt ich zusammen mit meinem Schulfreund Fritz Bauer vom Bannführer der HJ in Neutitschein den Auftrag, ein Lager der Kinderlandverschickung (KLV) in Strebowitz in der Nähe von Mähr. Ostrau zu betreuen. Kinder von 10 bis 13 Jahren aus der Slowakei waren wegen der Partisanen von dort evakuiert worden. Da die Front näher kam, wurde das Lager bald

verlegt. In den folgenden Monaten bekam ich verschiedene Aufträge von der KLV-Dienststelle in Reichenberg. Dadurch kam ich weit herum und erlebte die katastrophalen Zustände auf Straße und Schiene. Bei schönem Wetter mußte man stets mit Tieffliegern rechnen. Zerschossene und ausgebrannte Fahrzeuge am Straßenrand waren beredte Zeugen.

Auf abenteuerliche Weise, einmal auf dem Puffer eines Güterwaggons sitzend, dann wieder auf dem Kotflügel eines Militärlastwagens liegend, kam ich schließlich in die Gegend südwestlich von Prag. Hier hörten wir, daß der Krieg zu Ende sei. Amerikanische Soldaten kamen in einem Jeep an unserer Kolonne vorbei und erklärten uns, daß sämtliche Fahrzeuge am Straßenrand abgestellt werden sollten, dann müßten wir Marschkolonnen zu jeweils 100 Mann bilden, etwa 15 km weiter sei das amerikanische Aufanglager. Alle waren froh, in amerikanische Gefangenschaft zu kommen. Doch dann kamen Reiter über die Felder auf uns zu. Es waren russische Soldaten. Sie erklärten uns, daß wir in russische Gefangenschaft kämen. Wir müßten wohl ein Jahr bei ihnen arbeiten und würden dann nach Hause entlassen. Jetzt war die Enttäuschung bei uns umso größer!

Teils zu Fuß, teils auf Lastwagen erreichten wir nach mehreren Tagen das Waldlager bei Althart (Stare Hobzi) nahe Neubistritz östlich von Budweis. Im Lager herrschten katastrophale Verhältnisse. Man sprach von über 80.000 deutschen Gefangenen. Es half mir nichts, daß ich erst 16 Jahre alt und noch nie Soldat gewesen war. Man zuckte die Schultern: „Pech gehabt, Junge!“ Der Hunger beherrschte von nun an unser Denken und Tun. Nach einer Woche bekamen wir zum ersten Mal eine Handvoll Maiskörner als Tagesration. Die rösteten wir überm Feuer. Zwischendurch kochte ich mir junge Fichtentriebe, um etwas in den Magen zu bekommen. Wir bauten uns einen Erdbunker, etwa ½ m tief, aus Stangen, Baumrinde und Reisig zum Schutz gegen das Wetter. Um ein Kochgeschirr Wasser mußte man stundenlang anstehen. Brennholz wurde bald zur Rarität. Auch der kleinste Zweig wurde noch aufgesammelt.

Jungen bis 16 Jahren würden entlassen, so hieß es, alle anderen kämen nach Sibirien. Ich wurde gemustert, aber wieder zurückgeschickt. Einmal sagte eine russische Ärztin zu mir: „Du Soldat, Du Sibirien!“ Der Gedanke an Sibirien hing wie ein Damoklesschwert über uns. Durch Zufall traf ich später ehemalige Gefangene aus unserem Lager, die tatsächlich in Gefangenschaft nach Rußland gekommen waren und mit Glück überlebt hatten.

Durch das stundenlange Suchen nach Brennholz hatten sich meine Zehen entzündet. Sie waren dick angeschwollen und dunkelrot. Man brachte mich nach Althart ins Lazarett und schnitt die Zehen auf. Nach 14 Tagen konnte ich wieder einigermaßen gehen und wurde zusammen mit anderen

den Tschechen übergeben. Ich kam auf einen Gutshof zur Erntehilfe. Hier war der Hunger erträglich. Ende Oktober 1945 wurde ich mit vielen hundert Gefangenen in Viehwaggons verladen, 70 Mann in einem Wagen, und in 3-tägiger Fahrt ging es nach Radvanice bei Mährisch Ostrau.

Das Lager im Kohlerevier war mit Stacheldraht und Wachtürmen umgeben. An Flucht war nicht zu denken. Wir schliefen äußerst beengt in Holzbaracken, in jeder Baracke 4 Stuben, in jeder Stube etwa je 40 Mann. Wir schliefen auf zweistöckigen Holzpritschen. Nachts konnte man sich kaum umdrehen, so eng war der Platz. Das Essen war wenig: Morgens schwarzer Kaffee-Ersatz, nach der Schicht dünne Suppe mit etwas Gemüse und einpaar Kartoffelstückchen drin, manchmal eine Suppe mit Zuckerrübenschnitzeln, abends etwa 300 g Brot und Kaffee. Das Brot hätte auch für den nächsten Morgen reichen sollen, doch da war selten etwas übrig. So marschierte ich oft nur mit dem Kaffee im Magen zum Schacht.

Die Arbeit war schwer und für die meisten ungewohnt. Das Kohleflöz im „Schacht Ludwig“ lag in etwa 500 m Tiefe und war nur ca. 80 cm hoch. Wir mußten im Knien schaufelten, manchmal auch im Liegen. Völlig verschwitzt und am Ende unserer Kräfte fuhren wir nach der Schicht aus der Grube. Oft mußten wir oben sofort Weiterarbeiten, z.B. Holz abladen. Auf dem Holzplatz blies oft ein eiskalter Wind oder es schneite. Erst wenn wir damit fertig waren, durften wir zum Waschen. Eines Tages, wir hatten nach der Schicht wieder Holz abladen müssen und wollten gerade ins Lager zurückmarschieren, verlangte ein Posten: „Ein Lied!“ Voller Wut im Bauch stimmten wir das Lied an: „Einst kommt der Tag der Rache....“ Es war eine Mischung aus Wut, Verzweiflung und Ohnmacht, die uns das eingab. Wir mußten dafür büßen: Im Laufschrift ins Lager, Strafexerzieren, Schikanen bis in die Nacht hinein. Trotzdem war da die innere Genugtuung, daß wir diese Willkür nicht ohne Protest geschluckt hatten. Es war ein Protest aus der Ohnmacht heraus.

Der Kohlenstaub fraß sich in alle Poren. Mehrmals in der Woche kamen Kontrollen durch die Baracken. Wehe dem, bei dem man noch Kohlestaub an den Füßen fand, oder der sich zu früh niedergelegt hatte! Man hieß ihn die Hosen herunterziehen und auf eine Bank legen. Zwei Tschechen hielten ihn am Kopf und an den Füßen, zwei andere schlugen mit Gummiknüppeln auf ihn ein, daß er danach weder sitzen noch liegen konnte. Zweimal ist auch mir diese Tortur geschehen. Bald waren wir alle mit den Nerven völlig am Ende.

Eines Tages kam eine Kommission des Roten Kreuzes. Einer aus unsrer Stube wagte, die Wahrheit zu sagen. Danach prügelten ihn die tschechischen Bewacher so sehr, daß er in die Krankenbaracke mußte.

Schlimm war für mich auch der Weihnachtstag 1945. Die tschechischen Hauer hatten frei, wir mußten Eisenbahnschienen verlegen. Unter der schweren Last spürte ich plötzlich einen stechenden Schmerz im Rücken und konnte nicht mehr aufrecht stehen. Der tschechische Wachposten stieß mich mit dem Gewehr in die Seite und fragte, ob ich nicht mehr arbeiten wolle. Er brachte mich in die Wachstube: „Er will nicht mehr arbeiten!“ Einer von ihnen schlug mich mit den Fäusten ins Gesicht, daß ich aus Mund und Nase blutete. Ein älterer Wärter nahm mich für den Rest des Tages zu leichterer Arbeit mit. Weihnachten!

Eines Tages traf ich durch Zufall einen Bekannten im Lager. Er war als Sudetendeutscher aus russischer Gefangenschaft entlassen, aber von den Tschechen gleich zu uns ins Lager gesteckt worden. Ihm ging es genauso dreckig wie mir. „Wenn ich das gewußt hätte, wäre ich besser in Rußland geblieben. Hier ist es ja noch schlimmer als bei den Russen!“ Und das will was heißen! Aber er hatte recht. Das russisch geführte Waldlager bei Neubistritz war für mich eine schwere Zeit gewesen, aber diesen abgrundtiefen Haß der Tschechen wie hier in Radvanice habe ich dort nicht erlebt!

Im Sommer 1946 wurde es im Lager spürbar besser. Einmal im Monat durften wir schreiben, so wußten meine Eltern, wo ich war. Ihnen hatte man immer wieder versprochen, daß ich entlassen würde, sodaß wir gemeinsam aussiedeln könnten; es hat nie gestimmt. Mitte August 1946 mußten sie im Viehwaggon weg, ohne mich. An der Grenze vor Furth im Walde prüften Amerikaner, ob die Familien vollständig seien. Als ihnen mein Vater sagte, daß ich noch in Mährisch Ostrau in den Kohlegruben sei, mußten meine Eltern aussteigen und zurück ins Lager nach Odrau fahren. Wahrscheinlich retteten sie mir damit das Leben: Anfang September wurde ich endlich entlassen, ich konnte es kaum glauben.

Ich kam nach Odrau, traf aber keinen Deutschen mehr. Alles schien mir fremd, verlassen und abweisend, ich war wie benommen. Ich mußte mich beim Narodny Vybor, der Stadtverwaltung, melden. Aus einem Haufen Kleider und Schuhen durfte ich mir etwas heraussuchen. Zum Einpacken warf man mir einen Kartoffelsack vor die Füße. Ich sollte sofort ins Sammellager nach Troppau, wo meine Eltern auf mich warteten, um mit mir ausgesiedelt zu werden. Ich ging zum Bahnhof.

Von der Plattform eines Waggons aus - ins Innere durfte man als Deutscher nicht! - sah ich zum letzten Mal auf meine Heimatstadt, auf die Kirche, das Schloß und meine Schule, auf die vertrauten Gassen und Häuser. Ich versuchte, mir alles genau einzuprägen. Am Steinteichl ein letzter Blick zurück, dann war Odrau hinter den Bäumen verschwunden.

August Schmied:

Schwere Tage im Arbeitslager

Im Juni 1945 ordnete die neue tschechische Verwaltung an, daß sich alle Deutschen über 14 Jahren im Gasthaus Haschke zu melden hätten. Es sprach sich schnell herum, daß die meisten von dort aus interniert wurden, insbesondere Angehörige von NS-Gliederungen, aber auch Rotes Kreuz oder Luftschutzbund usw. genühten zur Verhaftung. Mit Ausnahme von Kommunisten, Sozialisten und alten Personen wurden fast alle Deutschen eingesperrt. Ziel der Aktion war es offensichtlich, sie zu demütigen, ihre Widerstandskraft und Lebensmut zu brechen, für billige Arbeitssklaven zu sorgen und Platz für die einziehenden Tschechen zu schaffen.

Als der Buchstabe „S“ aufgerufen wurde, wußten wir, was uns erwartete. Meine Mutter, meine beiden älteren Schwestern und ich packten die wenigen Habseligkeiten, die uns geblieben waren, zusammen und machten uns auf den Weg. Nach kurzer Anhörung wurden wir in ein Nebenzimmer geschickt, wo wir mit anderen Leidensgenossen auf unseren Abtransport ins Internierungslager warteten. Für etwa ein Jahr war dies das letzte Mal, daß ich mit meinen Angehörigen zusammen war.

Das Lager in Odrau bestand aus gemauerten Baracken, die während des Krieges zur Unterbringung kriegsverpflichteter Arbeiterinnen der Gummifabrik „Optimit“ gedient hatten. Frauen und Männer wurden in getrennten Gebäuden untergebracht, jeder erhielt eine Lagernummer, den Männern wurde der Kopf kahl geschoren. Ich, Jahrgang 1931 und gerade 14 Jahre alt, war fortan die Nummer 569. Daraus schließe ich, daß während dieser Registrierung etwa 700 bis 800 Odrauer interniert wurden. Mit späteren Verhaftungen waren es sicher weit mehr als 1000 Deutsche.

Das Lagerleben gestaltete sich nach immer gleichbleibendem Ritual. Zum Morgenappell mußten wir in Reih und Glied antreten und wurden gezählt. Nach dünnem Ersatzkaffee Abmarsch unter martialischer Bewachung durch Miliz zu harter Arbeit. Da keine Autos zur Verfügung standen und die Russen alle Pferde und Kühe mitgenommen hatten, mußten wir als menschliche Zugtiere schwere Wagen ziehen, im Wald arbeiten oder bei der Ernte auf den Feldern oder auf Baustellen helfen. Abends war zur Belustigung der Miliz stundenlanges Exerzieren angesagt. Die zugehörigen Befehle waren die ersten tschechischen Worte, die ich lernte. Auch Straf-

aktionen bis hin zu schweren körperlichen Züchtigungen wurden gezielt gegen einzelne Personen durchgeführt.

Nach der Ernte Anfang September 1945 wurde ich ohne Vorwarnung mit etwa 100 anderen Burschen und Männern in offenen Güterwagen in das Kohlenrevier von Ostrau abtransportiert. Ziel war ein ehemaliges Kriegsgefangenenlager in Poruba, das wir nach langem Fußmarsch völlig erschöpft erreichten.

Das Lager bildete ein Quadrat mit einer Kantenlänge von ungefähr 50 Metern und war von einem hohen doppelreihigen Stacheldrahtzaun umgeben. An den vier Ecken erhoben sich hölzerne Wachtürme, auf denen Scheinwerfer montiert waren. Sie leuchteten nachts das Gelände aus. An zwei gegenüberliegenden Seiten standen einfache, ebenerdige Holzbaracken, in welchen sich die Schlaf- und Waschräume befanden. Dazwischen erstreckte sich längs der dritten Seite eine primitive offene Latrine. Komplettiert wurde das ganze mit einer Baracke auf der vierten Seite außerhalb des eigentlichen Lagers, in der die Kommandantur und die Aufenthaltsräume der Wachmannschaft untergebracht waren. Auch die Lagerküche war außerhalb des umzäunten Teils gelegen.

In der Mitte eines jeden Schlafrums stand ein eiserner Ofen, der trotz zugiger Fenster auch an extrem kalten Tagen für Wärme sorgte; Kohle war ja im Revier reichlich vorhanden. Um diesen Ofen gruppieren sich je nach Größe des Raumes 5 bis 10 Doppelstockbetten aus Holz, 2 kleine Tische, 2 Bänke und einige Stühle. Die durchgelegenen Strohsäcke stammten noch von den früheren Bewohnern, Kriegsgefangenen, genauso wie die vielen Flöhe und Wanzen, die sich nachts über uns hermachten. Mein ganzer Körper, besonders die Taille, war mit Pusteln bedeckt, welche durch das ständige Kratzen eiterten. Eine kleine Besserung brachte es, als ich auf den Schlafanzug verzichtete und völlig nackt unter meiner Decke schlief.

Die sanitäre Einrichtung des Waschrums bestand aus einer Blechrinne, über der eine Kaltwasserleitung mit mehreren Zapfstellen verlief. Hier konnten wir die Zähne putzen und Gesicht und Hände waschen. Nachts wurde eine Blechtonne aufgestellt, die als Not-Toilette diente; denn nach der Spätschicht durfte niemand mehr die Baracke verlassen.

Unsere Hauptarbeitsstelle war die Zeche „Sofia“, welche vom Lager aus in 20 Minuten zu Fuß zu erreichen war. Wir arbeiteten hauptsächlich in der Früh- oder Spätschicht, während in der Nacht Spezialarbeiten von den Bergleuten erbracht wurden, z.B. Reparaturen an den Maschinen. Gelegentlich mußten auch wir dabei helfen.

Bei Frühschicht wurden wir gegen 4 Uhr geweckt. Nachdem wir uns gewaschen und die Betten gemacht hatten, wurde das Frühstück ausge-

schenkt, ein halber Liter heiße schwarze Brühe. Das eigentlich dazugehörige Stück Brot war bereits am Abend vorher zu der üblichen Kartoffelsuppe gegessen worden. Nach einem kurzen Zählappell marschierten wir zum Schacht, wo wir die Kleidung wechselten, die Grubenlampe in Empfang nahmen und um 6 Uhr von unseren Hauern zur Fahrt in die Grube abgeholt wurden. Wir arbeiteten in Tiefen von 500 bis 1000 Meter unter denkbar ungünstigen Bedingungen. Moderne Abbaumaschinen gab es nicht, das meiste mußte von Hand erledigt werden: Löcher für die Sprengung bohren, Kohle in Loren schaufeln, diese zum Hauptstollen schieben und Züge zusammenkoppeln, Holzstempel zuschneiden und damit das Gestein abstützen, eingeknickte Streben ausbessern und ausgekohlte Flöze mit Gestein wieder auffüllen. Diese Arbeiten waren für uns geschwächte und stets hungrige Burschen und Männer schwer und ungewohnt, sodaß wir uns am Anfang sehr schwer taten. Trotzdem wurden wir von den tschechischen Kumpels zum größten Teil anständig behandelt, manchmal bekam man sogar etwas von ihrem Frühstück ab.

Es war jedesmal ein beglückendes Gefühl, wenn wir nach 8 Stunden Arbeit unter Tage wieder gesund ans Tageslicht ausfahren und frische Luft atmen konnten. Wir gaben die Lampen ab, stiegen aus den Kleidern und genossen richtig das anschließende Duschbad. Den Kohlenstaub, vor allem um die Augen, bekamen wir von einem Tag auf den anderen nicht weg, so sehr wir uns auch bemühten. Neben unseren Körpern wuschen wir auch unsere Kleidung unter der Dusche; eine andere Möglichkeit, an warme Seifenlauge zu kommen, gab es nicht.

Gegen 3 Uhr waren wir wieder im Lager und nahmen das Mittagessen in Empfang: 3 bis 4 Pellkartoffeln mit abwechselnd Marmeladensoße, Trockengemüse oder Rüben. Etwas Fleisch gab es nur manchmal am Sonntag. Trotz des schlechten Essens hatte fast jeder einen zweiten Eßnapf, mit dem er sich sofort in der Reihe hinten anstellte, in der Hoffnung, noch einen Nachschlag zu erhalten. Der quälende Hunger beherrschte neben der Arbeit das gesamte Lagerleben.

Die Zeit bis zum Abendessen war häufig für zusätzliche Arbeitseinsätze vorgesehen. Obwohl wir bereits eine volle schwere Tagesleistung erbracht hatten, konnten uns die Bewohner der Umgebung bei Bedarf für schwere Arbeiten am Haus, zum Umgraben der Gärten oder zum Holzhacken anfordern. Einige Lagerinsassen arbeiteten in der Lagerküche oder hatten Stubendienst, der Rest wurde bei Aufräumarbeiten auf dem Zechengelände eingesetzt. So schufteten wir täglich meist mehr als 12 Stunden und wurden oft auch sonntags beschäftigt.

Vor dem Abendessen - jeden Tag gab es eine dünne Kartoffelsuppe, bei der man das Auftauchen einzelner Kartoffelstücke oder gar Fettaugen wie eine Sondermeldung verkündete - wurde ein Kommißbrot für 4 Mann ausgeteilt. Mit Hilfe einer selbstgebaute Balkenwaage wurde das Brot zunächst halbiert, anschließend die beiden Hälften nochmals exakt bis auf das letzte Gramm genau geteilt und sofort mit der Suppe aufgegessen, obwohl es auch als Frühstück gedacht war. Wir hatten elenden Hunger.

Bei Spätschicht war man noch übler dran. Nach dem Wecken um 6 Uhr und dem Frühstück mußten wir regelmäßig von 8 bis 12 Uhr auf dem Lagerplatz schweres Grubenholz aus Eisenbahnwaggons ausladen oder Wagen mit Kohle oder Kohleschlamm beladen. Nach dem frugalen Mittagessen ging es für 8 Stunden unter Tage, gefolgt von Waschen und der üblichen Kartoffelsuppe, sodaß man frühestens um 23 Uhr im Bett lag.

Dieser tägliche Rhythmus wurde einmal im Monat durch eine Sonderzuteilung, bestehend aus einem Stück fetten Speck, Zigaretten und reichlich Seife, unterbrochen. Die Zigaretten tauschte ich gleich gegen Speck, was diesen Genuß jedoch nur unmerklich verlängerte.

Bei diesem Programm blieb kaum Zeit für persönliche Dinge. Wer noch Angehörige in Odrau hatte, durfte einmal im Monat eine Karte schreiben; bei etwas Glück bekam er bisweilen ein kleines Freßpaket von daheim. Ich kann garnicht beschreiben, welche Gefühle ich empfand, als ich einmal auf die Kommandantur gerufen wurde und plötzlich in den Armen meiner Mutter lag. Auch sie war mit meinen beiden Schwestern zur Zwangsarbeit verschleppt worden und arbeitete in der Lagerküche einer Geschirrfabrik in Friedland am Rande der Beskiden. Irgendwie hatte sie es geschafft, diese Besuchserlaubnis zu bekommen. Von da an erhielt ich monatlich ein kleines Paket mit Eßwaren von ihr, die sie sich abgespart hatte.

Unsere Kleidung war nach einiger Zeit verwahrlost. Socken hatte keiner mehr, statt dessen wickelten wir die Füße in Fußlappen und steckten sie in die zugeteilten Holzschuhe. Zur kalten Jahreszeit bekamen wir aus alten Wehrmachtsbeständen warme Kleidung. Ich erhielt einen strapazierfähigen Tarnanzug, der zwar viel zu groß war, mich aber wenigstens warm hielt.

So verging Tag um Tag in trostloser Eintönigkeit ohne Hoffnung auf Besserung. Die Stimmung hellte sich erst auf, als sich herumsprach, daß alle Deutschen „Heim ins Reich“ vertrieben würden. Nach und nach leerte sich das Lager. Bei mir war es Ende Juni 1946 so weit, daß ich - zerlumpt und mit einer kleinen Holzkiste für meine Habseligkeiten - die Heimreise nach Odrau antreten konnte. Die Fahrkarte für den Zug war übrigens die einzige Vergütung, die ich für meine harte Arbeit während eines ganzen

Jahres erhalten habe. Zwei Tage später wurden wir in Viehwaggons aus Odrau abtransportiert.

Auch wenn das Schicksal der Vertreibung hart war, so übertönte bei mir die Freude, dem schrecklichen Lager und der Unmenschlichkeit der Tschechen entronnen zu sein, alle Ängste vor der ungewissen Zukunft.

Brunhilde Weiß:

Flucht und Heimkehr nach Odrau

Mein Mann Norbert Weiß wurde bereits 1942 aus der Wehrmacht entlassen. Er hatte sich im Rußland-Feldzug die Füße erfroren. Sie mußten zum Teil amputiert werden, er konnte kaum gehen. Er übernahm die Odrauer Sparkasse, da die Kollegen zum Kriegsdienst eingezogen worden waren. Dadurch war er in der Heimat, und wir bekamen die letzten Tage des Krieges in Odrau mit. Lange überlegten wir, wie wir uns beim Nahen der Front verhalten sollten.

Onkel Guido Stanovsky bot uns einen Planwagen mit zwei Pferden und einem tschechischen oder polnischen Kutscher an. So machten wir uns auf den Weg: Meine Mutter, Tante Marie Peschel, mein Mann Norbert, unser fünfjähriger Sohn Norbert, unsere 2 Monate alte Tochter Gudrun, sowie meine Schwägerin Hermine Scheibel. Am ersten Tag kamen wir bis Bodenstadt. Dort übernachteten wir in der Mühle von Onkel Stanovsky. Die Russen kamen immer näher, so zogen wir weiter. Ein riesiger Treck war unterwegs, Flüchtlinge zu Fuß, auf Pferdewagen, mit Handkarren, dazwischen gelegentlich Soldaten auf Fahrzeugen, nur weiter nach Westen, weg von der Front und weg von den Russen. Über uns pfffen Granaten, wir hatten schreckliche Angst. Als Tiefflieger kamen, warf ich mich über mein Baby. Nachts kamen wir durch brennende Dörfer, die Bauern trieben ihr Vieh aus den Ställen, um es zu retten.

Am nächsten Morgen waren wir auf einmal allein auf weiter Flur, der Treck vor uns war verschwunden. Anscheinend hatte unser Kutscher einen

anderen Weg genommen, denn wir landeten in Böhmischem-Trübau. Als wir eine kurze Rast machen wollten, wurden wir gleich von einer wütenden tschechischen Menschenmenge umringt. Auch ein Gendarm kam hinzu. Mein Mann konnte sich mit ihm unterhalten. Er riet uns, in ein deutsches Dorf zu fahren. So landeten wir in Ratsdorf. Die Leute nahmen uns freundlich auf, und der Bürgermeister stellte uns den Kindergarten als Lager zur Verfügung. Während wir noch unsere Habseligkeiten abluden, hieß es schon, daß die Russen kommen. Da verschwand unser Kutscher mit dem Wagen und dem Rest unserer Habe.

Der Kindergarten lag hinter einer großen Mauer. So dauerte es eine Weile, bis uns die Russen entdeckten. Immer wenn sie kamen, versteckten meine Schwägerin und ich uns im Gebüsch. So kamen wir mit heiler Haut davon. Die Bauern brachten uns manchmal Milch und Kartoffeln, etwas Essen hatten wir auch von daheim mitgebracht. So blieben wir einige Tage in Ratsdorf.

Eines Tages kam der Befehl, wir müßten nach Böhmischem-Trübau zum Zug, um nachhause zu fahren. Wir schnürten unsere Sachen, soviel wir tragen konnten, der Rest blieb in Ratsdorf. Es waren viele Kilometer, die wir mit den kleinen Kindern und meinem gehbehinderten Mann zu Fuß bis Böhmischem-Trübau zurücklegen mußten. Gegen Mittag kamen wir an und wurden gleich von tschechischer Miliz in einen kleinen Park getrieben. Dort gab es keine Toiletten und kein Wasser. Die Sonne brannte auf uns herab, die Kinder weinten, wir konnten nicht helfen, es war sehr schlimm.

Gegen Abend wurden wir ins Bahnhofsgebäude getrieben und von den Tschechen vollkommen ausgeplündert. Uns blieben nur noch die Kleider, die wir auf dem Leib trugen. Unser Sohn hatte einen kleinen Rucksack mit dem Allernötigsten, selbst den nahm man ihm weg. Auch die Babysachen unserer Tochter konnten sie brauchen. So saßen wir verzweifelt auf dem Boden im Bahnhof. Plötzlich kamen russische Soldaten und wollten sich Frauen holen. Auch mir tippte einer auf die Schulter. Ich weiß nicht, woher ich den Mut fand, ihn mit den paar tschechischen Brocken, die ich kannte, anzuschnauzen. Er ließ erschrocken von mir ab.

Zeitig in der Frühe waren dann einige Viehwaggons bereit und wir wurden eingeladen. Wir standen wie die Heringe eingepfercht, so voll war es. Ein Eckchen machten wir frei, irgendwer hatte eine Decke und einen Nachttopf, so konnten wir unsere Notdurft verrichten. Eine junge hochschwängere Frau bekam ihre Wehen und wurde unterwegs ausgeladen. Ich weiß nicht, was weiter mit ihr geschah. Irgendwann kamen wir in Zauchtel an und bei Bekannten meines Mannes unter, völlig erschöpft, ausgeplün-

dert bis auf das Wenige, das wir am Leib trugen. Wir nutzten die erste Möglichkeit zur Weiterfahrt nach Odrau.

Unser Opa Albert Peter kam uns aufgeregt entgegen. Er begrüßte uns freudig, machte uns aber Vorwürfe wegen eines Hitlerbildes, das wir angeblich auf dem Klavier stehen gelassen hätten. Hätte man es gefunden, hätte es schlimme Folgen haben können. Opa hatte es dann verbrannt. Es war ein Irrtum: Das Hitlerbild hatten wir selbst längst vernichtet, auf dem Klavier hatte ein Bild meines Schwiegervaters gelegen, vom Odrauer Künstler Langer-Larsen in Öl gemalt. In der Aufregung und Dunkelheit hatte Opa das falsche Bild verbrannt.

Bald mußten wir zur Registrierung und die neue tschechische Stadtverwaltung wollte uns beide ins Internierungslager sperren. Ich klagte wegen meines Babys, was sollte mit ihm werden, wenn ich im Lager bin? So ließ man mich frei. Mein Mann aber mußte ins Lager, sollte von dort aus ohne Gehalt wieder in der Sparkasse arbeiten. Da er den Weg zwischen Lager und Sparkasse wegen seiner Fußverletzung nicht gehen konnte, blieb er zwar Internierter, durfte aber daheim schlafen.

Einige Erlebnisse noch, die damals empörten, heute im Rückblick aber eher komisch wirken. Eines Tages gingen wir auf den Friedhof zum Grab der Schwiegereltern. Ein Bekannter gesellte sich zu uns. Ich merkte, wie ihn mein Mann so komisch ansah. Als wir wieder alleine waren, brach mein Mann in Gelächter aus: Unser Bekannter hatte einen Hut meines Mannes auf dem Kopf! Wer weiß, wie er dazu gekommen war. In unserem Hof war eine Granate explodiert und hatte das Hoftor schwer beschädigt. So konnte jeder ins Haus. Man hatte uns gründlich ausgeplündert.

Eines Tages sah ich vom Fenster auf die Straße. Da lief doch tatsächlich ein Kind in meinen Sommerschuhen vorbei. Da ich sehr kleine Füße habe, konnte das Mädchen meine Schuhe tragen. Ich rief: „Du hast ja meine Schuhe an!“ So schnell habe ich noch nie jemanden laufen sehen.

Weihnachten 1944 hatte mir mein Mann eine wunderschöne Schatulle mit Intarsien geschenkt. Wir hatten sie, wie alles andere auch, im Keller versteckt. Sie war natürlich verschwunden. Eines Tages kam der Tscheche, der unser Geschäft übernommen hatte, mit Unterlagen zu uns, da mein Mann für ihn die Buchhaltung machen sollte. Und was sehe ich? Meine wunderschöne Schatulle. Mir fielen die Augen fast aus dem Kopf. Ich konnte mich nicht zurückhalten und fragte, ob er auch den Schlüssel für die Schatulle haben wollte. Er bekam einen roten Kopf und verschwand.

In dieser schrecklichen Zeit mußten wir furchtbare Dinge erleben, an die man sich nicht gerne erinnern will, die man aber nicht vergessen kann.

Im Herbst 1946 wurden wir im Viehwaggon nach Westdeutschland ausgesiedelt. Hier fanden wir eine neue, gute Heimat.

Vor wenigen Jahren war ich noch einmal in meiner Heimatstadt Odrau. Die Stadt, auch unser Haus, wirkten fremd und trostlos auf mich. Es war keine Heimkehr.

Ilse Maria Schober geb. Türk:

Mai 1945 bis April 1946 - die schrecklichste Zeit meines Lebens

Als meine Mutter mit uns vier Kindern im Mai 1945 nach acht Tagen Fußmarsch nach Odrau zurück kam, stand die Haustür meines Elternhauses in der Kirchengasse 1 angelweit offen. Es war jedoch unmöglich einzutreten. Das Haus war geplündert und verwüstet worden. Im Flur, im Treppenhaus und im Geschäft lagen kniehoch Unrat, nasse Kartons und Papier, Kohlen, zerbrochene Glasscheiben, Schutt, zerschlagene Weckgläser und deren Inhalt. Bei der Tante meiner Mutter, Emma Brustmann, Kirchengasse 3, die bereits andere Verwandte aufgenommen hatte, fanden wir für mehrere Wochen Unterkunft. Unser Vater war verschollen; wir erhielten erst nach sieben Monaten ein Lebenszeichen von ihm.

Ich war damals 12 Jahre alt, meine Brüder 11 und 3 Jahre, meine Schwester 16 Monate. Wir machten uns an die Arbeit und schaufelten einen schmalen Weg in unsere Wohnung im Obergeschoß. Alle Schränke waren leer, ausgeplündert, die Nähmaschine und das Radio gestohlen, Ölbilder von der Wand gerissen und zerstört, alles verwüstet. Wir besaßen nur noch die leichte Kleidung, die wir auf dem Leib hatten, keinen Mantel, keine warmen Sachen gegen Kälte. Es fehlte alles Lebensnotwendige. Im Keller fanden wir einen Rest Kartoffeln. Als sie verzehrt waren, hatten wir nichts mehr zu essen. Unsere Nachbarin, Frau Mader, bewahrte uns vor

dem Verhungern: Sie gab uns Kartoffeln mit langen Keimen, die eigentlich als Futter für ein Schwein gedacht waren. So hatten wir wenigsten gekochte Kartoffeln zu essen.

Eine Granate hatte die Garage und den Hauseingang auf der Gartenseite weggerissen. Mein jüngerer Bruder Walter schloß den Hauseingang mit Brettern und einer alten Tür, füllte im Hof einen Granattrichter zu und ergänzte die kaputten Platten mit Pflastersteinen, die man heute noch sehen kann. Er machte alles aus eigenem Antrieb, niemand hatte ihn dazu ange-regt. Zwei Monate lang fuhren mein Bruder und ich mit einem geliehenen Handwagen den vielen Unrat zum Schuttablageplatz hinter dem Freibad. Es war äußerst anstrengend, weil wir wegen des Hungers sehr schwach waren. Auf dem Dachboden fanden wir verglaste Bilder, mit deren Scheiben uns die Frau des Glasers Mendel wenigstens die wichtigsten Fenster schließen konnte. Wir waren rechtlos und mußten ohnmächtig Zusehen, wie tschechische Milizen unsere schönen Speisezimmer-Möbel aus Palisanderholz durch deutsche Internierte abtransportieren ließen. Kurze Zeit wohnte der russische Stadtkommandant in der Wohnung im Erdgeschoß. Er bot einen ungewöhnlichen Anblick, wenn er hoch zu Roß durch die Stadt ritt.

Kaum war unser Haus wieder bewohnbar, erschien ein tschechisches Ehepaar, das wir nicht kannten, und das gerade erst mit einer Aktentasche nach Odrau gekommen war. Es verlangte, daß wir unsere Wohnung im Obergeschoß noch am selben Tag räumen und in die zwei Zimmer im Erdgeschoß ziehen müßten. Sie selbst und ihre erwachsene Tochter wollten unser Geschäft haben und in die zwei Wohnungen im Obergeschoß ein-ziehen. Wir hatten uns also nur für sie geplagt. Die Nutznießer erschienen mir habgierig und anmaßend. 1942 hatten wir das 100-jährige Bestehen unseres Geschäftes begangen, nun war sein bitteres Ende gekommen.

Viele Tschechen kamen jetzt in die Stadt. Das Leben wurde ständig gef-ährlicher und unerträglicher. Als ich eines Tages einige Schritte auf dem Gehweg ging, stieß mich ein vor Haß und Wut tobender fremder Tscheche auf die Straße. Ich hatte nicht beachtet, daß es Deutschen verboten war, den Gehsteig zu benutzen. Frau Mahr sagte uns, daß es ihrer Tochter ebenso ergangen sei. Sie mußte mit Prellungen, Blutergüssen und Verstauchungen tagelang im Bett liegen. Mein Bruder wurde zum Hüten der Kühe beim Hennhof geholt, in seiner leichten Hose und Jacke, die er als Einziges noch besaß, und ohne Verpflegung. Einmal wollten bewaffnete tschechische Milizen mit einem Schäferhund meine Mutter abholen, um sie zur Feld-arbeit an einen weit entfernten Ort zu schicken; ein anderes Mal sollte sie ins Internierungslager. Was hätten wir Kinder da machen sollen? Da meine

Schwester noch nicht zwei Jahre alt war, erreichte mein Großvater Bernhard Tomsche mit viel Mühe, daß meine Mutter bei uns bleiben durfte.

Mein Großvater besaß ein Uhren- und Schmuckgeschäft; von ihm forderten die Russen ständig Uhren und bedrohten ihn. Ein Russe drängte ihn mit dem Lauf einer Waffe im Rücken in den Keller, um ihn zu erschießen. Trotz seiner Todesangst gelang es ihm, einen Aufschub zu erreichen, um für seinen Peiniger eine Uhr zu beschaffen. Er fand einen Bekannten, der ihm eine Uhr gab. Mein Großvater mußte oft bis nach Mitternacht für die Russen Uhren reparieren. Als Siebzigjähriger arbeitete er bis zur Vertreibung in seiner bis dahin eigenen Uhrmacherwerkstatt für einen Tschechen.

Eines Tages bat unsere Nachbarin, Frau Apothekerin Hauke, meine Mutter, ihre kleinen Töchter Heidi und Gerda zu uns bringen zu dürfen, um ihnen die Unterbringung im „Kinderlager“ für Kinder von Internierten zu ersparen. Sie mußte nämlich im Krankenhaus eine Apotheke einrichten und wußte nicht, wem sie ihre Kinder sonst anvertrauen sollte. Also half meine Mutter. So vergrößerte sich unsere Notgemeinschaft.

Ich kann mich heute nur wundern, wie meine Mutter dies alles gemeistert hat. Aber ihre Gesundheit verfiel zusehends. Sie war erst 37 Jahre alt, aber sie verlor wegen der Unterernährung Zähne, ihr Rücken war gekrümmt, das Sehvermögen schlecht. Hinzu kam die ständige Angst, was der nächste Tag bringen würde, die Sorge um uns vier Kinder, die Ungeißheit um meinen Vater. Um uns herum herrschte Schrecken durch das Wüten der tschechischen Miliz. Viele unserer Verwandten und Bekannten, rechtschaffene Menschen, waren interniert oder im Gefängnis eingesperrt, manche gar in ein Arbeitslager nach auswärts verschleppt. Mehrfach wurde von den Schreien der Gequälten berichtet, die nach außen drangen. Dagegen wurden die Verbrechen unserer Peiniger, der Diebe und Plünderer, nicht verfolgt. Sie konnten sich sicher fühlen in diesem Unrechtsstaat.

Am 16.4.1946 wurden wir mit dem ersten Transport in einem Viehwaggon mit unbekanntem Ziel abgeschoben. Aus alten Urkunden wissen wir, daß unsere Vorfahren mindestens seit dem Jahr 1720 in Odrau ansässig waren. Das zählte nicht, wir wurden einfach enteignet und hinausgeworfen. Ich befürchtete, wir würden nach dem Osten transportiert werden, und war erst erleichtert, als ich in den Bahnhöfen Schilder mit deutschen Ortsnamen las.

Gerlinde Dumm geb. Mann:

Im Internierungslager in Odrau

Der Krieg war zu Ende, die russische Besatzung zog etwa im Juni 1945 ihre Truppen aus Odrau wieder ab. Zuvor schon und erst recht danach kamen Tschechen aus den umliegenden Dörfern und aus anderen Teilen des Landes. Sie besetzten ganz selbstverständlich unsere deutschen Häuser und Geschäfte, als würden sie ihnen gehören. Als Deutsche waren wir macht- und wehrlos. Auch unser Haus, das die letzten Kriegstage fast unbeschädigt überstanden hatte, wurde als eines der ersten besetzt, das Baugeschäft meines Vaters wurde enteignet und durch einen tschechischen Verwalter weiter betrieben.

Alle Deutschen mußten eine weiße Plakette mit einem „N“ (Nemec = Deutscher) tragen. Am östlichen Stadtrand, gegen Taschendorf zu, wurde ein Lager aus der Kriegszeit als Internierungslager eingerichtet. Alle Deutschen von 14 bis 60 Jahren wurden registriert und viele von ihnen in diesem Lager eingesperrt. Mit meinen 15 Jahren war ich auch dabei: Mein Vater, meine Mutter und ich wurden interniert. Niemand ahnte, daß daraus ein volles Jahr Haft und Zwangsarbeit würden. Nur mein jüngerer Bruder Walther mußte sich nicht melden, da er erst 13 Jahre alt war. Er blieb allein außerhalb des Lagers.

Wir Internierten trugen nun anstelle des „N“ einen weißen Streifen mit einer Nummer („Cislo“), den wir niemals ablegen durften. Wir lebten umgeben von Stacheldraht unter strengster Bewachung und durften nur in Begleitung von bewaffneter Miliz das Lager verlassen, z.B. zum Arbeiten. Mein Vater und meine Mutter wurden auf diese Weise fast täglich mit den Bauarbeitern in ihr eigenes Baugeschäft geführt und abends wieder schwer bewacht abgeholt. Selbstverständlich gab es für unsere Arbeit keinerlei Lohn. Ich hatte nacheinander viele Tätigkeiten: „Trümmerfrau“, die Steine klopfte; Putzfrau; Holz- und Waldarbeiterin; Kindermädchen bei tschechischen Kindern; Tätigkeiten innerhalb des Lagers wie Küchenarbeit und Reinigung. Natürlich war das Essen miserabel: Kartoffeln und Zigorienkaffee in der Frühe, mittags und abends Kartoffeln vom Vorjahr. Ohne gelegentliche Hilfe von „draußen“ durch meinen Bruder, der manchmal etwas besorgen konnte, wäre es uns noch schlechter gegangen.

Trotz der harten Arbeit, der mangelhaften Ernährung und des seelischen Drucks, gefangen zu sein, wäre ich einigermaßen passabel mit dem Lagerleben zurecht gekommen, wären da nicht die Willkür und der blanke Haß der tschechischen Miliz gewesen, denen man als Internierter rechtlos ausgeliefert war. Ohne Grund wurde ich eines Morgens während des Zählappells in eine Kammer des Lagers geführt, über einen Holzbock gelegt und mit einem Gummiknüppel so lange geschlagen, bis ich mich vor Blutergüssen fast nicht mehr bewegen konnte. Ich weiß bis heute nicht, warum sie das machten. Keinen der tschechischen Miliz hatte ich vorher gekannt, keinem von ihnen hatte ich irgend etwas getan, auch während der Lagerhaft habe ich mich unauffällig benommen. Wahrscheinlich war es reiner Sadismus, den diese brutalen Kerle an mir wehrlosen jungen Mädchen austobten. Wahrscheinlich glaubten sie sich durch ihren Haß auf uns Deutsche zu solcher Unmenschlichkeit berechtigt. Ich war auch nicht die einzige, der das damals geschah. Ein anderes Mädchen wurde ebenso behandelt. An anderen Tagen waren andere dran.

Eine Zeitlang mußte ich nachts um drei Uhr aufstehen und der gesamten Miliz die Schuhe putzen. Und das nach einem harten Arbeitstag. Bis zum Morgen mußten wir fertig und alles blitzblank sein. Widerspruch wäre Selbstmord gewesen. Ich erinnere mich noch gut, wie ich Nacht um Nacht mit der Taschenlampe geweckt und in den Schlafsaal der Miliz zum Schuheputzen geführt wurde. Und ich weiß noch, wie froh ich jedesmal war, wenn ich anschließend zur Waldarbeit eingeteilt wurde und das schreckliche Lager wenigstens für Stunden verlassen durfte! Es war harte Arbeit, Bäume schälen und ähnliches, aber mit einem Hauch von Freiheit in der Natur und daher als Arbeit sehr begehrt. Wir trugen täglich einen großen Topf Kartoffelsuppe - in den „mehr Augen rein als rausschauten!“ - mit uns als Mittagessen in den Wald, wiederum natürlich begleitet von bewaffneter Miliz.

Die Gemeinsamkeit von uns Odrauern in der Not erleichterte unser Leben etwas, Hilfsbereitschaft und echte Kameradschaft untereinander machten die Belastungen erträglicher. Wir alle versuchten während dieser schrecklichen Zeit nur noch zu überleben.

Gerlinde Dumm, geb. Mann:

Zwangsarbeit im Lager Friedland

Im Herbst 1945 wurden die Arbeitsmöglichkeiten im Internierungslager Odrau immer rarer. Schutt aufräumen, Häuser reparieren, Waldarbeiten, Erntehilfe - alles ging dem Ende zu. Da begann die tschechische Miliz, die jüngeren und arbeitsfähigen Menschen an andere Orte zur Zwangsarbeit zu verschicken. Nur Internierte, die zu bestimmter Arbeit gebraucht wurden, blieben in Odrau. Auch Mütter von Kleinkindern wurden weggebracht. Niemand wußte, ob es für sie je ein Wiedersehen geben würde.

Auch ich wurde einem solchen Transport zugeteilt. Innerhalb von zwei Stunden mußte ich mich fertig machen und fuhr mit anderen Mädchen, ich war damals 15 Jahre alt, sowie mit Frauen und Männern auf einem offenen Lastwagen aus Odrau ab. Niemand wußte, wohin wir transportiert wurden.

Wir kamen nach Friedland, heute Frydlant, bei Mähr. Ostrau, am Fuß der Lysa hora. Auf einem großen Werkgelände, das mit hohem Stacheldraht umzäunt war, stand ein Werkschuppen und diente als Unterkunft für uns Deutsche, etwa 15 Frauen und 25 Männer. Dieses Gelände durften wir nur in Begleitung von bewaffneter Miliz zum Einkaufen oder für andere Notwendigkeiten verlassen. Wir arbeiteten in Schichten, von 6 bis 14 Uhr oder von 14 bis 22 Uhr. Die Männer hatten auch Nachtschicht. Das Essen war auch hier sehr mangelhaft, wir hatten ständig Hunger, aber es war besser als im Odrauer Lager. Wir Deutschen bekamen Arbeiten, die besonders anstrengend oder gesundheitsschädigend waren. Ich mußte Stunde um Stunde Töpfe aller Größen, die ein Tscheche in Grundierung getaucht hatte, in eine Trockenkammer tragen, wechselte also unentwegt die zugige Werkhalle mit der überhitzten Trockenkammer.

Anders als im Lager Odrau wurden wir nicht mißhandelt, es gab keine Prügel, wenig Willkür; schlimm aber war die Trennung von daheim und die ständige Angst, die Familie nie mehr Wiedersehen zu können. Diese Angst verstärkten die Tschechen noch. Beim geringsten Fehler hieß es „Du nach Sibirien“! Jung und unerfahren wälzten wir Fluchtpläne. Sehnsüchtig blickten wir durch den Stacheldraht, der unser Lager umschloß, blickten auf den Bergrücken der Lysa hora, malten uns aus, wie wir uns tagsüber im Wald verstecken und nachts nach dem Westen schleichen würden. Es waren Träume, um nicht zu verzweifeln. In unserer Lage hatten wir nicht die geringste Chance zu einer Flucht, versuchten es Gottseidank

auch nicht. Wären wir dabei erwischt worden, sie hätten uns unweigerlich tot geprügelt.

Weihnachten 1945 wurden wir ohne Vorankündigung vom Fabrikdirektor für etwa 2 Tage freigestellt und auf offenem Lastwagen nach Odrau transportiert; danach in gleicher Weise nach Friedland zurückgebracht. Ich weiß nicht, woher diese überraschende menschliche Geste kam. Es ging das Gerücht, daß der Direktor einer von uns, der er sich irgendwie verbunden fühlte, die Freude des Wiedersehens mit ihren Kindern machen wollte, sodaß auch wir davon profitierten. Es waren unbeschreibliche Weihnachten. Ich erinnere mich nicht mehr in allen Einzelheiten, wie wir sie zubrachten, nur daß unsere Familie am Heiligen Abend versammelt war: Schmerz um alles Verlorene, Angst vor der Zukunft, aber trotzdem das beseligende Gefühl, beisammen zu sein, wenn auch nur für wenige Stunden, und bisher unversehrt überlebt zu haben. Es war ein alles überwältigendes Gefühl, das mich sogar noch heute in der Erinnerung überkommt. Es brachte auch Stärke und Hoffnung für die ungewisse Zukunft. Dann kam wieder der Abschied, ich mußte mit den anderen nach Friedland zurück. Das schwere Leben dort ging weiter, bis die endgültige Vertreibung aus unserer Heimat Odrau im Juni 1946 diesen schweren Lebensabschnitt beendete.

Rudolfine Heneka geb. Woznik:

Das Internierungslager für Kinder in Odrau

Nach der Besetzung unserer Heimat durch die Russen begannen sich Tschechen deutschen Besitz anzueignen. Die großen Vierkanthöfe der Bauern mit ihrem reichen gesunden Viehbestand wurden zuerst beschlagnahmt. Die rechtmäßigen Besitzer waren dabei kein Hindernis. Man sperrte sie ins Gefängnis oder ins Internierungslager.

Aber da waren oft Kinder, schulpflichtig oder noch kleiner, die man zur Arbeit noch nicht brauchen konnte, Einzelkinder oder Geschwister. Milizmänner brachten diese in die ehemalige Klosterschule und zeigten kein Erbarmen, ob die Kinder beim Abschied von den Müttern, die ins Inter-

niertenlager abgeführt wurden, nun herzerreißend schrieten oder in stummem Schreck oder Verbissenheit sich nicht bewegen wollten. Für sie wurde in der ehemaligen Klosterschule Unterbringung und Verpflegung organisiert. 70 bis 100 Kinder im Alter von 3 bis 14 Jahren waren dort untergebracht. Tschechische Schwestern führten Oberaufsicht, deutsche Hilfskräfte hatten für die Betreuung zu sorgen; so z.B. Herr Maler Peschel, Frau Weinert, meine Mutter Frau Woznik u.a. Die Kinder waren in mehreren Sälen untergebracht. Überstieg die Anzahl der eingewiesenen Kinder die Zahl der vorhandenen Betten, wurden vorübergehend auch Betten mit 2 oder 3 Kindern belegt, bis eine zusätzliche Liegestatt requiriert war. Die Verpflegung war für die schlechte Zeit gut, aber die hygienische Versorgung mangelhaft, da es oft am Nötigsten fehlte. Eine Mutter stellte fest, daß ihr Kind sechs Wochen nach der Einlieferung noch die gleiche Wäsche trug. Als sie sich darüber beschwerte, wurde ihr mit Strafe gedroht.

Die Kinder wurden nicht in Schulfächern unterrichtet, sondern sie mußten unter Druck die tschechische Sprache erlernen. Täglich wurden im Chor tschechische Gebete gesprochen und tschechische Lieder gesungen. Die Schwestern führten die Kinder auf kurzen Spaziergängen an die Luft. Dabei war ihnen das Sprechen verboten, denn deutsch durften sie nicht reden, tschechisch konnten sie noch nicht.

So begegneten die Kinder einmal einem Trupp deutscher Gefangener auf dem Weg zum Arbeitseinsatz. Ein Mädchen erkannte in der Kolonne seinen Vater. Auf Anweisung der Schwester durfte es den Vater nicht ansprechen, sondern mußte ihren Kopf zur anderen Seite drehen. Dabei war das Kind so froh, denn nun wußte es wenigstens, daß der Vater noch lebte und in der Stadt war. Es hatte seit der Verhaftung nichts mehr von den Eltern gehört.

Die Eltern durften ihre Kinder nicht besuchen. Nur zu Weihnachten 1945 erlaubte man, daß die Kinder eine Stunde bei der Mutter sein durften. Die älteren Jungen mußten täglich zur Arbeit gehen, waren aber froh, aus dem „Käfig“ herauszukommen. Vierzehnjährige Buben wurden häufig zur Arbeit ins Kohlenbergwerk verschleppt.

Nach dem Essen mußten die Kinder im Lager strikte Ruhe einhalten. Einem kleinen Mädchen fiel dabei aber einmal ein Gegenstand auf den Boden. Die aufsichtführende Schwester hörte es und drohte, das Mädchen im Wiederholungsfall aus dem Kinderlager zu werfen. Diese Drohung bedrückte das Kind sehr. Wohin hätte es gehen sollen? Es wußte nicht, wohin die Eltern gebracht worden waren und ob sie überhaupt noch lebten.

Eine schwere Zeit für die Kinder. Die deutschen Betreuer mußten viele Tränen trocknen, trösten und Zuversicht wecken, auch wenn sie selbst

nicht wußten, was die Zukunft noch bringen würde. Die Kinder mußten im Lager bleiben, bis sie mit ihren Eltern zur Aussiedlung frei kamen.

Aus den Erzählungen meiner Mutter habe ich von diesem Schicksal der internierten Kinder erfahren. Weitere Informationen konnte ich sowohl aus dem „Odrauer Heimatbrief“⁴, welcher im Juni 1950 einen Bericht über „Das Kinderlager in Odrau“ brachte, als auch aus einem Gespräch mit zwei Frauen, die als Kinder in diesem Lager interniert waren, entnehmen.

Othmar Krumpholz:

1946 - mein Schicksalsjahr

Es war am 12. Januar 1946, als durch herumliegende Munition aus den vorangegangenen Kampfhandlungen wieder ein tragischer Unfall mit tödlichem Ausgang passierte. Seit Kriegsende war es nicht der einzige in unserer Stadt Odrau. Kamen deutsche Bewohner zu Schaden, nahmen die Tschechen kaum Notiz davon. Traf es aber einmal einen tschechischen Bürger, so hatte dies für die deutsche Bevölkerung schlimme Folgen. Ein solcher Vorfall ereignete sich am 12. 1.1946.

Zwischen Werdenberger Straße und Bahnsteig wurde an diesem Tag ein tschechischer Junge im Alter von 8 Jahren durch die Explosion von Fundmunition, mit der er spielte, schwer verletzt. Er starb bald darauf. Viele Jahre später sah ich sein Grab auf dem Odrauer Friedhof: Petr Svacek. Seine Eltern waren erst kurz vor dem Unglück nach Odrau gekommen und hatten ein Haus am Bahnsteig besetzt. Im Garten geschah das schreckliche Unglück. Auch diesmal setzte wieder eine Verhaftungswelle bei der deutschen Bevölkerung ein. Sie war schließlich Schuld am 2. Weltkrieg und seinen Folgen: So die Meinung der Tschechen. Unter den Verhafteten war diesmal auch meine Mutter, obwohl sie nicht das Geringste mit dem Vorfall zu tun hatte.

Wir wohnten ursprünglich in einem Haus in der Werdenberger Straße. Im Herbst 1945 ließen uns zwei Tschechen vom Narodny Vybor gerade 2 Stunden Zeit, das Haus zu verlassen. Mein Vater war nicht aus dem Krieg zurück gekommen. So zog meine Mutter mit mir in das benachbarte soge-

nannte Zinshaus, in dem uns ein Zimmer zur Verfügung gestellt wurde. Dort erschien am Abend des 13. Januar kurz vor Mitternacht ein Kommando der tschechischen Miliz mit Hunden. Meine Mutter wurde aufgefordert, sich schnellstens anzuziehen und mitzukommen. Sie sei aufgrund besonderer Vorkommnisse verhaftet.

Ich war damals 9 Jahre alt. Ich kann heute mit Worten nicht mehr wiedergeben, was dieses Ereignis für mich bedeutete. Hinzu kam, daß ich damals keine Verwandten in Odrau hatte, zu denen ich hätte gehen können. So blieb ich alleine in unserem Zimmer zurück, war mir also selbst überlassen. Zum Glück nahmen sich einige Hausbewohner meiner an. Besonders gedenke ich der tschechischen Ehefrau eines deutschen Odrauers, der auch im Krieg geblieben war. Sie betreute mich mütterlich. Ihr galt auch mein erster Heimatbesuch im Jahre 1964. Ich erinnere mich, daß sie mich an meinem 10. Geburtstag nach meinen Wünschen fragte. Als ich sagte, ich wolle mich einmal wieder satt essen, tat sie alles, um meinen Wunsch zu erfüllen.

Ich weiß heute nicht mehr genau, wie ich elternloses Kind die Zeit vom Januar bis März 1946 im einzelnen verbracht habe. Morgens versuchte ich immer als erstes zu erkunden, wo meine Mutter gerade mit den anderen internierten Frauen im Arbeitseinsatz war, um sie zu sehen und zu fragen, wie es ihr ging. Aus dem Lager hörte man nämlich die schlimmsten Dinge, Mißhandlungen, Prügel, Willkür der tschechischen Miliz. Manchmal konnte ich ihr auch etwas Eßbares bringen, das ich geschenkt bekommen hatte. Oft wurde ich dabei von dem Wachsoldaten verjagt, aber das konnte mich nicht entmutigen. Tagsüber spielte ich meistens mit gleichaltrigen Kindern, und die Nacht verbrachte ich allein in unserem Zimmer. Sonst war ich mal hier, mal dort. Wir Kinder durften als Deutsche ja nicht zum Schulunterricht, so hatten wir viel Zeit zur Freizeitgestaltung. Sonntags war Besuchszeit im Internierungslager. Dieser Tag war für mich nicht nur ein Freudentag, denn es hieß ja auch jedes Mal, wieder Abschied nehmen von der Mutter. Das war sehr schmerzlich.

So kam der 7. März 1946, der mein bisheriges Leben total veränderte, und an dessen Folgen ich bis heute noch zu tragen bzw. zu leiden habe.

Am Fuß des Taschenbergs, also hinter dem Zinshaus, stand während des Krieges eine Segelfliegerhalle der HJ. Bei den Kampfhandlungen um Odrau ging dort in unmittelbarer Nähe eine Bombe nieder und hinterließ einen sehr großen Krater. Er diente der abrückenden deutschen Wehrmacht als Entsorgungsstätte für nicht mehr benötigte Munition. Er war bis zum Rand voll mit allem möglichen Kriegsmaterial. Das Gelände war weder gesichert noch abgesperrt. Kindern war die Gefahr nicht bewußt. Und da

wir unbeaufsichtigt waren, meine Mutter war ja eingesperrt, nahm das Schicksal seinen Lauf.

Am 7. März 1946 nachmittags, es war ein schöner Vorfrühlingstag, waren zum wiederholten Male drei Jungen aus dem nahen Zinshaus an dieser Gefahrenstelle und hantierten mit dem Kriegsmaterial. Was sie im einzelnen taten, konnte nachträglich nicht mehr festgestellt werden. Ich war mehrere Meter von ihnen entfernt und konnte keine Einzelheiten erkennen. Wäre ich in unmittelbarer Nähe von ihnen gewesen, würde ich heute mit Bestimmtheit nicht mehr leben, denn die Explosion war so stark, daß alle drei Kinder bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt wurden und zu Tode kamen. Ich selbst erhielt an meiner rechten Körperseite schwere Verletzungen durch Splitter von Kopf bis Fuß. Ich wurde mehrere Meter durch die Luft geschleudert und war unfähig zu stehen oder zu gehen. Als vom nahen Internierungslager Miliz kam, war ich durch den starken Blutverlust fast bewußtlos. Ich entsinne mich noch, daß meine Mutter in diesem Augenblick in einer Gruppe gefangener Frauen vom Arbeitseinsatz zurück ins Lager gebracht wurde. Als sie mich sah, brach sie weinend zusammen. Irgendwie brachte man mich ins Krankenhaus.

Dr. Bahner, unser Stadtarzt, der selbst im Internierungslager inhaftiert war und täglich unter Bewachung ins Krankenhaus gebracht wurde, tat mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln das Beste, um mein Leben zu retten. Ihm sei noch heute dafür Dank gesagt! Auch das Team der damaligen Ordensschwestern im Odrauer Krankenhaus und eine weltliche Schwester namens Ria sorgten liebevoll für mich. Wäre nicht meine schwere Verwundung gewesen, würde ich diese Zeit zu der schönsten Zeit meines Lebens zählen, denn ich hatte wieder ein Zuhause, eine gute Verpflegung und rund um die Uhr eine fürsorgliche Betreuung.

Meine Mutter durfte mich gelegentlich für kurze Zeit im Krankenhaus besuchen. Sie kam unter Bewachung bewaffneter Miliz, die sie sehr bald wieder von mir trennte und ins Lager zurück führte. Später wurde sie im Lager für einen Arbeitseinsatz außerhalb von Odrau ausgewählt. Sehr viele Internierte waren bereits zwangsweise zu tschechischen Bauern oder, was ganz schlimm war, in die Ostrauer Kohlengruben beordert. Dieses Schicksal sollte nun also auch meine Mutter ereilen. Ihren Marschbefehl erhielt sie in der Karwoche 1946.

Sie verweigerte jedoch diesen Befehl. Sie wollte Odrau keinesfalls verlassen, solange ich so schwer verletzt im Krankenhaus lag. Es kam zu schweren Auseinandersetzungen mit der tschechischen Miliz. Der damalige Lagerkommandant Hajek versuchte, sie mit allen möglichen Schikanen gefügig zu machen. Als das nicht half, verordnete er ihr mehrere Tage Iso-

lationshaft ohne Essen und Trinken im Lagerbunker, einem fensterlosen Raum ohne Schlafstelle. Aber auch das konnte ihren eisernen Willen und ihre Energie nicht brechen. Ich weiß nicht, woher sie nach all den Strapazen die Kraft noch nahm. Zu guter Letzt gab die tschechische Miliz nach und sie durfte im Lager bleiben. Von meiner Mutter weiß ich, daß der genannte Lagerkommandant besonders brutal vorging. Alle Angehörigen der Miliz waren brutal, er aber besonders. Oft kam es zu Prügelszenen, ja sogar zu Auspeitschungen männlicher Internierter am östlichen Lagerzaun.

Kurz vor der Aussiedlung wurde meine Mutter aus dem Internierungslager entlassen. So durfte auch ich nachhause, obwohl ich noch nicht gehen konnte. Ihr wurde eine Arbeit in der Stadt zugewiesen, aber wenigstens konnte sie bei mir schlafen und morgens und abends für mich sorgen, da ich praktisch bewegungsunfähig war. Ende Juni 1946 kamen wir im Viehwaggon mit einem Aussiedlungstransport nach Heidelberg. Viele Monate dauerte es noch, bis ich einigermaßen gehen konnte. Die schwere Verletzung im Kindesalter und ihre Folgen begleiteten mich mein ganzes Leben und hatten zur Folge, daß ich vorzeitig aus dem Berufsleben ausscheiden mußte.

Walther Mann:

Außerhalb des Internierungslagers in Odrau

Mitte Juni 1945 kehrte ich von der Flucht zurück nach Odrau. Die Stadt wurde von Tschechen verwaltet, die irgendwoher gekommen waren. Mein Vater hatte schon die ersten Mißhandlungen im Gefängnis hinter sich.

Bald darauf mußten alle Deutschen ab 14. Lebensjahr zur Registrierung. Mir fehlten noch einige Monate, also ging ich nicht hin. Meine Eltern und meine 15-jährige Schwester und viele meiner Schulfreunde mußten sich aber melden und kamen sofort ins Internierungslager, gemeinsam mit vielen hundert Odrauern, insgesamt wohl mehr als tausend.

Ich blieb allein daheim. Schulen waren für Deutsche verboten. Am Bau verdiente ich etwas Geld. Unser Baugeschäft war enteignet. Gelegentlich wurde mein Vater aus dem Lager zur Hilfe geschickt, da der tschechische

Verwalter nicht klar kam. Die Arbeiter marschierten unter Bewachung vom Lager zur Baustelle, abends wieder unter Bewachung ins Lager zurück.

Jeder Morgen begann mit Angst: Wie war die Nacht im Lager gewesen? Wie ging es meinen Eltern? Meiner Schwester? Ich hörte schlimme Dinge: Hunger, Gebrüll, Razzia in den Schlafräumen, Strafexerzieren bis tief in die Nacht, bei jedem Wetter, nach langem Arbeitstag. Vor allem aber die Prügelscenes, mit denen die tschechische Miliz ihren Sadismus austobte. Einer unserer Zimmerleute hatte als Kriegsversehrter einen steifen Arm. In einer Nacht war er das Opfer. Am Morgen schleppten ihn unsere Leute halbtot geprügelt auf die Baustelle. Wir versteckten ihn zwischen Bretterstapeln, damit er ruhen konnte, um die nächsten Nacht zu überstehen. Dem Notar unserer Stadt, einem ehrbaren Mann, wurden, wie man sagte, die Nieren losgeschlagen. Ich sah ihn an der Oderbrücke, Unkraut zupfend. Er konnte nur noch auf allen Vieren kriechen. Freunde von mir wurden zusammengeschlagen, weil sie sich gewehrt hatten, als tschechische Kinder sie schlugen. Schlimm waren die Prügelorgien im Gefängnis. Oft hörte man nachts die Schreie. Eine Frau, Mutter eines Schulfreundes, wurde tagelang geprügelt und mißhandelt, bis sie das Bewußtsein verlor und danach im Krankenhaus starb. Wir alle erstarrten vor Schreck und Angst.

Es herrschte reinste Willkür. Niemand wußte, ob er als nächster dran war. Als Deutsche mußten wir ein Schild „N“ = Nemeč = Deutscher auf der Kleidung tragen, so wie zuvor unsere jüdischen Mitbürger auf deutsche Weisung hin einen Judenstern tragen mußten. Wir durften nicht den Gehsteig benutzen, mußten in der Gosse gehen, durften in der Öffentlichkeit nicht deutsch reden. Wir konnten aber nicht tschechisch. Warum auch, Odrau war eine deutsche Stadt gewesen. Einmal begegnete mir mein Freund August in einem Trupp Internierter. Unbewußt rief ich ihm ein Grußwort zu. Sofort wurde ich mitgeschleppt.

Ein Erlebnis blieb mir besonders haften. Als ich eines Abends heimkam, waren Internierte unter tschechischer Bewachung gerade dabei, unser Haus leerzuräumen. Was war geschehen? Bei Kriegsende hatten wir einen Kellerraum mit lebenswichtigen Sachen gefüllt und die Tür mit einem Schrank verdeckt. Auch in einer Werkstatt hatten wir Sachen vergraben, Werkzeug, kleinere Maschinen, einen Topf mit Schmalz. Irgendwie hatten die Tschechen davon gehört, jetzt holten sie alles ab und verteilten es unter sich. So einfach war das damals. Nachts unterbrachen sie die Plünderung. In ihrer Raffgier vergaßen sie meinen Vater. Verzweifelt suchten wir nun einen Zweitschlüssel für den Keller und räumten soviel zur Seite, daß es

nicht auffiel. In der Dunkelheit versteckte ich es zwischen Bretterstapeln. Hätten sie uns erwischt, wären wir kaum mit dem Leben davon gekommen.

Plötzlich Schläge gegen die Haustür. Beim Abendappell war mein Vater vermißt worden, nun holten sie ihn. In Kleidern schlüpfte ich unter die Bettdecke und wartete zitternd auf ihren Abmarsch. Dann stellte ich mit Entsetzen fest, daß wir im Schreck zwar die Kellertür abgesperrt, jedoch übersehen hatten, das Licht im Keller zu löschen. Daran hätten sie am Morgen unsere Aktion gemerkt, wenn sie den Rest holen kamen. Die Konsequenzen wären schrecklich gewesen. Ich geriet in Panik, sah uns schon auf dem Prügelbock. Verzweifelt suchte ich während der Nacht nach einer Möglichkeit, das Licht zu löschen. Endlich schaffte ich es.

Beim Rückmarsch merkte mein Vater, daß er den Zweitschlüssel eingesteckt hatte. Bei der Durchsuchung am Lagertor wäre er gefunden worden, schrecklich für ihn und für mich! Er versuchte, den Wegrand zu erreichen und den Schlüssel wegzwerfen, aber seine Bewacher stießen ihn zurück. In seiner Verzweiflung ließ er sich auf die Straße fallen. Seine Bewacher merkten zum Glück nicht, daß er dabei den Schlüssel wegwarf. Eine Qual!

Das mag heute harmlos klingen, aber es war nicht harmlos, es war tödlicher Ernst. Als Deutsche waren wir rechtlos, einer brutalen Meute junger Tschechen bedingungslos ausgeliefert. Ein ganzes Jahr lang lebten wir ständig in solcher Anspannung und Angst und ohne Hoffnung.

Mehr und mehr wurde die Stadt von neu ankommenden Tschechen besetzt. Wir kannten das schon. Jeden Morgen zitterten wir, wenn der erste Zug kam und Tschechen von irgendwoher brachte. Suchend gingen sie von Haus zu Haus, mit einer Tasche als einzigen Besitz unterm Arm, prüften Räume, Geschäfte, Werkstätten. Hatten sie etwas Passendes gefunden, gingen sie zur Stadtverwaltung, holten einen Einweisungsschein und kamen wieder. Mal ließen sie den Besitzern einen Tag, mal zwei Stunden, mal zwanzig Minuten Zeit, um das Haus zu verlassen. Wohin, blieb ihnen überlassen. In der Regel durften sie nur ihre persönlichsten Sachen mitnehmen. So einfach konnte man damals als Tscheche zu Besitz kommen!

Meine Situation wurde immer trostloser. Eines Tages hörte ich, daß meine fünfzehnjährige Schwester zusammen mit anderen Frauen zur Zwangsarbeit ins Ostrauer Kohlenrevier verschleppt worden war. Nur einmal in der Weihnachtszeit kam sie für wenige Stunden frei. Auch viele meiner Freunde wurden verschleppt und mußten unter schlimmsten Bedingungen in den Kohlenruben schuften. Im Frühjahr 1946 kam mein Vater ins Bezirksgefängnis nach Troppau. Wir wußten, was das bedeutete. Mehrere Odrauer, auch der Vater meines Freundes Franz, waren dort

bereits zu vielen Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Auch meine Mutter war noch im Internierungslager. Wann würde auch ich eingesperrt werden?

Ein einziges Mal erfuhr ich damals etwas Menschlichkeit. Die Odrauer Klosterschwester, deren Mutterhaus in Troppau stand, mußten während der NS-Zeit ihre Schule schließen. Schlimm! Trotzdem schickten meine Eltern uns weiterhin zu ihnen zum Musikunterricht. Schwester Vlasta, eine Tschechin, wie ich später zu meiner Überraschung feststellte, gab mir Geigenunterricht, bis auch sie gezwungen war, ins Mutterhaus zurückzukehren. Nach dem Krieg kamen die Schwestern nach Odrau zurück.

Schwester Vlasta gab abends Tschechisch-Unterricht für Deutsche, die nicht eingesperrt waren; es war hilfreich. Sie erlaubte mir auch, meine Geigen bei ihr zu deponieren, damit sie mir daheim nicht weggenommen wurden. Gelegentlich schlich ich mich abends in ihre Schule, holte meine Geige hervor und übte einwenig. Bald öffnete sich die Tür und Schwester Vlasta brachte mir einen Teller Suppe. Es war unglaublich: Eine Tschechin brachte einem deutschen Jungen einen Teller Suppe! War es Ihre Persönlichkeit? Oder ihr christlicher Glaube, der sie so handeln ließ? Es war die einzige menschliche Geste in diesem Jahr von tschechischer Seite.

Dreißig Jahre später, bei meinem ersten Besuch in meiner alten Heimat, suchte ich Schwester Vlasta. Sie kannte mich noch. Ihr war es schlecht gegangen. „Die Kommunisten“ hätten ihnen alles weggenommen, sagte sie, auch meine Geigen. Ich hielt noch einige Jahre Kontakt zu ihr, schickte ihr Medikamente gegen ihre Schmerzen. Ein später Dank für einen Teller Suppe, den sie einem einsamen deutschen Jungen in Not gebracht hatte.

P. Clemens Richter:

Vor Lynchjustiz in Groß Petersdorf gerettet

Je älter man wird, desto mehr erinnert man sich an Erlebnisse, die fast vergessen oder ins Unbewußte verdrängt worden waren. So möchte ich von einer Begebenheit berichten, die 1945 viel Leid über Menschen brachte, aber auch Zeichen von Menschlichkeit und Wahrhaftigkeit erkennen ließ und Hoffnung weckte.

Seit Kriegsende und der anschließenden Okkupation der deutschen Anwesen durch die Tschechen gab es für die deutschen Kinder keinen Schulunterricht. Das machte uns im Grunde nichts aus, ich war 11 Jahre alt, und mein Freund Bruno Beier und ich hatten genügend Zeitvertreib. Mit viel Eifer hatten wir ein Waffen- und Munitionsdepot zusammengetragen, das manchen Terroristen hätte erleichen lassen. Auf dem Dachboden von Brunos Eltern hatten wir ein ideales Versteck für unser brisantes Spielzeug geschaffen. Da gab es Panzerfäuste, Kisten mit Flak- und Gewehrmunition, Stangenpulver, Maschinengewehrketten und jede Menge Stiehl- und Eierhandgranaten. Hinter jedem Busch und in den Schützengräben konnte man diese Hinterlassenschaft des Krieges finden. Wir brauchten diese Dinge nur aufzuheben und nach Hause tragen. Bruno, ein richtiger Waffenexperte geworden, erkannte sofort, ob eine Panzerfaust gesichert oder scharf war.

Für diese Dinge hatten wir besondere Verwendung: Wir schraubten die Köpfe auf, nahmen den Klumpen Phosphor-Schwefel heraus und hoben ihn gesondert auf. Die Spitzen der Gewehr- und Flak-Patronen bogen wir heraus und sammelten das Pulver aus den Patronenhülsen. Wenn uns danach war, füllten wir uns die Hosentaschen mit diesem Zeug und verschwanden in einem der Laufgräben vor dem Dorf, die die Organisation Todt noch in den letzten Kriegstagen ausgehoben hatte. Hier suchten wir einen geeigneten Platz, legten einen Brocken des Phosphor-Schwefel-Gemischs auf den Boden und darauf etliche Patronenhülsen mit den Zündkapseln nach oben. Mit dem Pulver zogen wir eine Art Zündschnur um die Ecke und zündeten sie an. Das Feuerwerk machte uns riesigen Spaß!

Nun stand mitten im Dorf noch ein russischer Panzer vom Typ T 34, ein Beutestück der deutschen Wehrmacht. Vor ihrem Rückzug und dem Einmarsch der Russen hatten sie ihn noch gesprengt. Zunächst war dieser Panzer ein beliebter Spielplatz für uns, bis wir den ins Dorf kommenden Tschechenbuben den Platz räumen mußten. Offensichtlich hatten wir eine geballte Sprengladung übersehen, die zwischen den Ketten angebracht und nicht explodiert war. Die Buben der tschechischen Familie, die Bergers Haus („Kreuzberger“ war der gebräuchliche Hausname, weil es mehrere Berger gab und vor diesem Haus ein großes Kreuz stand) besetzt hatte, fanden den Sprengsatz und schleppten ihn nach Hause. Dort begannen sie das Paket mit Hammer und Zange zu bearbeiten.

Bruno und ich waren am Vormittag irgendwo unterwegs gewesen. Es war ja niemand da, der uns hätte beaufsichtigen können: Die Väter eingesperrt oder verschleppt in den Kohlengruben oder noch nicht vom Krieg wieder zu Hause, die Mütter mußten den ganzen Tag arbeiten, meine Mutter bei Roßmanith in Mankendorf. Gegen Mittag rannten wir heim, um

etwas zu essen. Wir vereinbarten, daß Bruno mich um 13 Uhr abholen sollte. Dann wollten wir zum Kreuz-Berger Bepi gehen, um gemeinsam etwas zu unternehmen.

Pünktlich um 13 Uhr wartete ich auf Bruno, aber er kam nicht. Beim Warten gehen einem manche Gedanken durch den Kopf. So erinnerte ich mich, daß Herbert, sein älterer Bruder, mir vor zwei Tagen gesagt hatte, daß er tschechische Zigaretten habe. Nach einer Viertelstunde ungeduldrigen Wartens zog es mich plötzlich mit Gewalt zu Herbert, der auf einer Wiese Kühe hütete. Sicher war Bruno etwas dazwischen gekommen, sagte ich mir und ging los. Bei Herbert angekommen machten wir es uns unter einem Haselnußstrauch bequem und wollten uns gerade die erste Zigarette anzünden. Da hörten wir eine fürchterliche Detonation, daß es wie Donner vom Wessiedel- und Pohorschberg widerhallte.

Wir sprangen auf und sahen über dem Dorf eine Rauchsäule. Sofort rannten wir los in die Richtung der Rauchwolke. Unterwegs mußte ich plötzlich an Bruno denken. Im gleichen Augenblick keuchte Herbert: „Hoffentlich ist Bruno nicht dabei!“ Als wir in die Nähe des Hauses Kreuz-Berger kamen, brachten Leute einen Mann, der am Zusammenbrechen war. Es war der tschechische Bürgermeister Virubal, der auch erst vor Kurzem in unser Dorf gekommen war. Vor dem Unglückshaus lag ein Junge, bis zur Unkenntlichkeit verbrannt. Er lebte noch, seine Mutter kniete neben ihm. Ich hörte seine letzten Worte: „Maminka odpuste mi“ - Mammi verzeih mir. Minuten später war er tot.

Wir wollten in den Hof hinein, aber schon kamen Polizei und Feuerwehr und drängten alle Leute zurück. Ein kurzer Blick genügte: Überall Blut, vor dem Ausgedinge ein tiefes Loch, die drei Stufen weg, Türrahmen mitsamt Türen herausgerissen. Auch Bepis Mutter und er selbst hatten Splitter abbekommen, die Mutter verlor ein Auge. Wie durch ein Wunder blieb seine kleine Schwester auf ihrem Arm unverletzt. Erst am Abend wurde es traurige Gewißheit, daß neben dem Sohn des Bürgermeisters zwei weitere tschechische Buben und auch Bruno Beier tot waren.

Was war geschehen? Etwa fünf Minuten nach meinem Weggang, so erzählte die zugewanderte neue Besitzerin unseres Hauses am Abend meiner Mutter, sei Bruno gekommen. Er rief und pfiß nach mir. Als er sah, daß ich weg war, ging er wieder. Bei Berger Bepi angekommen, sah er im Hof die Tschechenbuben mit der Sprengladung hantieren. Er erkannte offenbar die Gefahr und schrie die Buben an, sofort aufzuhören. Aber sie kümmerten sich nicht darum. So blieb er an der Tür zum Ausgedinge stehen. Der Bürgermeistersohn, der dabei stand, rannte zum Ausgang. Dort drehte er

sich wahrscheinlich noch einmal um. In diesem Augenblick stampften die beiden anderen Buben das Ding auf den Boden. Dabei explodierte es.

Die Unglücksnachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der ganzen Gegend. Stimmen wurden laut: Alle Deutschen der Gemeinde sollten umgebracht oder nach Sibirien deportiert werden. Eine Lynchjustiz stand uns bevor. Da erklärte der tschechische Bürgermeister, der soeben seinen einzigen Sohn verloren hatte, den Sachverhalt: Nicht der deutsche Bub wäre Schuld an dem Unglück, wie viele meinten, vielmehr hätte er durch seine Warnung versucht, eine Katastrophe zu verhindern; aber die anderen hätten nicht auf ihn gehört. Das hätte ihm sein Sohn unmittelbar vor dem Tod gesagt. Es gelang dem Bürgermeister, einem Tschechen, uns Deutsche vor der Lynchjustiz zu retten.

Nur langsam kehrte wieder Normalität in unser Dorf ein. Unser gefährliches Depot habe ich nie wieder aufgesucht.

Josef Christ:

„Ich erinnere mich an meine Angst“

Es war eine der ersten Äußerungen des neu gewählten Vorsitzenden des Zentralrates der Juden in Deutschland, Paul Spiegel: „Ich erinnere mich an meine Angst“. Ich kann das sehr gut nachempfinden. Auch ich erinnere mich an meine Angst. Ich gehöre zu den Überlebenden des Holocausts an den Sudetendeutschen, so wie Herr Spiegel zu den Überlebenden des Holocausts an den Juden gehört. Als in letzter Zeit die grauenvollen Bilder von Raub, Mord, Folterung, Plünderung und Vertreibung aus Bosnien-Herzegowina und aus dem Kosovo über unsere Bildschirme flimmerten, dachte ich, die Zeit sei stehen geblieben. Genau dasselbe haben ich und etwa 800 unschuldige Leute aus unserem Dorf im Ostsudetenland, zusammen mit Millionen anderer Deutscher, durchmachen müssen.

Ich war 13 Jahre alt, als die ersten tschechischen Besetzer nach Kriegsende in unser Dorf einzogen. Mankendorf war ein deutsches Dorf. Nur eine Handvoll tschechischer Familien, die voll integriert und geachtet waren, lebten mit uns. Die Gründung des Dorfes liegt im Dunkel der

Geschichte; es wird 1383 erstmals als „Mankindorf“ urkundlich erwähnt. Die Anlage als langgestrecktes Waldhufendorf deutet auf eine fränkische Kolonisation hin. Seit 1437 gehörte es zur Herrschaft Odrau, einer Kleinstadt etwa 5 km nördlich an der Oder.

Kaum hatten wir die Schrecken des Kriegsendes und der russischen Besetzung überstanden, zog eine Gruppe junger tschechischer Miliz, oder Partisanen, wie sie sich nach Kriegsende gerne nannten, unter Führung von Herrn Pemicky ein und begann einen Terror von unvorstellbarer Grausamkeit. Alte Männer ebenso wie Jungen meines Alters wurden zusammengetrieben und in einer Weise mißhandelt, daß meine Feder sich sträubt, Einzelheiten niederzuschreiben. Noch 1979 sagte mir ein Tscheche, der damals in Mankendorf war, daß er selbst gesehen hätte, wie ein Rinnsal Blut aus dem Folterraum auf die Straße lief.

Auch ich wurde nicht verschont. Mit anderen trieb man mich in einen Raum im Haus Nr. 100 gegenüber der Schule. Wir mußten mit dem Gesicht zu einer Bretterwand stehen, Hände hoch, und bekamen ständig von hinten Fußtritte und Peitschenhiebe. Einige der brutalen Peiniger schossen mit Maschinenpistolen von hinten zwischen unsere gespreizten Beine. Dann mußten wir einzeln in die Mitte des Raumes kommen, um von Menschen, die zu Bestien geworden waren, mit Kabeln, Lederpeitschen und ähnlichen Dingen über und über blutig und halb tot geschlagen zu werden. Ich war vielleicht an zehnter Stelle und mußte vor meiner Peinigung die an meinen Leidensgenossen verübten Verbrechen erleben. Auch mein Jugendfreund Toni war darunter. Was ich damals an Angst auszustehen hatte, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Ich war, wie gesagt, 13 Jahre alt. Als ich an die Reihe kam und bereits zu Boden geschlagen war, kam ein Milizmann hinzu, der meinen Vater gekannt hatte. Er rettete mich, und ich entging, bereits schwer verletzt, dem Rest der Prügelorgie.

Es ist hier das erste Mal, daß ich über das damalige Erlebnis berichte und schreibe, so tief hat sich mir der Schrecken eingepägt und das Reden versperrt. „.....jedoch der schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn.“ Diesen Satz aus Schillers „Lied von der Glocke“ hatte ich in der Schule gelernt, sein Sinn wurde mir erst in den schrecklichen Tagen des Wahns bewußt.

Es folgten Schikanen jeder Art. Wir mußten kreisrunde Scheiben oder Armbinden mit einem großen „N“ (nemoc = Deutscher) tragen, um sofort erkannt zu werden. Eisenbahn oder andere öffentliche Verkehrsmittel waren uns verboten. Einkäufen war nur zu bestimmter Stunde erlaubt, Deutsche mußten sofort zurücktreten, wenn tschechische Kunden das Geschäft betreten. In den Läden und in der Öffentlichkeit durfte nicht

deutsch gesprochen werden, aber wer konnte schon tschechisch! Schlimme Strafen drohten bei Verstößen. Deutsche Kinder waren von jeglichem Schulunterricht ausgeschlossen. Post wurde zensiert. Fast alle Männer und viele Frauen und Jugendliche ab 14 Jahren wurden in Arbeits- und Internierungslager, „Tabor“ genannt, verschleppt. Dort herrschten schreckliche Bedingungen unter der brutalen tschechischen Bewachung. Besonders gefürchtet war der Einsatz in den Kohlebergwerken bei Ostrau. Viele Menschen wurden dort zu Tode gequält, auch unser Landsmann Wisura kam dabei ums Leben.

Dann die Enteignungen: per Benes-Dekret wurden alle Deutschen entschädigungslos enteignet. So waren sie nicht nur rechtlos, sondern auch arm und mittellos. Ständig gab es Hausdurchsuchungen, mit Vorliebe nachts und begleitet von Schlägen. Gleichzeitig kamen fremde Tschechen von irgendwo her, besetzten die deutschen Häuser und Bauernhöfe, jagten die **deutschen** Besitzer davon, sie sollten **Zusehen**, wo sie unterkamen.

Auch ich wurde kurz nach meinem 14. Geburtstag Opfer dieser Verfolgungen. Ich hatte mich immer, wenn die Tschechen auf Razzia durchs Dorf gingen, in einem Weizenfeld hinter unserem Haus versteckt. Doch dann wurde das Feld gemäht, ich hatte kein naheliegendes Versteck mehr, war vielleicht auch etwas unvorsichtig. So erwischten sie mich. Mit etwa 25 anderen Mankendorfern, darunter zwei gleichaltrigen Freunden, mußte ich nach Zauchtel marschieren. In Viehwaggons wurden wir dann in das Internierungslager Nimburg, heute Nymburk, gebracht.

Das Lager wurde ständig nach versteckten Soldaten, besonders nach Leuten der Waffen-SS, durchsucht. Fand man welche, wurden sie geschlagen und mißhandelt. Es gab wenig Essen und schwerste Arbeit von morgens bis in die Nacht, ohne Ruhetag. Einmal erlebte ich, daß sich russische Soldaten vor uns stellten, als unsere tschechischen Bewacher es besonders schlimm trieben. Die so gefürchteten Russen schützten uns damals also vor den noch schlimmeren Tschechen!

Ich war über Monate zur Nachtschicht in einer Zuckerfabrik eingeteilt. Nach der Rückkehr am Morgen legte ich mich zum Schlafen nieder. Bei der täglichen Lagerkontrolle am Vormittag wurde ich aus dem Schlaf gerissen und zusätzlich zu Strafarbeiten eingeteilt. Das machte mich so fertig, daß ich öfters bei der Arbeit zusammenbrach.

Im Februar 1946 sollten wir in das Internierungslager in Neutitschein verlegt werden. Unterwegs in Zauchtel riß ich mit meinen beiden Freunden aus und wir marschierten zu Fuß nach Mankendorf. Wir hatten Glück, Pfarrer Horak erreichte, daß wir bleiben durften.

Auch daheim wurde es immer schwerer. Ständig wurden wir zu Arbeitsinsätzen befohlen. Besonders schlimm habe ich in Erinnerung, als wir die gefallenen russischen Soldaten ausgraben mußten, da sie in einem Heldenfriedhof beerdigt werden sollten. Das war eine ganz furchtbare Arbeit, da die Verwesung nach einem Jahr bereits eingesetzt hatte. Wir bekamen keinerlei Schutz, keine Kleidung, keinen Atemschutz, keine Handschuhe. Mit den bloßen Händen mußten wir im Massengrab zupacken, für mich als Kind unbeschreiblich! Vier Tage lang dauerte die Tortur.

Wir erlebten auch andere Tschechen. Selten, aber doch. Gelegentlich kamen tschechische Verwandte oder Freunde der Familie zu uns. Sie weinten mit uns und beteuerten, daß sie uns gerne helfen würden, aber nicht dürften. Andernfalls hätten sie die gleichen oder noch schlimmere Drangsale zu erwarten. Ich anerkenne keine Kollektivschuld, weder des tschechischen noch des deutschen Volkes. Aber es gab Menschen, die in ihrer nationalistischen Verblendung, in ihrem Haß und in ihrer Raffgier zu menschlichen Bestien wurden.

Am 8. August 1946 kam auch für unsere Familie der Ausweisungsbefehl. Wir saßen auf unserer wenigen verbliebenen Habe, in der Mitte ein Eimer für die Notdurft, 30 Personen in einem engen Viehwaggon, er wurde verplombt. So schwer es uns fiel, unsere Heimat und unseren durch Jahrhunderte von unseren Vorfahren geschaffenen und gepflegten Besitz zu verlassen, so erleichtert waren wir, daß wir dem tschechischen Joch lebend entkommen konnten. Heute ist Mankendorf ohne deutsche Einwohner.

Es war uns vergönnt, in Westdeutschland Wurzeln zu schlagen und eine neue gute Heimat zu gewinnen. „Alles ist Gnade“, sagt der Psalmist.

Rudolfine Heneka geb. Woznik:

Ein Fräulein im Kuhstall

Im Schuljahr 1944/45 begann ich als Junglehrerin in Fulnek. Ich war damals 19 Jahre alt. Ich hatte die Klosterschule in Odrau besucht und nach 8 Jahren auf die Bürgerschule gewechselt, da die Klosterschule 1939

geschlossen werden mußte. Danach war ich auf der Lehrerbildungsanstalt in Troppau. Wie war ich nun froh, nicht weit von meiner Heimatstadt Odrau und meiner Familie entfernt zu sein. Weihnachten 1944 wurde ich nach Odrau versetzt, weil dort mehr Stellen unbesetzt waren als in Fulnek. Oberlehrerin Martha Tobiasch hatte zwar das Pensionsalter schon erreicht, mußte aber wegen des Lehrermangels wieder die Volksschule leiten - die Männer waren ja alle zu Militär eingezogen. Bald gab es immer weniger Unterricht. Heulten morgens die Sirenen, weil feindliche Bomber im Anflug auf Wien unser Gebiet überquerten, mußten wir Luftschutzkeller aufzusuchen. Im Mai 1945 endete auch dieser sporadische Schuldienst. Für Deutsche gab es danach keinen Unterricht mehr.

Bald darauf stand die Rote Armee vor unserer Stadt. Im gewölbten Keller unseres Hauses überstanden wir, Vater, Mutter und wir zwei Töchter, den Beschuß unversehrt. Sobald nicht mehr geschossen wurde, ging Vater in die Stadt. Als Baumeister wollte er nach Gebäudeschäden sehen und helfen, wo er konnte. Auch galt seine Sorge der Wasserleitung, die dringend funktionieren sollte, falls Brände auftraten. Immer wieder kehrte er kurz nach Hause zurück, um nach seiner Familie zu sehen. Die Russen hatten die Stadt besetzt, und er hatte bereits von Vergewaltigungen gehört. So wollte er seine Töchter, 19 und 20 Jahre alt, nicht ohne seinen Schutz zu Hause lassen. Er schickte uns ins Krankenhaus, da man annahm, die Russen würden einen gewissen Respekt vor dem roten Kreuz haben.

Einmal kehrte Vater von seinen Gängen nicht zurück. Er blieb verschwunden. Gerüchtweise hörten wir, er sei von tschechischer Miliz auf der Straße verhaftet, schwer geprügelt und ins berüchtigte Ortsgefängnis gebracht worden, von dort mit LKW in ein schlimmes Gefangenenlager nach Mährisch-Ostrau transportiert. Dort verlor sich seine Spur.

Wir waren nicht allein im Krankenhaus, schon viele Frauen und Mädchen, auch vereinzelt Männer, hatten dort ein Versteck gefunden. Der Dachboden über der Kapelle wurde zum Massenquartier, einzelne Frauen wurden in Krankenzimmern versteckt. Die Krankenschwestern waren vom Orden der Franziskaner, sie halfen so gut sie konnten. Sie verköstigten auch uns Zuflucht Suchende, soweit ihnen dies aus ihrer kleinen Landwirtschaft möglich war.

Sobald sich die Hektik der ersten Wochen gelegt hatte, suchten alle im eigenen Heim einen Schlupfwinkel vor den Russen, auf dem Dachboden, im Keller, Schuppen oder im Garten. Gebraucht wurde er immer wieder, wenn plündernde russische Soldaten in die Häuser einfielen oder wenn rachsüchtige Tschechen uns junge deutsche Frauen verrieten.

Inzwischen waren die Schulschwestern, auch Franziskanerinnen, in die Klosterschule nach Odrau zurückgekehrt. Sie waren von den Nazis aus der Schule vertrieben worden, kamen erst im Haus des Bäckers Pleban unter und mußten dann in ihr Mutterhaus nach Troppau zurück. Jetzt boten sie Unterricht in der tschechischen Sprache an. Deutsch durfte ja in der Öffentlichkeit nicht gesprochen werden, schlimme Strafen drohten dafür, und nur wenige von uns konnten tschechisch. Diese Unterrichtsstunden waren auch eine wichtige Nachrichtenbörse. Man erfuhr von den Verhaftungen und Einlieferungen ins Gefängnis oder in das Internierungslager. Wem es möglich war, sollte schnell, wurde geraten, nach Sponau, einem tschechischen Dorf in der Nähe von Odrau, dort freiwillig eine Arbeit aufnehmen, ehe man in das schlimme Lager in Odrau gesteckt wurde.

Also auf nach Sponau! Viel war uns nach den Plünderungen nicht geblieben, das Bündel war schnell gepackt und leicht. Ein früherer Spielkamerad half mir, damals wie heute eine fast unglaubliche Geschichte:

Nach dem 1. Weltkrieg und der Gründung des tschechischen Staates begann die Regierung, das Sudetenland zu tschechisieren. Sie versetzten tschechische Beamte in die deutschen Gebiete. Diese kamen mit ihren Familien, Frauen und Kindern, und sollten den Anfang einer tschechischen Besiedlung bilden. Bei der Besetzung des Sudetenlandes durch deutsches Militär 1938 kehrten sie in ihre Heimat zurück. Nach Kriegsende kamen viele von ihnen wieder zu uns zurück. So auch unser einstiger Nachbar Alois Gebauer. Als Kinder hatten wir oft gemeinsam gespielt: Kugeln gekitscht oder Schigirkes getrieben, ein Spiel mit einem Kreisel. Alois half mir jetzt. Er war, wie sein Vater, Eisenbahner. Von meiner Mutter erfuhr er, daß ich mich nach Sponau absetzen wollte. Er lud mich mit meinem Bündel auf eine Draisinenpritsche und brachte mich auf den Schienen bis zur Abzweigung der Straße nach Sponau. Nun hatte ich nur den Aufstieg zum Dorf zu Fuß zu bewältigen.

In Sponau war ich beim Wagner Bucanek im Dienst. Der Stall mit fünf Kühen, der Haushalt und das Feld waren mein Arbeitsgebiet. Hausarbeit war ich aus dem Elternhaus gewöhnt, Feldarbeit aus wiederholten Ernteinsätzen in den Ferien. Aber der Stall mit den Kühen, eine neben der anderen, die Köpfe zur Wand und die großen Hörner! Erst sollte der Trog gesäubert werden, dann Grünfutter vorgelegt. Nein, das konnte ich nicht. Ich traute mich nicht, zwischen den mächtigen Leibern eine Gasse frei zu machen, und erst recht nicht, vor den breiten kauenden Mäulern in den Trog zu langen. Erste Fütterung: Aus dem Klee Bälle geformt und über die Kühe in den Trog gezielt. Manches Blatt ging daneben. Bald aber war die

Angst gebannt. Ein sanfter Tritt mit dem Gummistiefel auf die Rückhand und schon war eine Gasse freigemacht. Wie war ich stolz auf mich!

Ich war auch nicht das einzige deutsche Mädchen. Wir waren zu dritt aus Odrau, dazu ein junger Mann und zwei deutsche Schwestern aus einem Gebirgsdorf. Diese waren Stallarbeit gewöhnt und halfen mir gerne, z.B. wenn ich melken sollte. Ich hatte nicht die Kraft dazu und beherrschte auch nicht die Technik. Sie brachten es mir bei.

Stolz konnten Familie Bucanek und auch die Kühe sein, denn sie hatten ein „Fräulein“ für die Stallarbeit. Slecno = Fräulein wurde ich nämlich genannt. Ich war froh, daß ich gut und satt zu essen hatte. Und am Sonntag durfte ich auf einem geliehenen Fahrrad nach Hause fahren. Ich brachte meinen noch warmen Sonntagskuchen meiner Mutter mit, die sicher nicht jeden Tag satt wurde.

Eine große Belastung war für mich aber die Unterbringung. Das Haus verfügte über eine Küche, zwei Stuben und die kühle Milchkammer. Eine Stube diente als Ausgedinge für den Großvater, in der anderen standen zwei Betten: Eines für Herrn und Frau Bucanek, das andere für die etwa 10 Jahre alte Tochter und mich. Solche Armut war ich nicht gewohnt. Tagsüber schwer arbeiten und nachts die Liegestatt mit einem Kind teilen! Bald plagten mich auch noch Kopfläuse. Schlimme Rückenschmerzen, wohl verursacht durch das schwere Laden von Mist, brachten die Wende. Ich durfte alleine in einem Bett liegen. Daß es in der Stube des zahnlosen Großvaters stand, störte mich bald nicht mehr.

Und noch einmal gab es eine Wende zum Besseren für mich. Die Arbeit im Feld war vorbei, die Kartoffeln und Rüben eingebracht, so war ich bei Bucanek's entbehrlich. Bürgermeister Sustek holte mich als Hilfe für den Haushalt und zur Betreuung seiner beiden kleinen Töchter in sein Haus. Er betrieb mit seiner Frau das Lebensmittelgeschäft im Dorf. Jetzt hatte ich verständnisvolle Arbeitgeber, gutes Essen und ein eigenes Zimmer. Mehr konnte ich in dieser schweren Zeit nicht erreichen. Als ich im Juni 1946 mit meiner Mutter im Viehwaggon ausgesiedelt wurde, versorgte uns Familie Sustek noch mit Lebensmitteln. Damals eine selten großzügige Haltung von Tschechen gegenüber Deutschen.

Wir kamen nach Heidelberg. Immer noch kein Lebenszeichen von Vater. Erst im August 1947 war er zu unserer großen Freude plötzlich da. Pfarrer Pillich in Odrau, dem er und wir geschrieben hatten, hatte ihm unsere Anschrift vermittelt. Er war in einem Zustand zum Erbarmen, konnte nicht mehr alleine essen. Von Ostrau war er zur Zwangsarbeit nach Rußland verschleppt worden und kam letztlich nach Tiflis im Kaukasus. Als er mit seinen Kräften am Ende war und nicht mehr arbeiten konnte,

ließ man ihn heim. Er mußte so schreckliche Dinge erlebt haben, daß er nicht in der Lage war, darüber zu berichten. Wir waren trotzdem glücklich.

1986 und 1987 fuhr ich bei Besuchen in Odrau auch nach Sponau. Herr Sustek war schon gestorben. Seine Frau freute sich, daß ich sie besuchte. Sie bewirtete mich fürsorglich. Ich mußte aber wehmütig feststellen, daß der Haushalt in den vergangenen 40 Jahren keine Modernisierung erfahren hatte. Die Küche war sauber, hell, aber immer noch ein Eimer mit frischem Wasser und daneben ein leerer Eimer für Abwasser. Keine Zuleitung vom Brunnen, keine Motorpumpe, kein Wasserhahn in der Küche. Die Zeit war stehen geblieben in diesem Dorf.

Fridolin Scholz:

Tschechischer Terror in Jogsdorf

Wenige Tage nach Kriegsende kehrten wir nach Jogsdorf zurück. Der Treck hatte uns nicht weit gebracht, wir waren von der Roten Armee überrollt worden, kehrten um und kamen wieder ins Odertal. Hier staunten wir nicht wenig über den regen Verkehr, aber nicht durch Militär, sondern von Zivilisten. Die Bewohner der tschechischen Nachbardörfer Laudmer und Sponau waren eifrig bemüht, die deutschen Dörfer zu plündern. Sie schafften ihre Beute mit Handwagen, Fuhrwerk, auf Fahrrädern oder am Rücken in ihr Dorf. Wir sahen Fuhren mit Möbeln, Nähmaschinen, Wanduhren, Hausrat, ja selbst mit Kartoffeln und Rüben, alles wurde ohne Hemmungen weggeschleppt. Junge Tschechen hatten sich selbst zu Milizsoldaten ernannt und mit irgendwelchen Uniformen und Gewehren ausgestattet; sie sorgten jetzt für die amtliche „Aufsicht“. Wir Deutschen waren wehrlos.

Unser Haus stand offen. Vieles war bereits weg. In der Speisekammer war alles heruntergerissen und lag in einem großen Haufen zur Tür hinaus. Wir hatten also erst einmal aufzuräumen und die Türen zu reparieren, um abschließen zu können. In den nächsten Tagen erhielten wir das Kenn-

Zeichen für Deutsche, eine Plakette mit N (für Nemeč = Deutscher), das wir in der Öffentlichkeit tragen mußten, andernfalls drohte schwere Strafe.

Dann begann die Besetzung der deutschen Häuser und Bauernhöfe durch Tschechen. Jeden Morgen brachte der Zug von Zauchtel eine Schar von Leuten, die meistens aus den Beskiden stammten und nun ein Haus oder Gehöft nach dem anderen besichtigten. Hatten sie etwas gefunden, was ihnen gefiel, ließen sie es sich durch die tschechische Miliz zuteilen. Die deutschen Besitzer mußten zusammenrücken oder kurzfristig gehen.

So ging es auch uns. Unser Haus übernahm ein Tscheche aus Sponau. Er wollte unser Haus für sich alleine haben. Also sorgte er dafür, daß meine Mutter kurzerhand zur Zwangsarbeit nach Friedland bei Mährisch Ostrau geschickt wurde, wo sie Email-Arbeiten in einer Geschirrfabrik erledigen mußte. Ich sah sie ein einziges Mal, als sie während der Weihnachtstage kurz nach Hause durfte, und dann erst wieder vor der Aussiedlung. Ich war also allein und sollte in ein tschechisches Kinderlager. Eine Tante nahm mich bei sich auf, sodaß mir das Lager erspart blieb.

Wir hatten bereits Todesopfer zu beklagen. Ferdinand Wesselsky aus Lautsch wurde von Russen erschossen. Bei einer Kontrolle fanden sie das Foto eines Offiziers bei ihm, es war das Bild seines Sohnes. Sie meinten aber, er selbst sei ein verkappter Offizier und töteten ihn. Ferdinand Stach wollte zum brennenden Haus seines Sohnes laufen, um beim Löschen zu helfen. Die Russen wollten ihn halten, er hörte oder verstand es wohl nicht und wurde auch erschossen. In Odrau gab es mehrere Tote. Und dann kam der Terror der Tschechen.

Klement Biskup aus Sponau ernannte sich zum Milizkommandanten von Jogsdorf. In die Miliz holte er seine besten Freunde. Diese jungen brutalen Burschen terrorisierten die Bevölkerung des Odertals. Männer und Frauen wurden schwer geschlagen, oft im Keller des Kindergartens, Wohnungen systematisch geplündert, rückfahrende Trecks um ihre Habe erleichtert. Alle deutschen Männer, die in den letzten Jahren in irgendeiner Weise hervorgetreten waren, sei es in einer NS-Gliederung oder sonst wie, wurden verhaftet, nach Odrau geschafft und schwer mißhandelt. Franz Krischke kam nach Odrau ins Gefängnis, von dort in das berühmte Hanke-Lager in Mähr. Ostrau, das er nicht überlebte. Das gleiche geschah mit Josef Olbrich, auch er wurde im Hanke-Lager ermordet. Beide sind unter Nr. 96 und Nr. 138 in der langen Liste der Ermordeten, die am 8.5.96 in der Ostrauer Zeitung Moravsko-slezsky Den zusammen mit einem erschütternden Bericht über die Zustände im Hanke-Lager erschien. Als Todesdatum ist darin der 30.5. bzw. der 9.6.1945 angegeben. (Siehe hierzu auch die „Ergänzung zum Bericht von Franz Ehler über das Hanke-Lager“)

Mehrere Deutsche wurden vor ein sogenanntes Volksgericht gestellt und zu vielen Jahren Zwangsarbeit und Zuchthaus verurteilt. Falls sie es überlebten, kamen sie nach Jahren als gebrochene, kranke Menschen zu ihren inzwischen vertriebenen Familien in den Westen.

Man könnte endlos über all die Torturen schreiben. Es gab aber auch Tschechen, die sich für das Vorgehen der Miliz und die Hetze der Regierung schämten. Zuvor hatten sie mit uns Deutschen friedlich zusammengelebt, sie waren nicht behelligt worden, teilweise gab es verwandtschaftliche Beziehungen. Diese Leute lehnten es ab, einen deutschen Hof zu übernehmen, auch wenn sie selbst nur eine kleine Landwirtschaft besaßen.

Im Sommer 1946 begann die offizielle Vertreibung der Deutschen aus Jogsdorf. Meine Tante war beim zweiten Transport, sodaß ich wieder alleine war. Zum Glück wurde meine Mutter bald darauf aus Friedland zum Abtransport nach Deutschland entlassen. Wir drückten uns nach der langen Zeit der Trennung dankbar und glücklich Hände und Gesicht. Ich war sehr froh, meine Mutter wieder zu haben, war sie doch alles, was ich hatte; mein Vater war bereits 1944 an der Ostfront gefallen.

Ende Juni 1946 wurde unser Gepäck, 50 kg waren erlaubt, nach Odrau ins Aussiedlungslager gebracht, wir gingen zu Fuß hinterher. Es folgte die Kontrolle des Handgepäcks, die Kontrolle und das Wiegen des großen Gepäcks, die Finanzkontrolle, Sparbücher und Wertgegenstände mußten abgegeben werden, und am 27.6. war es dann so weit: 40 Viehwaggons mit je 30 Personen setzten sich in Bewegung. Der Bahnhof war abgesperrt, aber unterwegs standen die zurückbleibenden Deutschen und winkten uns ein letztes Mal zum Abschied.

Wir waren mehrere Tage unterwegs, bis wir in Furth im Walde die Grenze nach Bayern überquerten. Entlassene deutsche Soldaten kamen am Zug entlang und suchten nach Angehörigen. Auch mein Onkel Franz Mader war darunter und fand auf diese Weise seine Familie wieder. Mir aber kam erst jetzt richtig zu Bewußtsein, daß ich meinen Vater im Krieg verloren hatte und daß ich ihn nie Wiedersehen würde. Ich lief den Zug entlang, verkroch mich irgendwo zwischen den Waggons und heulte fürchterlich.

Emilie Czerny geb. Agel:

Zu Besuch bei meinem Vater im Zuchthaus Mürau

Nach dem Ende des Krieges verhaftete die tschechische Miliz, die unsere Stadt besetzt hatte, meinen Vater, den Schneider Franz Agel aus der Werdenberger Straße in Odrau. Er kam ins Gefängnis nach Troppau, wo er von einem Gericht zu einer Strafe von 10 Jahren Zuchthaus verurteilt wurde: Je 5 Jahre für seine Mitgliedschaft in der NSDAP und in der SA. Ich brauchte lange, bis ich seinen Aufenthaltsort feststellen konnte, es war das Gefängnis für Schwerverbrecher in Mürau bei Hohenstadt, in das nach dem Krieg viele Sudetendeutsche eingeliefert wurden. Es gelang mir ein einziges Mal, ihn dort zu besuchen.

Ich hatte meine Heimatstadt Odrau mit meinem Mann im letzten Augenblick verlassen, um vor der Front und vor der russischen Armee zu fliehen, als schon die ersten russischen Granaten einschlugen. Wir kamen bis in die Nähe von Aussig, dann war der Krieg zu Ende. Unser Rückweg nach Odrau war äußerst mühsam. Mein Mann litt unter einer sehr schweren Kopfverletzung. Dennoch erlaubte man uns nicht, die Eisenbahn zu benutzen. So liefen wir wochenlang zu Fuß auf Umwegen in Richtung Heimat. Als wir unterwegs zu meinen Schwiegereltern in Mährisch-Schönberg kamen, fanden wir eine Nachricht meiner Mutter vor: Wir sollten auf keinen Fall nach Odrau zurück, da die tschechische Miliz in dieser Stadt ein Schreckensregiment führte. Mein Vater war im Gefängnis, sie selbst und mein 14-jähriger Bruder Franz mit vielen anderen Odrauern im Internierungs-Lager, meine Wohnung war beschlagnahmt, wir würden sicher auch eingesperrt werden. So blieben wir bei meinen Schwiegereltern.

Später hörte ich, daß mein Bruder zur Zwangsarbeit in die Kohlengruben bei Mährisch Ostrau verschleppt war, und daß es meinem Vater nach seiner Verurteilung äußerst schlecht ging. Nach Monaten gelang es mir, ihn in Mürau zu besuchen, da dieser Ort nicht weit von Mährisch-Schönberg entfernt war.

Ich erkannte meinen Vater nicht. Er war völlig heruntergekommen, nur noch Haut und Knochen. Ich hatte etwas Essen mitgebracht. Er schlang alles hinunter, empfand es geradezu als Lebensrettung, da sie kaum etwas zu essen bekamen. Er sagte mir, daß viele von ihnen an Hungertyphus starben, jeden Tag würden sie mehrere Opfer hinaustragen. Die Zellen

wären eiskalt, und zwei Gefangene müßten sich eine Pritsche teilen. Er konnte nicht deutlicher werden, da uns ständig ein Aufseher bewachte. Das war auch nicht nötig, sein schrecklicher Zustand sagte alles.

Bald darauf wurden wir nach Westdeutschland ausgesiedelt. Auch meine Mutter und mein Bruder mußten weg, mein Vater blieb allein im Zuchthaus Mürau zurück. Er hielt 6 Jahre lang durch, danach brach er zusammen und war arbeitsunfähig. Dann konnte man ihn, ein 60-jähriges Wrack, nicht mehr brauchen und schob ihn ab. So war es ihm wenigstens vergönnt, noch einige wenige Jahre bei seiner Familie zu sein. Auch mein Bruder war von den Strapazen gezeichnet. Ein Herzleiden beeinträchtigte ihn, er starb in jungen Jahren. Wahrscheinlich war das auch eine Folge der schweren Zwangsarbeit unter Tage in den Kohlengruben, zu der er als Kind unter schlimmen Bedingungen gezwungen worden war. Ich selbst hatte anfangs oft Heimweh nach meiner Heimatstadt Odrau. Von der schrecklichen Zeit sprachen wir nur selten.

Odrauer Heimatbrief April 1955:

Johann König: Nach fast zehnjähriger Trennung wieder vereint

Am 22. September 1954 konnte Landsmann Johann König aus Odrau-Lerchenfeld zu seinen Angehörigen zurückkehren. In Leidersbach konnte er zum ersten Mal wieder seine Frau und seine Mutter in die Arme schliessen, nachdem er fast 10 Jahre in verschiedenen Lagern der Tschechoslowakei zurückgehalten worden war. Ein tragisches Vertriebenenschicksal hat damit sein Ende gefunden. . . .

Es begann am 3. Mai 1945, als er in Friedeck als Volksdeutscher verhaftet und ins dortige Lager gebracht wurde. Am 28. 2. 1946 kam er in das Gefängnis des Kreisgerichtes und wurde am 5. 4. wegen Zugehörigkeit zur SA zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Das Urteil wurde ausgesprochen, ohne daß König die geringste Möglichkeit der Verteidigung gehabt hätte, und obwohl er durch seine Gehunfähigkeit kaum Dienst in der NS-Formation getan hat. Die von ihm benannten tschechischen und deutschen

Zeugen wurden überhaupt nicht vernommen. Das „Volks“-Gericht erfüllte sein „Soll“ und sprach das Urteil: 5 Jahre Zuchthaus, Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte auf Lebenszeit und Einzug des Vermögens zugunsten des tschechischen Staates. . . .

Am 17. Juli 1946 ging es in die Strafanstalt Kartaus. Seine Frau machte während dieser Zeit verschiedene Versuche, ihren Mann freizubekommen. Sie zögerte ihren Abtransport nach Deutschland immer wieder hinaus, um ihren pflegebedürftigen Mann mitnehmen zu können. Auf Grund der Gnadengesuche wurde ihr Mann später entlassen. Aber zu spät: 14 Tage, nachdem sie mit dem letzten Transport nach Deutschland abgefahren war, kam König aus der Strafanstalt. Schlimm war die Behandlung in den verschiedenen Lagern. Einmal prügelte ihn ein Aufseher mit seinem eigenen Stock, den er zum Gehen benötigte, bis der Griff zersplittert war. . . .

Da König transportunfähig war, aber kein Krankentransport abging, wurde er in ein Krankenlager nach Svatobořice in der Nähe von Brünn gebracht. . . . Die letzte Station war dann vom 15. August 1949 an ein Lager bei Teplitz-Schönau, wo 600 Deutsche, meist alte und gebrechliche Leute, untergebracht waren. . . Nun ist Johann König, inzwischen 57 Jahre alt, wieder bei seinen Angehörigen.

Alfred Tammel:

Fünf Jahre politischer Gefangener

Pfingstamsstag, den 19. Mai 1945, um 1 Uhr mittags, holten mich zwei Milizmänner der Tschechen zu einer Einvernahme aus meiner Wohnung. Sie führten mich zum russischen Kommissar, der aber nicht daheim war, und so ging es weiter auf die Wachstube, dem ehemaligen Gasthaus Urban. Am Weg dahin zogen sie mich in das Hotel „Zum Hirsch“, hinter die großen Vorhaustüren und schlugen mich mit den Gewehrkolben nieder. Der eine Milizmann beschuldigte mich der Zugehörigkeit zur SS und der andere, es war ein Pole, welcher die Sodawassererzeugung Smita dann übernahm und auch dort früher beschäftigt war, wollte Aussagen über

Parteifunktionäre erpressen. Als ich nach den ersten Schlägen niederfiel und keine Aussage machen konnte, hieben sie nochmals mit Gummischläuchen auf mich ein. Ich blutete aus Nase und Mund und hatte große Schmerzen in der Rücken- und Lendengegend, so daß ich mich nur schwer erheben konnte.

Ich schleppte mich bis in die Wachstube (Gasthaus Urban), wo der „Hohe Rat“ der Miliz scheinbar schon auf mich wartete. Der ehemalige Konditorgehilfe bei Scheftschik trat auf mich zu und gab mir zwei Schläge ins Gesicht, so daß gleich wieder Blut aus Nase und Mund floß. Da sie bei dem weiteren Verhör aus mir nichts herausbrachten, schlugen noch zwei Milizmänner (Juratsch, den zweiten kannte ich nicht) auf mich ein und brüllten, daß sie uns schon zum Sprechen bringen werden.

Anschließend wurde ich in das Bezirksgericht Odrau eingeliefert. Ich war der siebente Gefangene und kam in eine Einzelzelle. Abends erschien der Kommandant des Gefängnisses, der bekannte Franz Mik aus Sponau, und brachte das Nachtmahl, welches damals noch das Krankenhaus lieferte. Es war reichlich und gut und alles ging bis auf einpaar abfällige Bemerkungen gut ab.

Gegen zwölf Uhr nachts kamen Miliz und Partisanen in Uniform ins Gefängnis, gingen alle Zellen durch und jeder bekam von diesen die entsprechenden Prügel. Mich verhörte man besonders lang und man wollte unbedingt etwas über die Ortsgruppe und deren Amtswalter erfahren. Ich beantwortete alle Fragen mit dem Bemerkten, daß ich nur ein Funktionär der Volkswohlfahrt war und über die Partei nichts weiß. Als auch Drohungen nicht wirkten, hieß man mich niederlegen und ich bekam zehn Schläge mit einem Gummischlauch über den Rücken und weitere zehn Hiebe mit der Riemenpeitsche auf meine Fußsohlen. Außerdem riß man mir die Matratze aus dem Bettgestell und zwang mich, auf dem blanken Eisen gestell zu liegen. Die anderen Tage kamen dauernd neue Einlieferungen und die Zellen, die für drei Mann bestimmt sind, waren mit zehn bis vierzehn Mann belegt.

Die neu Eingelieferten kamen jeden Abend zum Verhör in die Wachstube des Amtsgerichtes und wurden dort von der Miliz in ganz bestialischer Art und Weise geprügelt. Man hörte das Schreien und Jammern der Gefolterten bis in die umliegende Nachbarschaft. Es waren die Nächte des Schreckens und des Grauens. Die Häftlinge wurden in der Wachstube über eine Bank gelegt und zwei bis drei Milizmänner schlugen mit Gummischläuchen solange auf diese wehrlosen Menschen ein, bis sie ohnmächtig wurden und alles von sich gaben. Dann wurde der Betreffende ins Vorhaus unter die Wasserleitung geschleppt, abgeduscht und neuerlich vorgeführt.

So zählten wir dreihundert und auch mehr Schläge, die mancher bekam, so daß Rücken und Unterkörper nachher nur noch rotblaue Fleischmassen waren. Einem leitenden Beamten der Optimitwerke schlug man die Nieren los, so daß der Mann heute noch darunter zu leiden hat.

Viele überstanden diese Marter nicht und ich gedenke da unserer Frauenschaftsleiterin, die man mit Verhören und Drohungen zum Wahnsinn trieb, bis sie starb. Schon was man bei ihrer Einlieferung ins Gefängnis an ihr verbrach, kann ich hier nicht schildern, denn es ist zu gemein und bestialisch gewesen.

Ein weiterer Fall von besonderer Grausamkeit soll noch erwähnt werden. Einem eingelieferten Soldaten der Bahnkontrolle legte man über die Zehen beider Füße brennende Gummischläuche, um so aus ihm Geständnisse herauszupressen. Der Mann konnte, solange ich dort im Gefängnis war, überhaupt nicht gehen, da seine Füße fortwährend eiterten. Einer ärztlichen Behandlung wurde er erst dann zugeführt, als man sich keinen Rat mehr wußte. Es wurde ihm unter Androhung von Prügeln verboten, dem Arzt darüber die Wahrheit zu sagen. Die Durchführung dieser Quälerei hatte der Elektrikergehilfe der Fa. John übernommen, der dann wegen krimineller Vergehen als „Spravce“ im Geschäft seines früheren Chefs auch eingesperrt wurde.

Nach einer Woche wurde ich als Hilfskraft der Gefängnisküche zugeteilt und bekam dadurch einen Einblick in das Schalten und Walten des Franz Mik und der ihm erst später angetrauten Marschka (Maria), eine geborene Hofmann aus Stramberg. Das Essen war, als wir anfangen selbst zu kochen, schlecht und wenig. Früh bitterer Kaffee mit 4-5 ungeschälten Kartoffeln, mittags Kartoffel- oder Rübensuppe und abends etwas ähnliches, manchmal 10 bis 15 dkg Brot. Es herrschte Hunger, besonders aber bei jenen, die nicht hinaus auf Arbeit kamen. Später wurden Pferde geschlachtet, so daß es etwas besser wurde und mancher sich wieder erholen konnte. Es gab auch etwas mehr Brot.

Der Einkauf der Lebensmittel erfolgte im ehemaligen Kaufhaus Mükusch. Ich hatte dadurch nicht nur einen genauen Überblick was und wieviel eingekauft wurde, sondern ich sah auch, was unsere Köchin davon erhielt und was hiervon für private Zwecke verbraucht und verschleppt wurde. Die heutige Frau Mik hatte ja ständig Besuche und ich erinnere mich noch an die Hochzeit ihrer Schwester in Stramberg, zu welcher man mit einem Auto Zucker, Mehl, Marmelade und Margarine hinschaffte. Die Gefangenen selbst aber mußten arbeiten und weiter hungern. Nicht allein mit Lebensmitteln wurde geschwindelt und geschoben! Was hatte Franz Mik nicht an Wäsche und Kleidern von den Deutschen aus den Wohnun-

gen geholt. Ich selbst mußte die Wohnung Hederer und Tempus (Olmützer Str.) ausräumen helfen, und die Möbel für ihn in seine Wohnung schaffen. Wieviel Ballen Leinen, Ballonseide und Stoffe von der Fa. Optimit waren allein bei Mik zu finden. Die ganze Verwandtschaft nähte davon Wäsche, Kleider und Anzüge. Dies kann auch der dort tätig gewesene Schneidermeister Agel bestätigen, der ebenfalls vor kurzer Zeit aus der Haft entlassen wurde.

Von Richard Schenk wurde das ganze schöne und wertvolle Porzellan-Geschirr, geschliffene Gläser und Aufsätze geholt und in der Kredenz der Frau Mik ausgestellt. Es wurde ja auch entsprechend von den Besuchern bewundert. Die meisten wußten gar nicht, für welche Zwecke viele dieser Sachen sind. Als die Schwester der Frau Mik heiratete, bekam sie großzügig von diesem Raub ein Hochzeitsgeschenk. Was müssen diese Menschen für einen Charakter besitzen, die sich noch mit gestohlenem Gute brüsten. Der berühmte „Böhmische Zirkel“ ist bestimmt keine Erfindung der Deutschen, denn wir haben in unzähligen Fällen den Beweis dafür in Händen. Als dann die Erhebungsbogen über den Besitz deutschen Eigentums durch die Tschechen auszufüllen waren, konnte Franz Mik „mit ruhigem Gewissen“ erklären, er hätte nichts von den Deutschen. Ich mußte mich manchmal sehr beherrschen. Auf Wahrheit beruht, daß beide, als sie nach Odrau kamen, gar nichts hatten und daß ihr gesamter Hausrat mit Wäsche und Kleidern, welchen sie heute besitzen, den Deutschen gestohlen wurde. Es wäre auch sehr interessant, jene Kameraden zu hören, die dem Franz Mik die Wirtschaft führten, die Fuhren machten und den Versand von Heu, Brettern u.a. besorgten. Es kam damals ein Sprichwort auf, welches sich auch heute noch dort bewährt: „Stehlen und Rauben, ist der neue Glauben!“

Vergessen wir auch nicht jene Milizmänner, die sich bei den Prügeleien und Quälereien besonders hervortaten, wie Schwan Alfred, Farda, Schustek, Stanek usw. sowie den Kommandanten Franz Mik, welcher selbst mithalf und diese Foltern auch dann noch weiter duldete, als sie schon untersagt waren. Von diesen Menschen sind, soviel ich hörte, mehrere schon nach Deutschland geflüchtet und genießen hier das Asylrecht und keiner hat den Deutschen was getan, wenn man sie stellt. - Aber das Schicksal wird auch sie einmal erreichen.

Zusatz: Dieser Bericht wurde dem „Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung“, 7. Ausgabe, Oktober 1950, Seite 17, entnommen.

Teil 6 : Die Vertreibung aus Odrau 1946

2. August 1945:

Das Potsdamer Abkommen im Wortlaut

Am 17. Juli trafen sich der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Harry S. Truman, der Vorsitzende des Rates der Volkskommissare der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken, Generalissimus J.W. Stalin, und der Premierminister Großbritanniens, Winston S. Churchill, sowie Herr Clement R. Attlee auf der von den drei Mächten beschickten Berliner Konferenz. Die Konferenz schloß am 2. August 1945. Es wurden wichtige Entscheidungen und Vereinbarungen getroffen.

...
...

XIII. Ordnungsgemäße Überführung deutscher Bevölkerungsteile.

Die Konferenz erzielte folgende Abkommen über die Ausweisung Deutscher aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn:

Die drei Regierungen haben die Fragen in ihren Aspekten beraten und erkennen an, daß die Überführung der deutschen Bevölkerung oder Bestandteile derselben, die in Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn zurückgeblieben sind, nach Deutschland durchgeführt werden muß. Sie stimmen darin überein, daß jede derartige Überführung, die stattfinden wird, in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll.

Aus: Dokumente zur Sudetendeutschen Frage. Ackermann-Gemeinde 1967

vagon 33

Přepavní lístek pro odsunované.
Transportationcard for evacuees.
Transportzettel für Evakuanten.

Jméno a příjmení Name Namen	Mann Ludwig
Stáří Age Alter	55
Pohlaví Sex Geschlecht	M
Národnost Nationality Nationalität	german
Trvalé bydliště Permanent residence Ständige Adresse	Odry
Uměstnění Occupation Beruf	architect
Kam by si přál odejít? Desires to go to? Wünscht gehen nach:	Bayern

Státní tiskárna v Praze. — 6033-45.

Evidenční lístek

vag. 33

Strana vyplní pouze část ohraničenou s.ř.ovou čarou
Die Partei füllt nur den stark umrahmten Teil aus

Začáteční písmeno jména M	Potvrzení u evidování evidenčního listku 22246	Má osví žení podle dokr. č. 331945?	Specialista	Úřední záznam 2			
Bydliště: Místo — Ort O d r y Ulice — Straße: Vitberská 453 — Konstr.-Nr.:							
Rodné - jméno - křestní Familiename Vorname	Rok narození Geburts-jahr	Poměr k hlavní rodiny Familien-verhältnis	Povolání k 1. V. 1945 Beruf z. 1. V. 1945	U koho a jak zaměstnán nyní? Bei wem u. wie jetzt beschäftigt?	* Národnost u smíšených manželství	Kategorie	Poznámka
Hlava rodiny — Familienvorstand:							
1	Mann Ludwig	1881	manžel	stavitel	intern. tábor,	Odry	
Rodinní příslušníci ve spol. domácnosti — Familienangehörige in gem. Haushalt							
2	Mann Hermine	30.9. 1892	manželka	učetnice	intern. tábor,	Odry	
3	" Gerlinde	2.7. 1929	sňužena	studentka	intern. fa. "Norma"		
4	" Walter	1931 20.11.	syn	student	Odry, Vítberská	453	
5	Kauf Aloisia	8.1. 1890	služka	služka	" "	"	
6							
8							
9							
10							

* Vyplňuje se jen v tom případě, že jeden z manželů je neněmecké národnosti!

Walther Mann:

„Nemci ven ! - Deutsche raus !“

Nur wenige tschechische Worte habe ich in Erinnerung behalten, nur die am häufigsten gehörten, Schimpfworte, Flüche, und jenes „Nemci ven!“ Uns ging es schlecht. Meine Eltern und meine 15-jährige Schwester waren seit Juni 1945 eingesperrt. Erst im Internierungslager in Odrau. Dann wurde meine Schwester zur Zwangsarbeit ins Ostrauer Kohlerevier verschleppt, und mein Vater kam ins Bezirksgefängnis in Troppau. In dieser zerrissenen Familien-Situation traf uns im Frühjahr 1946 die Nachricht, daß nun auch die Züge für die Vertreibung der Odrauer zusammengestellt würden, besonders hart. Was sollte aus unserer Familie werden?

Wir wußten, was das Gefängnis in Troppau bedeutete. Mehrere Odrauer waren dort bereits zu vielen Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Mein Vater hatte kaum etwas mitnehmen können und litt an einer schweren Durchfallerkrankung. Wir durften ihn nicht besuchen. In unserer Not half eine Tante aus Jägerndorf, die tschechisch sprach. Sie brachte meinem Vater etwas Essen, Kleidung und Medikamente. Wahrscheinlich rettete sie ihm damit das Leben. Sie traf ihn in einem völlig erschöpften Zustand an. Sie fand auch einen tschechischen Anwalt, der für viel Geld versuchen wollte, meinen Vater zur Aussiedlung frei zu bekommen, wenn er noch vor einer Verurteilung auf einer Transportliste stand. Wir waren also unter Zeitdruck und zitterten, ob es klappen würde.

Der erste Transport verließ Odrau im April 1946, der zweite Anfang Juni. Wir waren für den dritten Transport Ende Juni eingeteilt. Es gelang uns, diesen Termin meiner Tante mitzuteilen und meine Schwester zu informieren. Wir verbrachten bange Tage. Was sollten wir machen, wenn mein Vater oder meine Schwester nicht freikamen? Mitleid war von den Tschechen nicht zu erwarten, Widerstand wäre zwecklos gewesen.

Später hörte ich, daß die Amerikaner an der Grenze manchmal dafür sorgen, daß Familien nicht zerrissen wurden. Helmut Bella schreibt in seinem Bericht, daß Amerikaner seine Eltern an der Grenze zurückschickten, da er noch in den Kohlengruben von Radvanice festgehalten wurde. Nicht immer ging es so. Emilie Czerny schreibt, daß ihre Mutter und ihr Bruder abgeschoben wurden, obwohl ihr Vater im Zuchthaus Mürnau zurückbleiben mußte. Wir hatten Glück. Wahrscheinlich verdanken wir der menschlichen Haltung der Amerikaner, daß unsere Familie doch noch

zusammenkam. Kurz vor dem Abmarsch ins Abschiebelager erschien meine Schwester, und bald darauf stand auch mein Vater in der Tür.

50 kg Gepäck durften wir pro Kopf mitnehmen, alles andere behielten die Tschechen. Die meisten unserer Sachen hatten sie sich ohnedies schon vorher genommen, auch unsere Koffer. So nähten wir Säcke aus Decken und verpackten etwas Kleidung, Geschirr, Decken und einige persönliche Sachen. 50 kg sind schnell erreicht, wenn sie ein neues Leben begründen sollen. Wir verließen unser Haus, überließen unsere Schlüssel dem neuen tschechischen Hausherrn und gingen ins Abschiebelager. Dort trafen wir mit 1200 Deutschen aus Odrau und Umgebung zusammen.

Am nächsten Tag wurde das große Gepäck gewogen und durchsucht. Wertgegenstände wurden abgenommen. Jedes kg Übergewicht mußte Zurückbleiben. Mein Vater hatte eine kleine Kiste mit Handwerkzeug gepackt, Hammer, Beile, Sägen, um als Baumeister eine erste Arbeitsgrundlage zu haben. Ich sehe noch seine Resignation, als er selbst diese einfachsten Arbeitsmittel den Tschechen zurücklassen mußte.

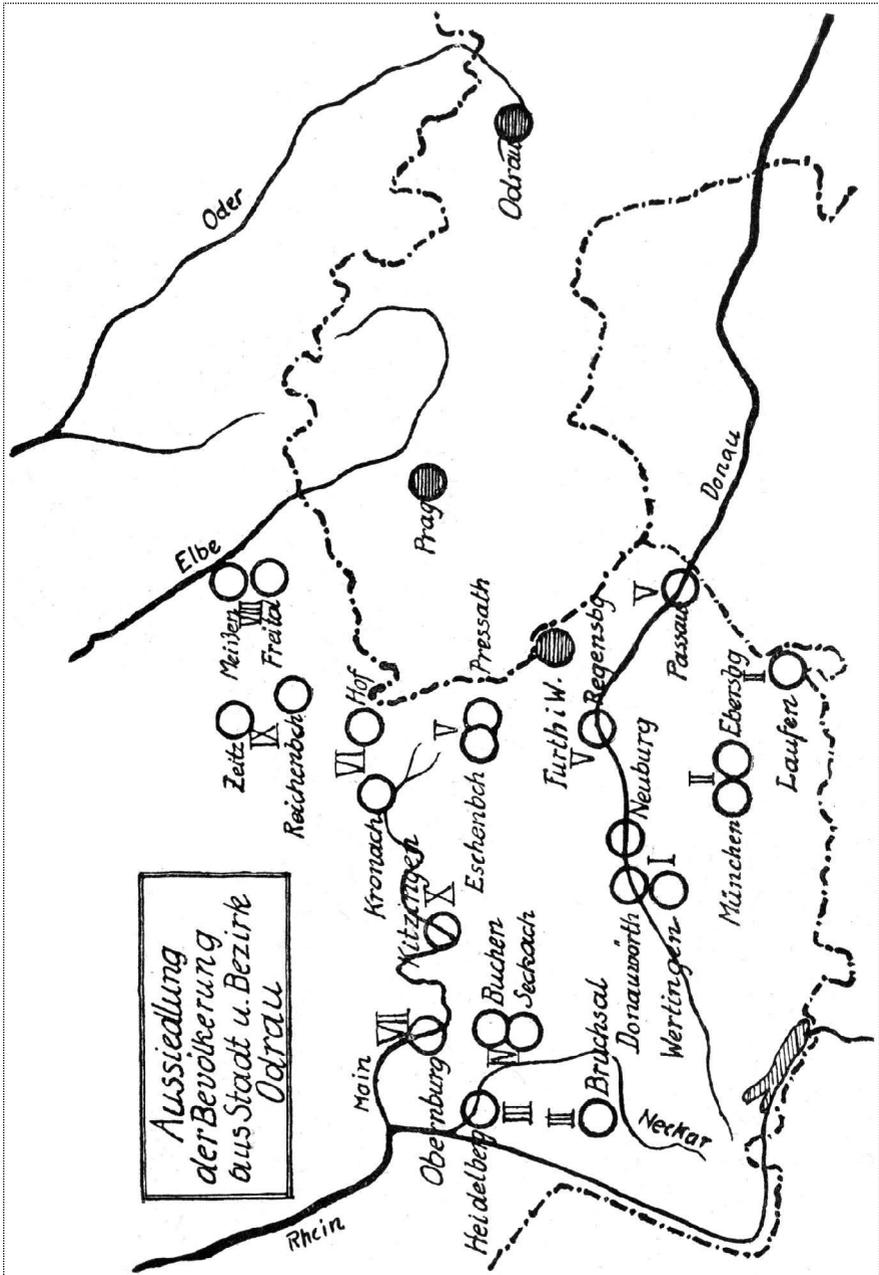
Danach fand die persönliche Leibesvisitation und das Filzen des Handgepäcks statt, Saal für Saal, Gebäude für Gebäude. Eine einzige Uhr und ein Schmuckstück, z.B. ein Ehering, waren erlaubt. Alles andere steckten die Tschechen ein. Ich hatte die Absätze meiner Schuhe ausgehöhlt und einpaar Geldscheine darin verborgen. Es war wenig, befriedigte mich aber ungemein. Die Durchsuchungen dauerten zwei oder drei Tage.

Am letzten Abend, einem lauen Sommerabend, trafen wir uns im Freien, 1200 Odrauer hinter Stacheldraht. Es herrschte eine unbeschreibliche Stimmung, traurig und hoffnungsvoll zugleich, Abschied und Hoffnung auf Neubeginn. Gemeinsam sangen wir alte Volks- und Heimatlieder. Sie ließen uns gewähren und schickten uns erst bei Dunkelheit in die Schlafräume. Nie wieder habe ich eine solche Stimmung erlebt.

Am nächsten Morgen stand der Zug am Bahnhof bereit, 40 kleine Güterwagen, sogenannte Viehwaggons, je ein Waggon für 30 Personen. Wir waren dem Waggon Nr. 33 zugeteilt. Die Mitte des Wagens zwischen den Schiebetüren blieb frei, dort stand ein Eimer als Toilette. Links und rechts türmte sich unser Gepäck fast bis zur Decke. Wir hockten auf den Kisten und Säcken. Der Bahnhof war abgesperrt. Mißmutige tschechische Bewacher patrouillierten den Zug entlang und bedachten uns mit zynischen Bemerkungen. Jemand stimmte wieder ein Lied an, und singend, geradezu mit trotzigem Gesang, um unsere Wehmut zu überdecken, rollten wir aus unserer Heimatstadt. Weiter draußen zwischen Büschen standen zurückbleibende Deutsche und winkten uns zum Abschied.

Niemand kannte das Ziel der Reise. Voller Sorge prüften wir immer wieder die Richtung. Es ging nach Westen, nicht in Richtung Sibirien, wie Gerüchte umgelaufen waren, auch nicht in die russisch besetzte Zone, Gott sei Dank. Ich weiß nicht mehr, wieviel Tage wir fuhren, aber ich erinnere mich genau unserer Erleichterung, als wir den bayerischen Bahnhof Furth im Walde erreichten. Wir waren der tschechischen Hölle entkommen. Die Zukunft konnte nur noch besser werden.

<p><u>Bemerkungen über ärztliche Maßnahmen</u> (Krankenhaus- einweisung usw.):</p> <p>1. Der Inhaber dieses Scheines erhält nur gegen Vorlage desselben Zuzugserlaubnis, Lebensmittelkarten und Registrarschein.</p> <p>2. Wer eigenmächtig den Transport verläßt oder sich bei dem zuständigen Flüchtlingskommissar nicht meldet, wird als vagabundierend erachtet und sofort in ein Arbeitslager verbracht.</p> <p>3. Der Verlust dieser Bescheinigung ist umgehend dem Lagerleiter bzw. auf dem Transport dem Transportführer zu melden.</p>	<p>Durchschleungsstelle Furth im Wald</p> <p><u>Ohne ausgefüllten Gesundheitschein</u> <u>keine Lebensmittelmarken.</u></p> <p>Gesundheitschein</p> <p>Mann Ludwig Name Vorname</p> <p>16. 8. 1891 Odrau Alter aus Land</p> <p style="text-align: right;">G. 1891</p>
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------



Aus: Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung,
Heft Nr. 3 vom Februar 1950

Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung
Auszug aus Heft Nr. 3 vom Februar 1950

Vertreibung: Die zehn Transporte aus Odrau 1946

1. Transport, abgefertigt 16.4.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons.
Aussiedlungslager Klosterschule und Internierungslager.

Gepäckrevision im Arbeiterheim.

Ziel Neuburg a.D., Wertingen, Donauwörth.

2. Transport, abgefertigt 9.6.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons.
Aussiedlungslager im Internierungslager. Gepäckrevision im Schloß.

Leibesvisitation, vieles weggenommen.

Ziel Waging, Laufen, Schönram.

3. Transport, abgefertigt 27.6.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons.
Internierungslager, Gepäckrevision, Leibesvisitation.

Ziel Heidelberg, Wiesental, Waghäusel, Kirrlach.

4. Transport, abgefertigt 9.7.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons.

Ziel Seckach und Umgebung.

5. Transport, abgefertigt 23.7.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons.
Internierungslager, Gepäckrevision, Leibesvisitation, viele Wertgegenstände wurden abgenommen.

Ziel Kreis Regensburg und Kreis Passau.

6. Transport, abgefertigt 3.8.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons.

Ziel Kronach, Münzberg, Hof.

7. Transport, abgefertigt 21.8.1946. 1200 Personen in 40 Viehwaggons.
Letzter Normaltransport aus dem Internierungslager.

Ziel Kreis Miltenberg, Leidersbach, Roßbach.

Die folgenden Transporte 8 bis 10 waren kleine Antifaschisten-Transporte, die in bevorzugter Weise abgefertigt wurden:

8. Transport, abgegangen 4.8.1946. 80 Familien in 20 Waggons.

Möbel und Hausrat konnten teilweise mitgenommen werden, Kontrolle daheim.

Ziel Sachsen, Zeitz, Reichenbach.

9. Transport, abgegangen 6.9.1946. 79 Familien, sonst wie Transport 8.

Ziel Sachsen, Freital, Meißen.

10. Transport, abgegangen 26.9.1946. 173 Personen, sonst wie Transport 8 u. 9.

Ziel Kitzingen.

Alle Transporte waren belegt mit Bewohnern der Stadt Odrau und der umliegenden Gemeinden und gingen vom Bahnhof Odrau ab.

[leer]

Teil 7 : Die Odrauer nach der Vertreibung

Helga Hofmann geb. Blasel:

Die Odrauer nach der Vertreibung

Als der zweite Weltkrieg im Mai 1945 für Deutschland verloren war, betrieben die Tschechen die Vertreibung der Sudetendeutschen. Aus Odrau und Umgebung wurden die ersten 1200 Landsleute am 16. April 1946 aus ihrer seit mehr als 700 Jahren angestammten Heimat vertrieben. Wir waren in 40 Viehwaggons zusammengepfertcht und saßen auf dem Fußboden. Nur 50 kg unserer Habe durfte jeder von uns mitnehmen.

Der Zug fuhr vorbei an verlassenem Häusern, auf den Teichwiesen blühten Himmelsschlüssel. Es war die Karwoche. Odrau, schon im Frühlingsglanz, verblaßte immer mehr beim Winken auf dem Weg ohne Wiederkehr.

Am Karfreitag trafen die letzten der 40 Waggons auf dem Zielbahnhof Neuburg/Donau ein. Die Landsleute wurden im Studienseminar untergebracht, ein Teil später im Landkreis. Die Verzweiflung über den Verlust der Heimat, des persönlichen Eigentums, der Häuser und Höfe war groß. Es mußte ein neuer Anfang gefunden werden. Die Aufgaben, die jede Familie erwartete, waren nicht leicht. Dem ersten Transport folgten noch 9 weitere Transporte aus Odrau. Sie gingen vor allem nach Bayern, Baden-Württemberg und Hessen. Die Odrauer waren auseinander gerissen.

Mit einem Sammeltransport, der in Troppau zusammengestellt worden war, kam Edmund Böhm, Altbürgermeister von Odrau 1933 bis 1938, mit seiner Frau Josefine im November 1946 in den Landkreis Neuburg. Hier warteten bereits Tochter Fini und Schwiegersohn Gerhard Joksch und drei Enkelkinder. Kaum hatten sie Fuß gefaßt, fühlte sich Lm. Edmund Böhm verpflichtet, seinen Landsleuten und Schicksalsgefährten mit Rat und Tat

zur Seite zu stehen. 1947 wurde er Leiter des Flüchtlingsamtes beim Landratsamt Neuburg und wurde 1948 über den BHE in den Kreistag gewählt. Später wurde er Abgeordneter des Bayerischen Landtags (1954 - 58). Er kannte daher die Probleme der Vertriebenen besonders gut und half, wo er konnte. Mit Tatkraft und Energie war es ihm gelungen, Kreditmittel zu beschaffen und eine Wohnungsbauaktion einzuleiten, um der Wohnungsnot der Vertriebenen abzuhelpfen. Es war sein Verdienst, daß über hundert Wohnungseinheiten für kinderreiche, vertriebene Familien entstanden.

In dieser trostlosen Zeit gründete Edmund Böhm zusammen mit dem früheren Direktor der Odrauer Schule Johann Böhm den „Heimatbrief für die Stadt Odrau und Umgebung“. Die erste Ausgabe erschien im September 1949. Nach dem Tod von Direktor Johann Böhm im Juni 1950 übernahm Edmund Böhm allein die Herausgabe. Der Heimatbrief war während vieler Jahre ein unschätzbares Bindeglied zwischen den Landsleuten aus Stadt und Land. Sie erfuhren, wohin es ihre Verwandten, Freunde und Nachbarn verschlagen hatte. Ganze Dorfgemeinschaften fanden durch ihn wieder zusammen. Von Heimatgeschichte, Kultur, Sitte und Brauchtum wurde berichtet und über neue Existenzen, Heirat, Geburten, Geburtstage, Sterbefälle und Heimattreffen. Er war Trost und Hilfe zugleich.

Durch enormen Fleiß und zähen Willen fanden die meisten Odrauer trotz emotionaler und materieller Not wieder in geordnete Verhältnisse zurück. Viele bauten sich neue Häuser, manche Bauern bekamen durch das Siedlungsprogramm neues Land zugewiesen, freiberuflich Tätige wie Ärzte oder Rechtsanwälte konnten sich niederlassen. Mit dem Aufschwung begann die Integration. So trugen die Sudetendeutschen durch ihre Arbeit ihren Anteil am Wiederaufbau unseres völlig zerstörten Landes bei.

Trotz großer materieller Sorgen in den ersten Nachkriegsjahren haben die Odrauer und umliegenden Gemeinden schon bald Heimattreffen organisiert. Kein Weg war zu weit, um Nachbarn und Freunde wiederzusehen. Das erste Heimattreffen fand schon 1948 in Stuttgart-Fellbach statt. Aus Anlaß der „Odrauer Kirchweih und Königsschießen“ hatte Lm. Fritz Latzel zu einer Ersatz-Kirchweih eingeladen. Damals begann die Tradition der „Odrauer Kirchweihfeier“. Sie wird heute noch, die nächste im Jahr 2000, aus Liebe und Treue zur unvergessenen Heimat veranstaltet. Aus allen Teilen Deutschlands und aus dem Ausland, bis aus Amerika, Australien, Schweden, Österreich und Schweiz, kommen die Odrauer, bringen Kinder und sogar schon Enkelkinder mit, reisen weiter in die verlorene Heimat

Nach dem Ableben von Edmund Böhm 1965 übernahm sein Schwiegersohn Gerhard Joksch die Redaktion des Odrauer Heimatbriefes. Fast drei Jahrzehnte lang konnte er den Odrauern ihren geliebten „Heimat-

Brief“ erhalten. Als Lm. Joksch im Juni 1991 verstarb, mußte der Heimatbrief mit der Doppelnummer 253/254 eingestellt werden. Gerhard Joksch war leidenschaftlicher Hobby-Historiker. Er errichtete das Odrauer Heimatmuseum, sein Lebenswerk. Nach seinem Tod übernahm der Kulturverein der Stadt Neuburg/Donau dieses unschätzbare, nicht wiederzubringende heimatliche Geschichts- und Kulturgut.

Im Jahr 1999 wurde auf Veranlassung der Odrauer Heimatgruppe eine Gedenkstätte mit einer Gedenktafel an der Friedhofsmauer in Odrau errichtet. Sie erinnert an die deutschen ehemaligen Bürger der Stadt Odrau. Siehe hierzu den Bericht von Walter Türk. Diese Gedenkstätte konnte im September 1999 unter Beteiligung ehemaliger Odrauer Bürger eingeweiht werden - ein steinernes Mal in unserer verlorenen Heimat.

Josefine Joksch geb. Böhm:

Der „Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung“

Die Vertreibung der Sudetendeutschen aus ihrer Heimat brachte auch uns Odrauern viel Leid: In alle Winde zerstreut; Familien, Freunde, Nachbarn getrennt; gewachsene Bindungen, die normalerweise in der Not helfen und Rückhalt bieten, zerschnitten. Alle waren in der gleichen Notlage.

In dieser trostlosen Situation machten sich zwei Männer daran, die alte Verbundenheit wieder zu beleben: Johann Böhm, der ehemalige Rektor der Odrauer Schule, und mein Vater Edmund Böhm, Bürgermeister der Stadt Odrau 1933 bis 1938, beschlossen die Herausgabe eines Heimatbriefes, der regelmäßig erscheinen und alle Odrauer wenigstens auf diese Weise wieder zusammenführen sollte. Die 1. Ausgabe erschien im September 1949 unter der Überschrift „Heimatbrief der Stadt Odrau und Umgebung“.

Im Vorwort zu dieser ersten Ausgabe sprach mein Vater die Ziele an. Ich zitiere daraus einige Sätze: „Möge der Heimatbrief seinen Zweck erfüllen und mithelfen, die durch unsere Ausweisung gelockerten Bande der Heimatverbundenheit neu zu festigen“. Und: „Gerade an unserer Heimat wollen wir festhalten und uns ihrer in jeder Lebenslage würdig erweisen. Sie soll uns die Kraft und die Ausdauer verleihen, all das Schwere der

jetzigen und noch bevorstehenden Zeit leichter zu ertragen“. Er spricht allen Mut zu: „Wir dürfen uns nicht durch unsere heutige Lebenslage, in die uns ein unerbittliches Schicksal geführt hat, entmutigen lassen. Wir müssen vielmehr bemüht sein, auch unter den gegebenen Verhältnissen wieder festen Boden unter die Füße zu bekommen, damit wir unsere Kenntnisse und Arbeitskraft dem Wiederaufbau Deutschlands zur Verfügung stellen können“.

Johann Böhm hat nur vier Ausgaben des Heimatbriefes erlebt. Er starb am 1.6.1950. Edmund Böhm setzte das Werk fort und wurde alleiniger Herausgeber des Heimatbriefes, unterstützt von seiner Familie und vielen Helfern. Als er 1965 starb, übernahm mein Mann Gerhard Joksch die Herausgabe und führte diese Arbeit bis zu seinem Tod fort. Die letzte Ausgabe des Heimatbriefes trägt die Nummer 254 und das Datum Dezember 1991. Mehr als 40 Jahre also hielt dieses Band.

Der Heimatbrief machte uns viel Arbeit: Die Sammlung der Beiträge, redaktionelle Aufgaben, die Arbeiten bis zum Druck, der notwendige Schriftwechsel belasteten meinen Vater und meinen Mann sehr; meine Mutter und ich sorgten für die Adressen und den Versand. Wir machten diese Arbeiten gerne, spürten wir doch, wie wir den Menschen in ihrer Not und trostlosen Lage mit dem verbindenden Heimatbrief helfen konnten.

Johann Böhm kannte als langjähriger Rektor der Odrauer Schule fast alle Odrauer persönlich, hatten doch viele Jahrgänge unter seiner Amtsführung diese Schule durchlaufen und ein besonderes Vertrauensverhältnis gebildet. Auch mein Vater Edmund Böhm fühlte sich der Stadt und ihren Bürgern als ehemaliger Bürgermeister in besonderer Weise verbunden. Die gemeinsam durchlittenen schweren Tage des Kriegsendes, der tschechischen Herrschaft, des Eingesperrt- und Verschleppt-Werdens, das auch meinem Vater nicht erspart blieb, und am Ende die Vertreibung und die Hoffnungslosigkeit als bettelarme Vertriebene in einem zerstörten und hungernden Land verstärkten die Bindung und das Gefühl, helfen zu müssen. Und dieses Gefühl übertrug sich auch auf meinen Mann, als mein Vater nicht mehr konnte.

Im Rückblick meine ich, daß der Odrauer Heimatbrief seinen Zweck erfüllt hat. Ich bin dankbar, daß uns so viele Odrauer geholfen haben, durch schriftliche Beiträge, durch Hinweise, als Abnehmer, und nicht zuletzt durch ermutigenden Zuspruch. Es war uns nicht vergönnt, in unsere Heimat zurückkehren zu können. Aber das Band der Heimat konnten wir doch erhalten.

Adolf Schneider:

Ein Kastanienbaum von Gregor Mendel

Meine Großmutter, eine Nichte Gregor Mendels, hat mir die Geschichte jenes Kastanienbaums erzählt. Um das Jahr 1874 brachte Mendel ein Kastanienbäumchen aus seinem Versuchsgarten im Kloster Brunn nach Heinzendorf, seinem Geburtsort, um ihn im Garten des Hofes seiner Schwester Theresia verh. Schindler zu pflanzen. Sie aber wollte das nicht, brauchte sie doch ihren Garten für nutzbare Obstbäume. So pflanzten sie die Kastanie auf ihrem Feld an der Straße nach Emaus und Odrau.

1912 erbten meine Eltern den Hof. Der Kastanienbaum auf dem Feld war immer ein Anziehungspunkt für uns Kinder. Wir schätzten ihn besonders, war uns doch bewußt, daß Mendel persönlich ihn gepflanzt hatte.

Bei Besuchen in der alten Heimat 1983 und 1989 suchte ich den Kastanienbaum und fand ihn in alter Kraft. Verstohlen grub ich Jungpflanzen unter dem Baum aus und nahm sie mit in meine neue Heimat im Westen. Eine dieser Pflanzen stiftete ich der Universität Heidelberg zur Erinnerung an Mendel. Sie wächst jetzt im dortigen Botanischen Garten. Einen zweiten Ableger pflanzten wir auf dem Festgelände meiner heutigen Heimatgemeinde Elsenfeld. Und ein dritter Ableger wächst in meinem Garten.

Damit habe ich mir einen besonderen Wunsch erfüllt. Von unserem Hof in Heinzendorf, den ich einst erben sollte, wurden wir 1946 von Tschechen vertrieben. Aber Ableger der Kastanie, die Mendel auf unserem Feld gepflanzt hatte, sind mir in meine neue Heimat gefolgt. Sie sind Erinnerungen an Gregor Mendel und an unsere verlorene Heimat.

Walther Mann:

Mendel's Manuskript

Erinnerungen an Odrau sind auch Erinnerungen an besondere Persönlichkeiten aus unserer Heimat. Zu ihnen gehört der Abt Gregor Mendel. Sein Name war bei uns bekannt und geehrt, Straßen und Schulen wurden nach ihm benannt, Gedenktafeln erinnerten an sein Wirken. Vor wenigen Jahren stieß ich auf das handschriftliche Manuskript seiner Arbeit über die Gesetze der Vererbung, das als verloren gegolten hatte, aber auf wundersame Weise wiederholt gerettet worden war.

Mendel wurde 1822 in Heinzendorf, etwa 5 km südlich von Odrau, geboren. In der Dorfschule fiel er als besonders begabter Junge auf, sodaß seine Eltern ihn auf das Gymnasium nach Troppau schickten. Sicher fiel ihnen als Bauern mit der damals noch üblichen Verpflichtung zu Frondienst die finanzielle Belastung eines Auswärts-Studiums ihres Sohnes schwer. Dann geschah die Katastrophe: Mendels Vater wurde beim Holzfällen so schwer verletzt, daß er seinen Hof verkaufen mußte und bald darauf starb. In dieser schwierigen Situation stellte Mendels jüngere Schwester Theresia ihrem Bruder ihr Erbteil zur Verfügung, um ihm damit den Abschluß des Gymnasiums zu ermöglichen. Welch eine Haltung eines jungen Mädchens, das sicher seine eigenen Wünsche hatte! Danach bot ihm der Augustiner-Orden ein Theologiestudium auf Kosten des Ordens an. So wurde Mendel der Mönch Gregor im Augustiner-Kloster in Brünn.

Mendel begann seine Versuche im Brünnener Klostergarten. In vielen tausend Kreuzungen züchtete er Pflanzen mit reinrassigen Eigenschaften und erforschte deren Vererbung. Nach jahrelanger Arbeit gelang es ihm, die Vererbung von Eigenschaften zu beweisen und die grundlegenden Vererbungsgesetze zu finden. 1865 berichtete er dem Naturforschenden Verein in Brünn über seine Erkenntnisse. Sein Vortrag wurde 1866 gedruckt und an mehr als 120 Bibliotheken, Universitäten und Akademien verschickt. Niemand beachtete seine Erkenntnisse. Seine Arbeit war vergessen, als er 1884 starb. Erst im Jahr 1900 stießen Wissenschaftler auf seine Schrift und erkannten ihre Bedeutung. Heute gelten die Mendel'sehen Vererbungsgesetze als grundlegende Naturgesetze.

Beim Tod Mendels interessierte sich niemand für seine Manuskripte. Später waren sie verschollen. Erst Hugo Iltis, der erste Biograph Mendels,

stieß durch Zufall auf sie, als er im Kloster nach Spuren von Mendel suchte. In dieser Biographie *) schrieb Iltis 1924: „Der Schreiber dieser Zeilen hat das Originalmanuskript der klassischen Arbeit vor einigen Jahren in einer Kiste unter alten, zum Verbrennen bestimmten Papieren aufgefunden und dem Naturforschenden Verein übergeben, der es als wertvollen Besitz aufbewahrt.“ Ein glücklicher Zufall, durch den dieses einzigartige Dokument einer der wichtigsten naturwissenschaftlichen Arbeiten erhalten blieb. Es trug noch die Fingerabdrücke der Schriftsetzer, die es ihm zur Korrektur des ersten Druckabzuges Zurückgaben. Mendel hatte dieses Manuskript offenbar bis zu seinem Tod aufbewahrt. Danach wurde es wohl in Unkenntnis seiner Bedeutung in einer Kiste abgelegt.

Nach dem Krieg galt das Manuskript erneut als verschollen. Vieles ging in jener unseligen Zeit verloren. Doch dann tauchte es wieder auf und ist heute im Besitz eines Angehörigen der Familie. Er stellte es mir zur Verfügung, sodaß ich einen Faksimile-Druck **) anfertigen lassen konnte. Ich füge die erste Seite des handschriftlichen Manuskripts und der gedruckten Fassung hier bei. Mit sauberer, schöner Handschrift und mit klarem sprachlichem Ausdruck tritt Mendel uns aus seinem Manuskript entgegen. Er hat die Anerkennung seiner Leistung nicht mehr erlebt.

Mendel vergaß die Hilfe seiner Schwester nach dem Unfall des Vaters nie. In einer Gedenkrede im Jahr 1902 formulierte es mein Großvater Alois Schindler so: „Er nahm später, als es ihm gut ging, drei Söhne dieser Schwester zu sich nach Brünn, ließ ihnen Gymnasial- und Hochschulstudium angedeihen, unterstützte sie, solange er lebte, auf reichlichste Weise und hat so mit Zins und Zinseszinsen vielfältig alles später zurückbezahlt. Diese Neffen werden nie aufhören, ihres großen Wohltäters zu gedenken!“

Alois Schindler war einer dieser drei Söhne. Er studierte auf Mendels Kosten Medizin und wurde Landarzt in Zuckmantel im Altvatergebirge. Seine Mutter Theresia hatte den Bauern Leopold Schindler aus der Nachbarschaft in Heinzendorf geheiratet. Ihr Hof ging durch Heirat auf die Familie Schneider über, die ihn bis zur Vertreibung besaß. Ich war als Kind oft dort. Bei einem Besuch vor wenigen Jahren sah ich, daß dieser Hof zwar von Tschechen bewohnt, aber verwahrlost und in Teilen verfallen war. Meines Wissens lebt heute kein Mitglied der Familie Mendels mehr in der alten Heimat, alle wurden 1946 als Deutsche vertrieben.

*) Iltis, Dr. Hugo: Gregor Johann Mendel. Springer-Verlag Berlin 1924.

**) Mann, W.: Erinnerungen an Johann Gregor Mendel. Darmstadt 1992.

Hinweis: Die im Original-Buch folgenden beiden Seiten **183.01** und **183.02** erscheinen in dieser Ausgabe hinten auf den Seiten **200** und **201**

Walter Türk:

Gedenkstätte an der Friedhofsmauer in Odrau

Bald nach der sogenannten „Wende“, etwa Mitte der 90er Jahre, waren viele ehemalige Bewohner des Sudetenlandes bestrebt, noch vorhandene Grabmale aus der Zeit vor der Vertreibung zur Errichtung von Gedenkstätten zu verwenden. Auch in zahlreichen Orten in der näheren Umgebung von Odrau, z.B. in Taschendorf, Pohorsch, Kunewald, Mankendorf und Kleinhermsdorf, waren solche Gedenkstätten bereits errichtet worden. In der Regel wurden die noch vorhandenen Grabsteine renoviert und um eine Gedenktafel herum aufgestellt.

So war es eigentlich nur eine Frage der Zeit, daß auch in Odrau etwas ähnliches in Angriff genommen werden würde. Beim jährlichen Kirchweihtreffen der Odrauer in Leimen im September 1997 machte unsere Heimat-Dichterin Erika Neumann geb. Rabel den Vorschlag, eine Gedenktafel am Odrauer Friedhof anzubringen. Ein schriftliches Ersuchen unserer Ortsbetreuerin, Frau Helga Hofmann, im Juli 1998 wurde einen Monat später vom Stadtrat genehmigt.

Folgender Text auf deutsch und tschechisch wurde für die Gedenktafel festgelegt:

IN BLEIBENDER ERINNERUNG AN DIE EHEMALIGEN DEUTSCHEN BÜRGER DER STADT ODRAU UND IM GEDENKEN AN DIE OPFER DER BEIDEN WELTKRIEGE

Sodann konnte mit den Vorbereitungen begonnen werden: Suche von Spendern aus dem Kreis der noch lebenden Odrauer zur Sicherstellung der Finanzierung, Planung der Anlage und Einholen von Angeboten. Die Pläne wurden in engem Einvernehmen mit dem Bürgermeister, Herrn Pavel Matuší, ausgearbeitet. Eine große Hilfe bei allen Verhandlungen und später bei der Ausführung der Arbeiten war Herr Dominik Šíma, der in Odrau in unmittelbarer Nähe des Friedhofs ansässig ist.

Nachdem ausreichend Geld von den Sponsoren zur Verfügung gestellt wurde, konnte eine Große Lösung in Angriff genommen werden:

Die Gedenktafel wurde auf einem renovierten Stück der Innenseite der Friedhofsmauer angebracht. Danach wurden alle noch auf dem Friedhof

verstreut stehenden 23 deutschen Grabsteine, welche nicht mehr gepflegt und betreut wurden, im Bereich der Gedenktafel entlang der Friedhofsmauer aufgestellt. Zusammen mit den noch vorhandenen 16 deutschen Gräbern entlang der Friedhofsmauer konnten so insgesamt 39 deutsche Grabmale der Nachwelt erhalten bleiben. Dies sind alle Denkmale, welche von den sicherlich vielen hundert Steinen, die früher vorhanden waren, heute noch übrig geblieben sind.

Die Arbeiten wurden vom Frühjahr bis zum Sommer 1999 ausgeführt. Die feierliche Einweihung durch den Odrauer Pfarrer Bohuslav Novak mit Ansprachen von Frau Helga Hofmann, Herrn Bürgermeister Matušík und Herrn Walter Türk fand im Beisein von etwa 100 interessierten Personen, darunter vielen angereisten ehemaligen Odrauern, am 25.9.1999 statt.

Zweck der Gedenkstätte ist in erster Linie, daß ein sichtbares Zeichen der Erinnerung an die ehemaligen deutschen Bürger der Stadt Odrau gesetzt wird. Die teilweise auch handwerklich sehr wertvollen Denkmale sollen Zeugnis ablegen von der Kunstfertigkeit der früheren Bewohner. Wer künftig seine alte Heimat besucht, findet in der Gedenkstätte am Odrauer Friedhof einen Ort der Ruhe und des Gedenkens an unsere Vorfahren und an die Zeit des Zusammenlebens in unserer Stadt vor der Vertreibung.

Ein Schlusswort

Blicke ich zurück auf die Zeit, die in den Erinnerungen an unsere Heimatstadt Odrau beschrieben ist, so empfinde ich große Dankbarkeit, daß es uns trotz der schrecklichen Verhältnisse vergönnt war, zu überleben und in Deutschland eine gute neue Heimat zu finden.

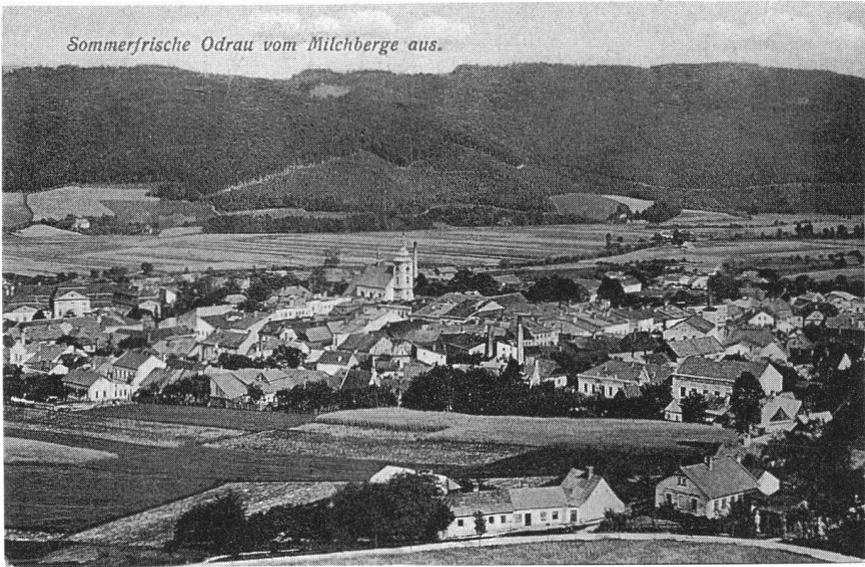
Hierher wurden wir vertrieben. In Viehwaggons kamen wir an, beraubt, erschöpft, ohne Perspektive für die Zukunft. Aber wir wurden aufgenommen, obwohl das ganze Land in Trümmern lag, moralisch und materiell, politisch und wirtschaftlich. Wir alle hungerten. Trotzdem gingen wir gemeinsam an die Arbeit, diese Trümmer des Krieges zu beseitigen. Wir waren nicht lange auf Almosen angewiesen. Wir erhielten die Möglichkeit, Fleiß und Können zu entfalten und zum Wohle aller einzusetzen. Fast allen von uns gelang es, wieder Fuß zu fassen, ein menschenwürdiges Leben zu führen und eine neue Existenz aufzubauen.

Das deutsche Gemeinwesen Odrau lebt nur noch in unserer Erinnerung fort. Aber wir Odrauer haben überlebt, wenn auch durch die Vertreibung in alle Winde zerstreut. Die meisten konnten ihre Familien Zusammenhalten, konnten ihre Fähigkeiten entwickeln und Leistung erbringen. Auch wenn uns unsere Heimat genommen wurde, sind wir nicht untergegangen.

Für mich ist es eine der größten Leistungen des deutschen Volkes, daß es auch in der Katastrophe der Kriegs- und Nachkriegszeit fähig war, Millionen von Heimatvertriebenen aufzunehmen, daß es ihnen half und ihnen die Möglichkeit bot, sich selbst zu helfen. Dafür sind wir dankbar.

Walther Mann

Anhang



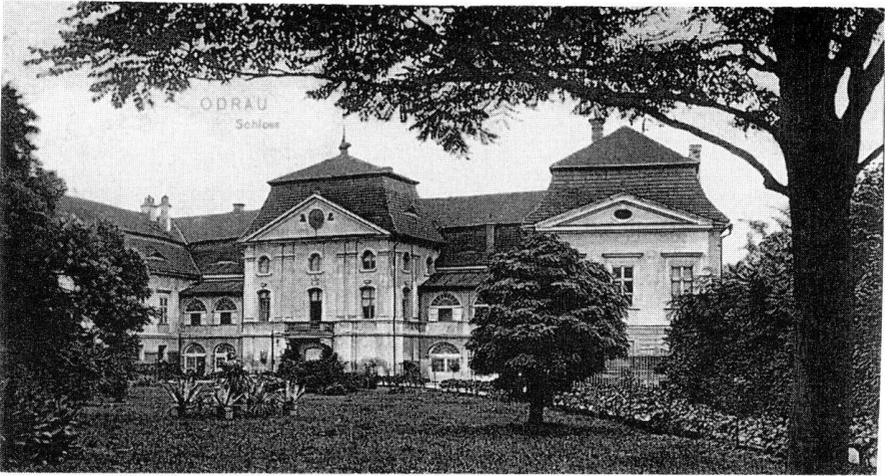
**Ansichten von Odrau : Blick nach Osten
Blick nach Westen**

Postkarten um 1900



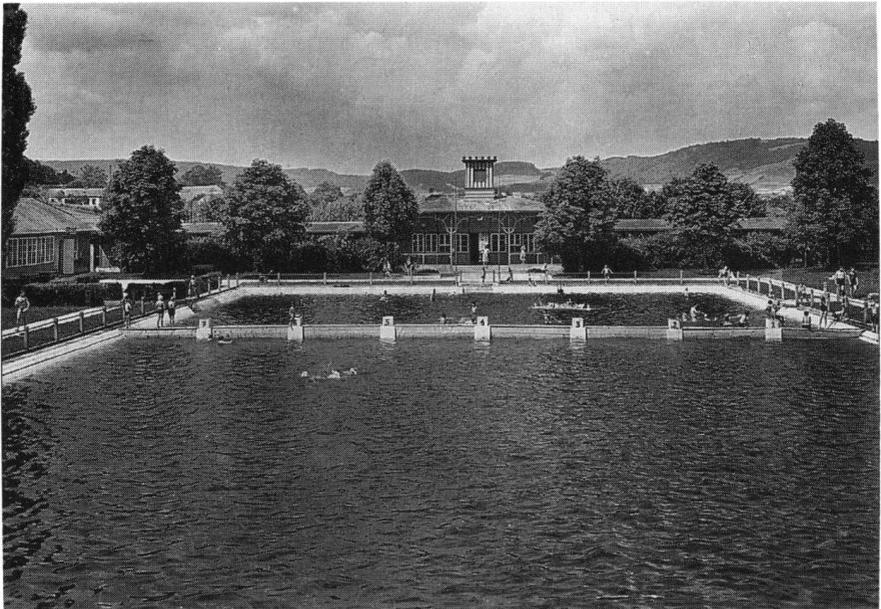
Der Stadtplatz in Odrau : Blick nach Westen Blick nach Osten

Postkarten um 1900



(vom Original)

Das Schloß in Odrau
Markt auf dem Odrauer Stadtplatz
 Postkarten um 1900



Die neue Schule in Odrau
Das neue Schwimmbad in Odrau
 Postkarten um 1900



**Fasching
auf dem Eisplatz
in Odrau**

Foto 1936

**Die Oder
bei Odrau**

Postkarte um 1900

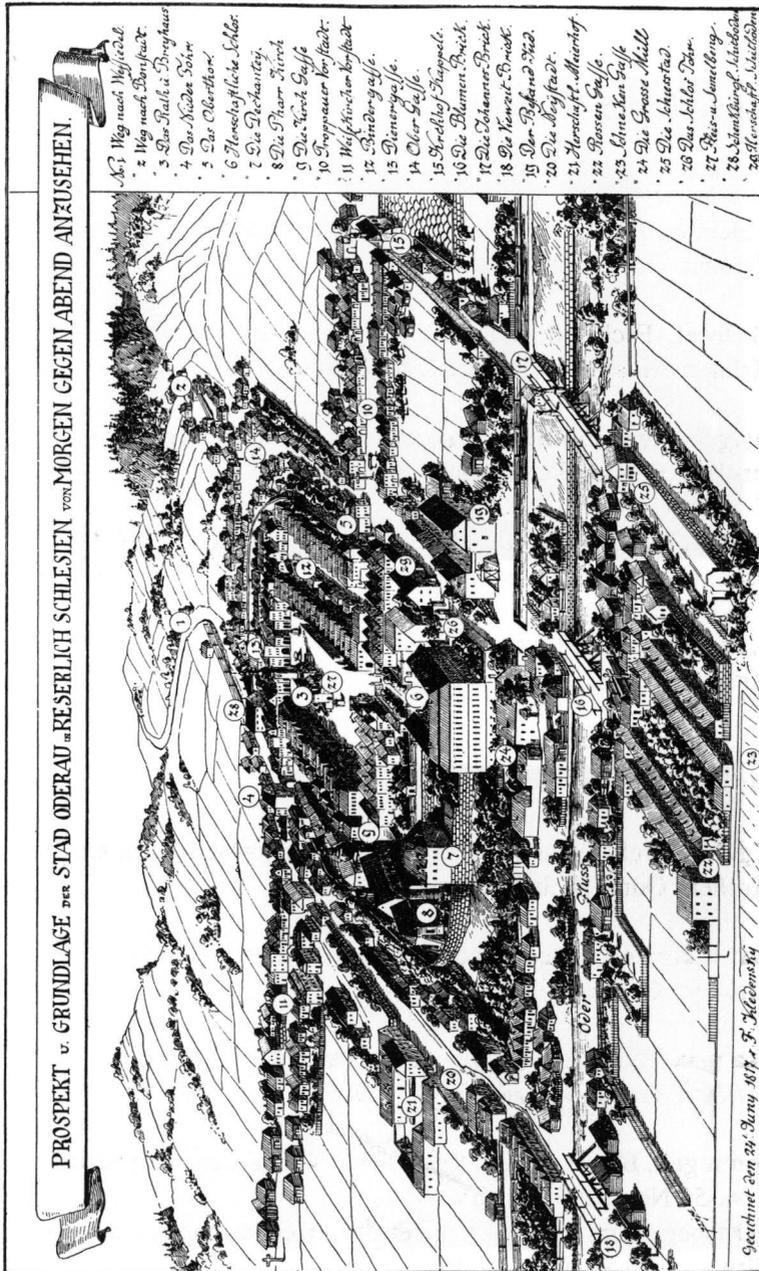




**Jubel und Hoffnung am 10. Oktober 1938
Die Deutsche Wehrmacht auf dem Stadtplatz in Odrau**



**Das bittere Ende 1946: Die Vertreibung
Ein Transport verläßt den Bahnhof Odrau**



Stich von Odrau aus dem Jahr 1817

Aus: Rolleder, A.: Geschichte der Stadt Odrau, 1903

Verzeichnis der Verfasser

Bella, Helmut, Technischer Zeichner, 81737 München
früher: Odrau, Feldgasse 512

Christ, Josef, Fachstudienrat, 92237 Sulzbach-Rosenberg
früher: Mankendorf Nr. 121, bei Odrau

Czerny geb. Agel, Emilie, Postangestellte, 35428 Langgöns
früher: Odrau, Weißkirchner Straße

Dumm geb. Mann, Dr.med.dent., Zahnärztin,
68229 Mannheim- Friedrichsfeld, früher: Odrau, Werdenbergerstr. 453

Ehler, Franz, Landwirt, verstorben
früher: Dobischwald bei Odrau

Ehler, Hugo, Landwirt, verstorben
früher: Groß Hermsdorf bei Odrau

Gäng geb. Ulrich, Lotte, Lehrerin, 68794 Oberhausen-Rheinhausen,
früher: Odrau, Felsenkeller

Hauser, Margarete, Obersteuerinspektorin, 69226 Nußloch
früher: Odrau, Weißkirchner Straße

Heneka geb. Woznik, Rudolfine, Lehrerin, 97877 Wertheim
früher: Odrau, Kapellengasse 420

Hofmann geb. Blasel, Helga, Redaktions- und Verlagssekretärin,
86356 Neusäß-Westheim
Ortsbetreuerin der Sudetendeutschen Heimatgruppe Odrau
früher: Odrau, Berggasse Nr. 2 und Neustadt Nr. 18

Joksch geb. Böhm, Josefine, 86633 Neuburg a.d. Donau
früher: Odrau, Am Stadtplatz

- König**, Johann, verstorben
früher: Odrau, Lerchenfeld
- Kotsch**, Helmut, Elektriker, 86163 Augsburg
früher: Odrau, Neustadt Nr. 7
- Krumpholz**, Othmar, Industrie-Kaufmann, 69168 Wiesloch
früher: Odrau, Werdenberger Straße 498
- Loistl geb. Stosius**, Gertrud, 82362 Weilheim
früher: Mankendorf bei Odrau
- Mann, Walther**, Prof. Dr.-Ing., Bauingenieur, 64285 Darmstadt
Herausgeber der „Erinnerungen an Odrau“
früher: Odrau, Werdenberger Straße 453
- Nepf geb. Demel**, Gerda, Sekretärin, 90766 Fürth
früher: Groß Hermsdorf bei Odrau
- Neubach geb. Pawlin**, Hermine, Damenschneiderin, 83329 Waging a. See
früher: Odrau, Bachgasse
- Neumann geb. Rabel**, Erika, Kfm. Angestellte, 90768 Fürth
früher: Odrau, Weißkirchner Straße 14
- Richter**, Erich, P. Clemens, Pfarrer, 73760 Ostfildern-Ruit
früher: Groß Petersdorf bei Odrau
- Sandner geb. Woznik**, Maria, Krankenschwester, 65185 Wiesbaden
früher: Odrau, Kapellengasse 420
- Schinagel geb. Wladar**, Ute, Foto-Laborantin, 68753 Waghäusel-Kirrlach
früher: Odrau, Obergasse 8
- Schmied**, August, Prof. Dipl.Ing., Elektro-Ingenieur, 68309 Mannheim
früher: Odrau, Schießstätte
- Schneider**, Adolf, Techniker, 63820 Elsenfeld-Schippach
früher: Heinzendorf bei Odrau

Schneider, Emanuel, Gummi-Techniker, 82205 Gilching
früher: Odrau, Schillerstraße 607

Schober geb. Türk, Ilse Maria, Buchhalterin, 86368 Gersthofen
früher: Odrau, Kirchengasse 1

Scholz, Fridolin, Oberingenieur, Elektrotechniker, 69257 Wiesenbach
früher: Jogsdorf Nr. 44, bei Odrau

Sendensky, Ferdinand, Landwirt, Organist, 70378 Stuttgart
früher: Dobischwald bei Odrau

Sommer, Karl, Technischer BB-Betriebsinspektor, 84066 Mallersdorf
früher: Groß Hermsdorf bei Odrau

Stanovsky, Guido, Ministerialrat a.D., 53343 Wachtberg-Ließem
früher: Odrau, Mühle am Schloßberg

Tammel, Alfred, verstorben
früher: Odrau

Teltschik, Walter, Dr.rer.nat., Diplom-Physiker, 69259 Wilhelmsfeld
früher: Zauchtel 423

Türk, Walter, Dipl. Ing., Bauingenieur, 86163 Augsburg
früher: Odrau, Kirchengasse 1

Weiß geb. Gregor, Brunhilde, Kontoristin, 63834 Sulzbach
früher: Odrau, Bahnhofstr. 5

Wiesinger geb. Smita, Valerie, Verwaltungsangestellte, 67346 Speyer
früher: Odrau, Ringgasse 15

Leopoldina Wladarová,
O d r a y , mlynská 4.

Odry, dne 25.8.1945.

Radio Praha,

P r a h a .

Mã 232ã Jürgen W l a d a r , nar. 28.10.1942 v Odrách



PÁTRACÍ SLUŽBA
REPATRIAČNÍ ODBOR MINISTERSTVA OCHRANY PRÁCE A SOCIÁLNÍ PÉČE
SPOLEČNOST ČESKOSLOVENSKÉHO ČERVENÉHO KŘÍŽE V PRAZE
PRAHA II., ~~HYBERNSKÁ 2~~ ~~XXIX 1904~~ Vladislavova 15.

Věc: Wladar Jürgen
Č.j. 9999 MS. 284 - 2174

Praha, dne 3.4.1946.
Titl.
Leopoldina Wladarová



PÁTRACÍ SLUŽBA
Repatriační odbor ministerstva ochrany práce a sociální péče
Společnost Československého červeného kříže v Praze
PRAHA II., ~~HYBERNSKÁ 2~~ ~~XXIX 1904~~ Vladislavova 15.

Při odpovědi uveďte :
Zn. Wladar Jürgen - 9999/284-2174 MS .

Praha, dne 29.4.1946.



Národní výbor v Odrách

č.j. 10/675 2949/46

Odry, dne 7 června, 1946

Hilfsdienst für Kriegs-
gefangene und Vermisste
Stuttgart - S.
Charlottenplatz 17.

P o t v r z e n í .

Heřín / Frau
Leopoldine W l a d a r

Místní národní výbor
W l a d a r Jürgen - 9999/284-2174 MS
Heidelberg, den 6.3.1947

Leopoldine Wladar
Heidelberg - Kreuzstr. 19
b/Bruchsal-Südost
US-Zone



Rotes Kreuz
Nachsorgestelle
Heidelberg
Bienenstraße 2 - Ruf 4572

An Frau
L. W l a d a r
P r a h e
Kreisverein Bruchsal
IM DEUTSCHEN ROTEN KREUZ
BRUCHSAL

Diagonalmittel
an die
Suchdienst-Zonenzentrale
W ü r t t e m b e r g
Industriestraße 7a

Egb.-Nr.:
Str.:
Bsp.:
Zini:

22 71



2. April 1946

Die Nachsorge nach dem Verbleib Ihres Kindes

im Original-Buch auf Seite 72.02

SUCHDIENST

Deutscher Caritasverband * Rotes Kreuz * Hilfswerk der Ev. Kirchen * Arbeiterwohlfahrt

HILFSDIENST FÜR KRIEGSGEFANGENE U. VERMISSTE

STUTTGART-S, den 13. April 1948
Charlottenplatz 17

Frau
Leopoldine Wladar.

Konten: Girokonto 13 439 518 44

DEUTSCHES  ROTES KREUZ

SUCHDIENST HAMBURG

HAMBURG-OSDORF, BLOMKAMP 51, DEN. 23.3.54
FERNRUUF 82 79 53-56
DRAHTANSCHRIFT: SUCHDIENST HAMBURG

AI/K 4915-Kr/Ka
Anmerkung angeben!

Kindersuchdienst für Süddeutsche
Diözesan-Caritasverband
(13a) Regensburg
v.d.Tannstr.7

DRK-Landesnachforschungsdienst

Kreisverein Bruchsal, den: KiKa/, Stuttart
IM DEUTSCHEN ROTEN KREUZ

Bruchsal

registrierung von März 1950 s
Jürgen- Manfred Wladar,



Bruchsal, den 23.11.59

Bruchsal, den 15.3.60
Zollhallenstraße 6

Bruchsal, den 25.2.60

22 Telegramm Deutsche Bundespost

Kreisverein Bruchsal, Zollhallenstr.

aus Dieburg 18 14/9 08.30

Datum	Uhrzeit	Datum	Uhrzeit
14.9.64	0900		
Aufgenommen durch		Gesendet:	
Br. <u>He</u>		Waghäuslerstr.	
<p>Den Wunsch hat er geäußert, bei seiner Pflegemutter zu bleiben. Ich habe ja doch, bevor wir zu der Gegenüberstellung führen, ihm die schriftliche Zusicherung gegeben, dass er selbst entscheiden kann. In diesem Sinne habe ich ihm auch geantwortet und seinen Ent- schluss anerkannt.</p>			

*Bitte mir zeigen nicht kommen
Frau Fern in wital mit geteilt*

DEUTSCHES  ROTES KREUZ Kreisjugendverband

SUCHDIENST HAMBURG

Der Kreis Ausschuss DES LANDKREISES DIEBURG



Aktenzeichen: 462-050

Frau
Leopoldine Wladar

Dieburg, den 29. Sept. 1964

6833 Kirrlach
über Schwetzingen
Waghäuslerstr. 9/1

Verhandlungen

des

naturforschenden Vereines

in **Brünn.**

Brünn, 1866.

Versuche über Pflanzen-Hybriden.

Von

Gregor Mendel.

(Vorgelegt in den Sitzungen vom 8. Februar und 8. März 1865.)

Einleitende Bemerkungen.

Künstliche Befruchtungen, welche an Zierpflanzen desshalb vorgenommen wurden, um neue Farben-Varianten zu erzielen, waren die Veranlassung zu den Versuchen, die her besprochen werden sollen. Die auffallende Regelmässigkeit, mit welcher dieselben Hybridformen immer wiederkehrten, so oft die Befruchtung zwischen gleichen Arten geschah, gab die Anregung zu weiteren Experimenten, deren Aufgabe es war, die Entwicklung der Hybriden in ihren Nachkommen zu verfolgen.

Dieser Aufgabe haben sorgfältige Beobachter, wie Kölreuter, Gärtner, Herbert, Lecoq, Wichura u. a. einen Theil ihres Lebens mit unermüdlicher Ausdauer geopfert. Namentlich hat Gärtner in seinem Werke „die Bastarderzeugung im Pflanzenreiche“ sehr schätzbare Beobachtungen niedergelegt, und in neuester Zeit wurden von Wichura gründliche Untersuchungen über die Bastarde der Weiden veröffentlicht. Wenn es noch nicht gelungen ist, ein allgemein giltiges Gesetz für die Bildung und Entwicklung der Hybriden aufzustellen, so kann das Niemanden Wunder nehmen, der den Umfang der Aufgabe kennt und die Schwierigkeiten zu würdigen weiss, mit denen Versuche dieser Art zu kämpfen haben. Eine endgiltige Entscheidung kann erst dann erfolgen, bis Detail-Versuche aus den verschiedensten Pflanzen-Familien vorliegen. Wer die Ar-

40 *Trypanalabia*

Versuche
in
Pflanzen-Hybriden

von
Gregor Mendel.

(Vorgetragen bei den Sitzungen vom 8. Februar u. 8. März 1865.)

Erläuternde Bemerkungen

Düpfeliche Versuchsanstalten, welche zur Zielerreichung des Besonderen
genutzt werden, um durch Suchen-Meinungen zu gelangen,
sowie die Herablassung zu den Hauptaufgaben, welche die
Körperbau zu sein sollen. Die vollständigste Begabung
mit solchen Anlagen Hybriden sind immer wieder zu geben,
so oft die Versuchsanstalten gewisse Arten ergaben, gab
die Bewegung zu weiteren Experimenten, durch die
es nur, die Entwicklung der Hybriden in ihrer
man zu verfolgen.

Dieser Aufsatz haben sorgfältige Beobachter, wie Hübner,
Gärtner, Herber, Lecq, Michura n. a. einen Teil ihrer
Arbeit mit unermüdlicher Einarbeitung gemacht. Namentlich
die Gärtner in jener Stadt, die die Arbeit zu
im Pflanzenbau sehr sorgfältig beobachtet sind, und
mit in einer Zeit, welche von Michura unermüdlich
Untersuchungen über die Ursachen der Hybriden
ließ. Wenn es nicht möglich ist, die allgemeinen
gründliche Arbeit zu sein die Bildung und Entwicklung der
Hybriden zu verfolgen, so kann das Meinungen
aufzuheben, dass die Ursache der Hybriden nur die
Eigenschaften zu verstehen weiß, mit denen

Erinnerungen an Odrau

Erlebnisse in einer kleinen Stadt im Sudetenland
vor und nach dem Zweiten Weltkrieg

Band I

1. Auflage 1999

2. Auflage 2007

Digitale Ausgabe 2013

An der Erstellung der **digitalen Ausgabe** waren beteiligt:

Ermitteln der aktuellen Anschriften der Rechte-Inhaber (Autoren bzw. deren Nachkommen)	Wilfried Türk
Einholen der Zustimmung der Rechte-Inhaber zur Digitalisierung und Veröffentlichung im Internet Scan der Buchseiten (Grafik-Dateien jpg)	Prof. Dr.-Ing. Ernst Habiger
Texterkennung (OCR, doc-Dateien) Beseitigung der Druck-, Scan- und Texterkennungs-Fehler Formatierung - weitgehend identisch mit dem Original-Buch (doc- und pdf-Datei) Beschaffung und Einbau der Grafik-Daten von Original-Bildern (soweit verfügbar in Farbe) - in Arbeit -	Wilfried Türk
Recherche nach historischen Original-Bildern im Archiv Mateiciuc (Odrau), - in Arbeit - Digitalisierung, Bereitstellung der Bild-Daten	Emil Mateiciuc Pavel Kašpar (Odrau)
Veröffentlichung im Internet unter www.kuhlaendchen.de	Dr. Wolfgang Bruder